Heile, heile Hitler

Claus Günther

Heile, heile Hitler

Szenen einer Kindheit

Claus Günther
Heile, heile Hitler

6. Auflage 2019
verlag.marless.de
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung M.-L. Lessing
Druck winterwork
ISBN 978-3-9817194-9-9

Inhalt

Heile, heile Hitler – Hundert Jahre sind eine kurze Spanne Zeit 10

Dank 12

1. STÖRUNGEN 13

Halbmonde 15

Lauter deutsche Grüße 21

2. FEHLSTART 26

Ein kräftiger 31

3. HELMUT 38

4. TABUS 51

Klarheit. Wahrheit? 52

Entdeckt 55

5. WUNDEN 60

Der Dölmer 67

Mitschnacker 76

6. NACHBARSCHAFTEN 79

Verschwiegen 83

Fremde 90

Unheimlich … schön 94

7. TATEN 99

Das O 102

Schande 109

Fest der Liebe 118

8. GETROFFEN 121

Bilder 126
Kinderkram 136
9. VERHÄNGNISSE 144
Emil 149
Alltägliches 155
Schwierigkeiten 161
10. 5 UHR 45 168
Gedruckt 171
Führergeburtstagsvorabend 179
Bomben 183
Schlagartig 189
Panzer 197
Meier 201
Keller 204
Behindert 212
11. AUFKLÄRUNGEN 221
Zufälle 225
Einsatz Osten 231
Soltau 244
Gescheitert 248
Lehr-Reich 251
Argusaugen 255
Vergnüglich 256
12. LEBENSLANG 262
13. GENERATION ANSCHISS 271

„Drei, vier!“ 277
Heimabend 284
Kennzeichnend 293
14. OBERSCHULE 304
Theater 310
Soldatenvater 315
Volksgemeinschaft 317
Jungs 321
15. VERDRÄNGT 324
Ordnungsmächte 337
Blamabel 338
16. KINDER, LANDVERSCHICKT 343
„1 Verzeichnis“ 345
Abgewohnt 346
Aufbruch 348
Grenzwertig 351
17. WEISSKIRCHEN 353
„Liebe Eltern!“ 354
„Heiliger Geist“ 372
Mit vollem Mund 376
Abgestaubt 382
Bekenntnis 384
Züge 389
Wandlung 390
Falscher Film 398

Schuhzeug 401
Zeugnisse 403
Opposition 404
Säbelrasseln 409
Abbruch 415
Hörensagen 417
Bühnenreif 421
Belauscht 425
Halbzeit 430
18. JERMER 434
Eingelebt 439
Endlose Weite 441
Herrenrasse 444
Abgesang, mehrfach 446
Leistungsbescheinigung 449
Abrücken 452
19. KLOSTER WINDBERG 463
Zuflucht 469
„Mutter Deschl“ 470
Verflüchtigt 472
Autoritäten 478
„Teddy“ 480
Milch mit Schuss 482
Götzendämmerung 484
Ein Wort zum Sonntag 493

Badefreuden und „Panzerfääst“ 494
Cäsar, Spiegeleier, Kopfläuse 496
Eine Frage ... .498
Betteln bei Bauern 498
Hamburg ruft! 500
Aussetzer 500
„In allerkürzester Zeit“ 502
Endlich! 505
Langzeittour gen Norden..... 507
20. NACHDEM. NACH DEM KRIEG. 511
Butterstiefel.....512
Im Haus 514
Hungern. Frieren. Hoffen. 518
Ohrfeigen 533
Zucker und Kaffee 538
Getötet! Gefilmt!..... 543
21. FINAL MEMORY 547
22. STOLPERSTEINE..... 552
Unterm Strich..... 554

HEILE, HEILE HITLER – HUNDERT JAHRE SIND EINE KURZE SPANNE ZEIT

„Es ist bald wieder gut“, verspricht das Kinder- und Karnevalslied *„Heile, heile Gänsje“*. Bald? Bald ist ein dehnbarer Begriff, wie der Schluss des Liedes zeigt: *„Heile, heile Mausespeck, in hundert Jahr' ist alles weg!“*

Hundert Jahre. Ein Wimpernschlag der Geschichte. Vor mehr als einem Jahrhundert begann der Erste Weltkrieg, nur 15 Jahre nach dessen Ende kam 1933 Hitler an die Macht. Von Stund an war der 'Deutsche Gruß' „Heil Hitler“ Pflicht und das *Heil-ihn-grüßen* morgens, mittags und abends allgegenwärtig, bei jeder Begegnung mit Nachbarn, Freunden, Bekannten – auf der Straße, im Laden, in der Schule, im Büro und bei Veranstaltungen: überall! Ausgerechnet Heil. Von Hitler ging das Unheil aus, das 1939 zum Zweiten Weltkrieg führte und Europa in den Abgrund stürzte.

Hundert Jahre. Vielleicht musste ich, Jahrgang 1931, erst alt werden, um zu erkennen, wie sehr die Nazi-Diktatur mich und meinesgleichen, die wir in dieser Zeit herangewachsen sind, beeinflusst und geschädigt hat. Das Erinnern daran sehe ich heute, da Rechtspopulisten in Deutschland und in einigen Nachbarstaaten erneut an Einfluss gewonnen haben, als unabdingbare Mahnung.

Nie wieder Krieg! Nie wieder Diktatur!

Claus Günther

Aber wer bin ich, dass ich unentwegt urteile und verurteile?

Bin ich, charakterlich, „besser“ als meine Eltern?

Besser nicht. Ähnlich ja. Und doch ganz anders.

Das habe ich getan, sagt mein Gedächtnis.

Das kann ich nicht getan haben, sagt mein Stolz und bleibt unerbittlich.

Endlich – gibt das Gedächtnis nach.

Friedrich Nietzsche

Dank

Erkenntnisse über mich selbst, über mein Verhalten, über die Ursachen und die Auslöser verdanke ich der intensiven, hilfreichen Aufarbeitung mit Eugenie.

Was dies Buch betrifft, gilt mein Dank in besonderem Maße jener Frau, die nach dem Lesen meiner ersten Manuskriptseiten urteilte: „Weiterschreiben musst Du auf jeden Fall. Unbedingt. Dies ist das Buch, für das Du schreiben gelernt hast." Sie ist nie müde geworden, mich anzuspornen, und sie hat großen Anteil daran, dass ich die Biografie vollendet habe. Danke, Marlou.

Danke sage ich für Briefe, Tagebuchaufzeichnungen und Gespräche meinen ehemaligen Mitschülern Dieter, Ernst, Günter, Hans, Hans-Hermann, Harald, Harm, Julius, Klaus, Kurt, Ralf, Uli und Wilhelm, desgleichen meinen einstigen Lehrern „King" und „Teddy" sowie, last not least, meiner Frau Ingrid für ihre Geduld.

Darüber hinaus danke ich den Kolleginnen und Kollegen von der ZeitZeugenBörse Hamburg – zeitzeugen-hamburg.de – für das indirekte Mitwirken durch ihr eigenes Erinnern, ferner vielen Schülerinnen und Schülern nebst ihren Lehrkräften für deren konzentriertes Zuhören und Nachfragen.

Claus Günther

1. STÖRUNGEN

In unserer Nachbarschaft gab es einen Schuster – ein alter Sozi, haben die Leute gesagt –, der hat nicht anständig gegrüßt. „Heil Hitler!“, den rechten Arm mit flacher Hand auf Augenhöhe schräg nach oben gestreckt, so gehörte sich das doch! Sogar wir Kinder haben das gewusst. Aber unser Schuster, der machte das nie. „Hiller!“, hat der geantwortet, wenn man reinkam in die Werkstatt, und er hat einfach weitergearbeitet, mit beiden Händen. Aber eines Tages, 1941, da war er weg, der Schuster, und seine Werkstatt, die war dicht und dunkel. Wegen Einberufung geschlossen? Das glaub ich nicht. Für die Wehrmacht war der zu alt. Also ist er plötzlich gestorben? Keine Ahnung. Es ist sicher besser, man fragt nicht weiter.

•

„Ein Katzenname. Peter ist ein Katzenname, hat sie ihm gesagt, verstehst du? Das hat sie mir erzählt.“

Jana blickte nicht hoch. Sie machte sich Notizen. Die Stunde war zu Ende. Gleich würde ihre nächste Klientin kommen.

„Es ist mir eben eingefallen, Jana, gerade eben. Glaub mir, es ist wichtig! Ein Katzenname sei das. Aber er – er hat sich natürlich durchgesetzt. Hab ich wohl noch Glück gehabt, dass ich nicht Struppi heiße oder Fiffi, was?“

•

Doris war nicht da, als Peter nach Hause kam. „Bin noch mal weg“, stand auf dem Zettel. Wie lange? Keine Ahnung. Peter nickte zufrieden. Manchmal war es angenehm, allein zu Hause. Im Keller musste noch

Bier sein. Ein, zwei Dosen klammheimlich besorgtes, kellerkühl temperiertes Bier. Er nahm das Handy mit hinunter. Er könnte in der Wohnung anrufen, so tun, als käme es von außerhalb.

Heimlichkeiten. Warum? Es war ihm in Fleisch und Blut übergegangen, seit – seit wann eigentlich? Doris hätte ihm bestimmt erlaubt, ein Bier zu trinken. Auch zwei. Seitdem Peter nicht mehr in die Kneipe ging, um sich zu besaufen, war sie toleranter geworden.

> „Aber das ist so, als dürfe oder müsste ich unter ärztlicher Aufsicht trinken, weißt du? Und das schmeckt mir nicht, im doppelten Sinne."

Jana verstand das. Doris hätte den Kopf geschüttelt.

Peter Littich setzte sich auf die alte Fußbank. Her mit der Dose. Knack! Hastig, wie ein Ertrinkender, nahm er große Schlucke, spürte die wohlbekannte Wärme, welche der Gier nach mehr, nach immer mehr vorausging …

Vorbei, vorbei. Er konnte es gesundheitlich nicht mehr vertragen – und kam sich lächerlich vor, wie ein Versager. Was sein Vater wohl gesagt haben würde? Memme? Weichei? Nein, Weichei hätte er ihn bestimmt nicht genannt, den Ausdruck kannte man damals noch nicht. Also Memme. „Schreib es auf!" Leicht gesagt, Jana. Erinnerungen sind immer subjektiv, doch wie wahr sind sie noch, nach all den Jahrzehnten? Die reine Wahrheit und nichts als die Wahrheit! Ehrlich?

Ich verstecke mich schon wieder. Suche Ausflüchte. Drücke mich davor aufzuschreiben, was mir widerfahren ist, was sich unauslöschlich eingebrannt, was mein Leben mitbestimmt hat.

Peter seufzte, stand auf, zerdrückte die leere Bierdose.

Den Anfang finden, den Anfang machen! Leicht gesagt. Wann und wo beginnt die eigene Geschichte?

„Dein Vater hat deine Mutter geschlagen, als sie mit dir ging!“

Peter begreift den Sinn nicht gleich. Vati hat Mutti geschlagen, als sie mit ihm ging ... mit ihm schwanger war? Tief vergräbt der Junge die Worte seiner Omi im Bewusstsein, schiebt der Phantasie einen Riegel vor. Nicht nachdenken, nichts ausmalen ... Wie alt mag er gewesen sein, als er das hörte? Sieben? Acht?

Nein, Peter Littich muss anders anfangen mit seiner Geschichte. Er wird nach oben gehen und sich an seinen Laptop setzen.

Als er den Keller verlassen will, kommt jemand die Treppe herunter. Schritte nähern sich. Peter versteckt die Bierdose. Die Eisentür zum Kellergang wird geöffnet.

„Also hier bist du! Was machst du denn um diese Zeit im Keller? Hättest ja auch mal Bescheid sagen können.“

„Doris, hallo! Ich äh – wollte sowieso nach oben kommen. Bin hier grade am Aufräumen, weißt du? Hat aber auch Zeit bis morgen. “

Halbe Antworten, wahre Lügen. Was hat Doris eigentlich gewollt?

Die Geschichte, Peter Littich, komm endlich raus mit deiner Geschichte!

Halbmonde

Behutsam öffnete der Junge die Wohnzimmertür. Sein Vater saß neben dem Volksempfänger und blickte hinaus auf die Straße, der Hinterkopf überragte die

Stuhllehne. Die schneidende Stimme des Rundfunkreporters überschlug sich vor Begeisterung.

…und Konrad von Wangenheim, der tapfere Deutsche, beendet den Ritt trotz seiner Verletzung. Das ist die Goldmedaille, die Goldmedaille für die deutsche Mannschaft im Vielseitigkeitsreiten der Olympiade 1936! Der Führer ist aufgesprungen! Der Jubel ist unbeschreiblich, verehrte Hörerinnen und Hörer!

Der Vater nickte zufrieden und drehte das Radio leiser. Sein linker Unterarm ruhte auf dem kleinen Beistelltisch, die Finger leicht gespreizt. Seine Rechte führte die Nagelfeile, mit der er Finger für Finger das Häutchen unterhalb der Halbmonde lockerte, um es danach mit dem Daumen, gestützt auf den Zeigefinger, hinunterzuschieben. Plötzlich schreckte er hoch.

„Peter! Kannst du dich nicht bemerkbar machen? Wie? Na, komm schon, komm näher ran. So. Weißt du, was ich mache? Sieh mal, das Weiße hier unten am Fingernagel, das nennt man Halbmond. Die Halbmonde an den Fingern müssen immer zu sehen sein, mein Junge, wenn man gepflegt sein will. Deswegen schiebe ich die Haut runter. Na, das lernst du auch noch."

Lächelnd breitete er die Arme aus, zog den Jungen zu sich heran und wiegte ihn vier-, fünfmal hin und her.

Peter schließt die Augen; einen Augenblick lang ist es wie früher, als er dieser Zärtlichkeit vertraute und sich grenzenlos geborgen glaubte. Ein Frösteln überkommt ihn, er kämpft mit den Tränen. Nichts ist mehr wie früher, es wird nie wieder so sein.

Abrupt lässt der Vater ihn los.

„Dann geh mal wieder spielen."

Der leichte Klaps auf Peters Po ist freundlich gemeint, doch er fühlt sich wenig zärtlich an. Tut's ein bisschen weh? Nein, es schmerzt außerordentlich.

„Lene! Ist das Essen fertig? Heleeene!", ruft der Vater durch die geöffnete Tür, als der Junge hinausgeht. „Es ist schon nach zwölf!"

•

An diesem Abend liegt Peter lange wach. Vergeblich wehrt er sich gegen die Bilder, die ihn bedrängen, gegen die Scham, die Angst, den Schmerz, die Wut. Etwas ist verloren gegangen an jenem Sonnabendnachmittag, verloren für immer.

Heiß ist es gewesen. Peter hat geschwitzt, draußen auf der Straße. Und weit und breit kein Kind zum Spielen! Nur die Frieda. Langweilig.

„Ich muss mal!"

Blöde Frieda.

„Ich muss mal! Ich komm gleich wieder!"

Frieda, die Blöde. Frieda geht auf die Dummenschule, weil sie so doof ist. Mit der kann man nicht richtig spielen. Dabei ist die schon zwölf. Peter ist erst fünf. Der Junge ist viel zu verwöhnt, sagt sein Vater, du verweichlichst ihn, Helene. Aber er ist doch so oft krank, Helmut, wendet die Mutter ein. Peter, das Einzelkind. Ausgebrütet und behütet. Neugierig. Wissbegierig. Was sieht er? Was weiß er? Etwas ist anders, da unten bei den Mädchen. Er hat das genau gesehen neulich, als eine Kleine von der Mutti abgehalten wurde beim Pischern. Jungs stehen, Mädchen sitzen. Warum nur? Warum?

„Kann ich – kann ich mitkommen und zukucken?"

„Meinetwegen“, lacht Frieda. Lacht sie ihn aus? Peter folgt ihr bis zum Rasenstück am Straßenrand. Da steht ein kleiner Busch. Zukucken, Junge, darfst du das? Heftig klopft sein Herz. Frieda hebt den Rock, zieht den Schlüpfer hinunter, hockt sich hin …

•

Diesmal war er dran, das stand für Helmut Littich fest, doch abermals war ein anderer zum Sturmführer befördert worden, noch dazu einer, der erst vor kurzem in die SA eingetreten war. Nach der Versammlung hatte der Kamerad tüchtig einen ausgegeben, und da konnte und wollte Helmut nicht nein sagen. So war es spät geworden an diesem Sonnabendnachmittag, und er schwankte und beherrschte sich mühsam. Die Uniform, das deutsche Ehrenkleid, muss sauber bleiben!

Gleich hat er's geschafft, gleich ist er zu Hause, Gott sei Dank. Doch was er jetzt gewahr wird, drüben auf der anderen Straßenseite: Was macht sein Junge denn da bei der Blöden? Das ist ja unfassbar!

„Peter! Pe-ter!!! Komm sofort her!!!“

Hat Helmut Littich je im Leben so laut geschrien?

Augenblicklich rennt der Junge über die Straße und greift, wie stets, nach seines Vaters Hand, doch der entzieht sie ihm mit einem Ruck. Verstört, doch hoffend, fasst Peter nach – und greift ins Leere. Er trippelt zwei, drei schnelle Schritte, dann sucht die kleine Kinderhand noch einmal die große Pranke, aber wieder vergeblich. Der Vater schnauft, er riecht nach saurem Schweiß und herbem Bier, seine Nagelstiefel hämmern aufs Pflaster. Angsterfüllt, den Kopf gesenkt, trippelt der Junge mechanisch nebenher, unfähig wegzulaufen, geschweige denn, daran zu denken.

Plötzlich, direkt vor der Haustür, packt der Vater seinen Sohn mit der Linken; überraschend schnell und zielsicher ist der Schlüssel im Schloss und dreht sich. Weit reißt er die Tür auf, so dass sie gegen die Wand knallt, stößt den Jungen vor sich her ins elterliche Schlafzimmer und wirft ihn bäuchlings aufs Bett. Peter zittert und winselt, doch er wagt nicht den Kopf zu heben.

Durch das Lärmen aufgeschreckt, eilt seine Mutter herbei.

„Mein Gott, Helmut! Was ist denn los?“

„Die Frieda hat gepinkelt, und er hat drunter gekuckt!“

Während der Vater dem kleinen Peter mit der Linken die Hose herunterreißt, hat seine Rechte den Lederriemen der Uniform gelöst und schlägt damit erbarmungslos auf den kleinen Hintern: einmal!, zweimal!, dreimal! – wie oft?

„Hör auf! Hör sofort auf!! Du schlägst den Jungen ja tot!!!“

All ihre Kräfte aufbietend, fällt Helene ihrem Mann in den Arm, drängt sich zwischen ihn und den Jungen, sodass er ablässt von dem Kind.

•

Während der Vater aufatmend den Raum verlässt, beugt sich die Mutter über das wimmernde Bündel, streichelt den Kleinen: es ist gut, es ist vorbei. Noch einmal erschauert Peter, als er feststellen muss, dass er sich nassgemacht hat vor Angst, aber das macht doch nichts, sagt Mutti, komm, ich zieh dich aus. Vor Schmerzen wimmernd, lässt er es geschehen.

„Du lieber Himmel …“

Rot, geschwollen, mit Striemen überzogen zeigt sich der nackte Kinderpo. Kleine Hubbel erheben sich dort, wo ihn die Verdickung des Lederriemens getroffen hat. Gebrandmarkt wie ein Stück Vieh. Bedachtsam, ganz sanft cremt Helene Peters Gesäß ein. Dann zieht sie ihm seinen weißen Bademantel über.

„Ich komm gleich wieder, mein Junge."

Der Kleine nickt.

Es dauert eine ganze Weile, bis seine Mutter zurück ist. Vati ist ihm nicht mehr böse, sagt sie. Aber Peter muss sich bei ihm entschuldigen. Sie sagt vor, was er sagen soll. Er vernimmt es ungläubig, wiederholt es eingeschüchtert.

„Gut, Peterchen. Ich komme mit."

•

Der Herrscher sitzt auf seinem Throne,
das Antlitz abgewandt von dem,
den er einst zeugte und soeben schlug.

Zu zweit betreten sie das Wohnzimmer. Ein aufmunternder Händedruck, dann lässt die Mutter los, und der kleine Junge mit dem roten Hintern unter dem weißen Bademantel geht zaghaft auf den Vater zu, der teilnahmslos dasitzt und aus dem Fenster starrt. Gleich wird er sich zu ihm umdrehen, sein Vati, er wird Peter um Verzeihung bitten und ihn weinend in den Arm nehmen, bestimmt wird er das! Der Junge darf nur nichts falsch machen jetzt. Einfach weitergehen. Schnell pocht das Herz. Noch ein Schritt. Noch einer. Der Vater rührt sich nicht. Die Erde tut sich auf. Du sollst nicht lügen. Kannst du deinen Text, Peter? Sag ihn einfach.

„Vati, ich – es tut mir leid."

Stille. Junge, da fehlt noch was! Atme durch. Spuck es aus! Jetzt!

„Ich will auch wieder lieb sein."

„Und so was nie wieder tun? Versprichst du das?", fragt der Vater, sich zu ihm umwendend. Wie fremd er aussieht!

„Nein. Ja."

Endlich, endlich beugt Helmut Littich sich zu Peter hinab, umarmt ihn bierschweißatmig. Aber der Junge – was hat er nur? – sein Junge macht sich steif, er kann nicht anders, und als er das bittere Salz der Tränen schmeckt, versucht er sich loszureißen, doch er knickt in den Knien ein, wird weich und schluchzt, ohne es zu wollen, bis auch die Mutter ihre Arme um ihn legt.

Wieder lieb sein, dröhnt sein Kopf, wieder lieb sein ...

Lauter deutsche Grüße

Wer sich erinnert, läuft Gefahr, zum Voyeur zu werden, stellt sich und andere zur Schau, entblößt womöglich die ganze Sippe. Ich werde mich verleugnen.

„Aber Peter, du lügst ja!"

„N-nein nein, Mutti. Ganz bestimmt nicht!", spricht die Angst.

„Doch, Peter. Du hast da einen roten Strich! Das sehe ich ganz deutlich!"

„Wo denn?"

„Na, da – auf deiner Stirn! Lügen darf man nicht, das weißt du doch. Wenn man lügt, hat man mitten auf der Stirn einen roten Strich."

Eine Zeit lang funktioniert das. Peter ist vertrauensselig und naiv. Wenn er aber etwas erlebt oder hört, was er selbst kaum glauben kann und dennoch für so wichtig hält, dass er es seiner Mutter erzählen muss, fügt er hinzu: „Kuck mal, ich hab auch keinen roten Strich!“ Fein, mein Junge, nickt die Mutti. Hört sie ihm überhaupt zu? Er blickt in den großen Spiegel auf dem Flur, überprüft sein Gesicht, geht näher heran, betrachtet die Stirn. Da fällt ihm ein: „Gestern wollte Achim mich hauen, da hab ich ihm die Hand festgehalten.“ Ist ja gar nicht wahr, Mutti, ist ja gar nicht wahr, freut sich Peter insgeheim. Fein, mein Junge.

Spieglein, Spieglein, an der Wand, und was kommt jetzt? Na? Na? Kein roter Strich! So hat Peter Littich das Lügen gelernt.

•

Halbmonde. Dieser eine, einzige Tag, an dem sein Urvertrauen zerschlagen wurde. Jahrzehntelang hatte Peter nicht mehr an die Prügel gedacht. Alles Belastende umschlossen seine Träume, verdrängten und versenkten es im tiefen See der Erinnerung … Doch du kannst dergleichen nicht vergessen, nicht willentlich. Jetzt, da es ihm gelungen ist, das Erinnerte zu bergen, wirft Peter es abermals über Bord, „ein für alle Mal!“ Dass er gleichwohl sein Leben lang damit verbunden bleibt – untrennbar wie mit seinem Schatten –, wird ihm später erst bewusst.

Was überwiegt, mehr noch als Schmerz und Wut und Trauer, ist die Scham. Deshalb hat er auch Jana nie erzählt, wie das war mit Frieda, obgleich er Jana vertraut und sich auf alles einlässt, selbst wenn er Rotz und Wasser heulen muss. Den Vater, seinen geliebten

Vati, hat Peter bei Jana getötet, sich von ihm befreit und es ihm heimgezahlt: Er hat ihn erschlagen, indem er auf ein Kissen eingeprügelt hat, bis ihn die Kraft verließ.

Heilsam sei das gewesen, hat er Doris geantwortet, die nur zu gern gewusst haben würde, was da so läuft bei Jana: „Heilsam."

•

Heilsam ...

Als Peter Littich an jenem Tag von Jana kam, erinnerte er sich an ein gekrächztes Heil-Geschrei aus unheilvoller, obgleich noch sorglos erlebter Zeit.

„Dass du das noch weißt!?", hat seine Mutter gestaunt, wenn Peter späterhin, als er größer war, davon erzählt hat. „Da warst du noch keine drei Jahre alt!"

Dann muss das im Sommer dreiunddreißig gewesen sein. Da war Hitler bereits an der Macht und der so genannte *Deutsche Gruß* verpflichtend vorgeschrieben. Schluss mit *Guten Morgen*, *Guten Tag*, *Guten Abend*, *Gute Nacht!* Stattdessen „Heil Hitler!" überall in Deutschland, über alles und in aller Munde ...

An einem warmen, sonnigen Tag sind Peter und seine Eltern von Harburg nach Hamburg gefahren. Mit der Tut-tut-Eisenbahn! Ach, ja! In einem Geschäft in der Langen Reihe hat Vati die Puttenköpfe aus mattweißem Porzellan gekauft, ein allerliebstes Kunstwerk, das später über den Ehebetten thronte.

(Der Maler Raffael rotiert seither im Grabe.)

Lange Reihe. Hier stehen noch alte Häuser, deren Parterrefenster kaum dreißig Zentimeter über dem Bürgersteig beginnen. Etliche Fenster sind weit geöffnet;

es gibt noch nicht so viele Autos, welche die Luft verpesten. In manch ein Zimmer kann man von der Straße aus hineinsehen, das schafft selbst ein Dreikäsehoch wie Peter. Und plötzlich krächzt da jemand!

„Heil! Heil Hitler! Heil Hitler! Heil Hit – “

Lauter deutsche Grüße! Ach kuck mal, da hockt ein Vogel im Bauer auf der Stange. „Heil Hitler!“, krächzt erneut der Papagei, „Heil Hitler! Heil!“ Er hebt sogar die rechte Kralle, blickt uns an – und schweigt. Das Dünnbein senkt sich.

Die Frau neben ihm, Breitbrustdoppel im Grünpullover auf der Fensterbank, grinst uns beifallheischend an. Ihre wie auch seine Nummer, mühsam einstudiert in vielen Wochen! Er soll noch mal Heil Hitler sagen, „Lora, ja, du kannst es doch, und schön das Beinchen heben, sehnse, jetzt – ei, Looraa, ja, nu mach schon, mach!“

Ja! Lora hebt die Rechte, senkt sie ab und sagt: „Lora!“

Nun aber Schluss, wir müssen weiter, sonst wird der Junge quengelig, bis wir in Harburg sind. Mutti trägt die Engelköpfe, Vati muss die Hände frei haben, immer muss er das, er hat ja auch genug zu tun, na, bleib mal stehen, Peter, du siehst das doch! Helmut Littich zückt das silberne Zigaretten-Etui, linke Innentasche im Jackett, stets die linke, er fände sich auch nachts zurecht. „Halte Ordnung, liebe sie! Ordnung spart dir Zeit und Müh, mein Junge.“ Ob der Kleine das wohl schon versteht? Zweimal, nein, dreimal stupst Vati die Orient auf das Etui, ehe er sie anzündet, tüchtig pusten, Junge, siehst du, nun ist das Streichholz aus, gut gemacht. Und in die große Linke schmiegt sich die kleine Rechte: Der Vati und sein Peter, Hand in Hand.

„Papagei?“

Das behält der Junge. Plappert noch Monate später davon, Heilhitler hat der Vogel gesagt und sein Bein gehoben. Ob die Tante den Papagei wohl noch hat?

„Was soll die Frage? Sei still davon!“, herrscht der Vater den Jungen an.

„Komm mal mit!“ Helmut winkt Helene auf den Flur und schließt die Tür.

„Die Frau kann ins KZ kommen mit so was, Lene, glaub es mir! Wieso? Wieso, wieso. Überleg doch mal. Und wenn der Vogel zehnmal nichts dafür kann! Begreifst du das nicht? Wenn das der Führer wüsste mit dem Papagei, wär die Alte dran. Was? Ja, die mit dem grünen Pullover. Was sie getan hat? Du kannst fragen. Weißt du denn, ob das nicht ’ne Kommunistin ist? Die hat den Vogel doch absichtlich so abgerichtet! Das geht gegen … äh, gegen uns, gegen Großdeutschland. Ja! Der Papagei sagt Heil Hitler und zieht den Führer in den Dreck. Das musst du dir mal vorstellen, Mutti! Der hebt die Kralle – hebt die Hand wie ein Nationalsozialist! Und wir, Helene, wir haben darüber gelacht, das hat der Junge mitgekriegt, dafür war er nicht zu klein. Weißt du, was das bedeutet, wenn das rauskommt? Wenn der Junge wieder davon anfängt, müssen wir ihn ablenken. Und falls er keine Ruhe gibt, werde ich ihn mir vorknöpfen.“

Sie nickt; Helmut muss nichts weiter sagen. Krönke von nebenan, der versoffene Krönke! Der soll ja ein „Geheimer“ sein. Jedenfalls sieht man den nie in Uniform. Sein Sohn aber, der Jochen, der ist doch im selben Alter wie Peter! Und die spielen oft zusammen!

2. FEHLSTART

Sanfte Klänge. Ganz leise. Die Liege ist bequem. Langsam entspannt sich der Mann. Die Frau dort – heißt sie Ulrike? – hat ihm eine leichte Decke übergelegt, einen schwarzen Sichtschutz auf die Augen und einen kleinen Gegenstand auf die Stirn. Er soll ihr sagen, was er sieht, hört, fühlt. Sagt er es?

Damals – er war bereits Mitte fünfzig – hat sich Peter Littich für Esoterik interessiert und vieles ausprobiert.

Als er alt ist, über achtzig, spricht er selten darüber, nennt es, wenn überhaupt, seinen spirituellen Lebensabschnitt oder seine „Aufarbeitungsphase". Es war sein Selbstfindungsprozess. Nicht nur Jana hat Anteil daran.

„Erinnerst du dich noch an Benno, Doris? Genannt Benno, der Bär?"

„War das nicht der, bei dem du die Rückführung gemacht hast? Du hast ganz schön viel Geld ausgegeben damals. Und was hat es dir gebracht? Bist du vielleicht erleuchtet?"

Unsinn. Doch bei der – bei dieser Ulrike, da hat er mit geschlossenen, abgedunkelten Augen blaues Wasser gesehen und später festgestellt, nach dem Entfernen des Augenschutzes, dass ein blauer Lapislazuli auf seiner Stirn gelegen hat. Und was hat sie gesehen, die Therapeutin? Ihre Fragen sind präzise.

„Was war mit deiner Geburt, Peter? Warum wolltest du nicht auf die Welt?"

Als ob du das hättest bestimmen können! Doch deine Mutter hat dir erzählt, von Karfreitag bis Ostersonntag habe deine Geburt gedauert, und mit sechs Wochen

bekamst du beidseitig eine Lungenentzündung und lagst auf Leben und Tod, das weißt du auch von ihr. Was hat das alles zu bedeuten?

Tagelang hast du gegrübelt, dich an längst vergessen Geglaubtes erinnert.

„Peter, du weinst ja immer noch! Dann gehen wir morgen zu Karstadt. Da kaufen wir dir ein Kleidchen und dann heißt du Petersilie."

„Nein, Omi, nein!"

Noch lauter heult der kleine Peter. Diese Heulsuse … Warum nur, warum hat er sich so mädchenhaft benommen? Er ist doch ein Junge und bleibt es auch! Vati, natürlich, Vati wünschte sich einen Stammhalter, und den hat er ja bekommen, er, der mit drei Schwestern aufgewachsen ist. Mutti hingegen hatte zwei Brüder als Geschwister und wünschte sich sehnlichst ein Mädchen.

Das Kind, beseelt von dem Wunsch, es beiden recht zu machen, versucht den Spagat: ein Schau-Spieler, der an seiner Rolle zu scheitern droht.

„Ich habe Peter, als er noch klein war, hin und wieder in den Arm genommen. Kleine Kinder brauchen das, hatte ich gelesen. Aber ich hatte nie das Bedürfnis. Ist das nicht komisch?"

Vorschriftenmutti. Alles muss genau sein, genau gezählt, genau gewogen, gemessen, gekocht, gebraten, gewaschen, gebügelt – perfekt! Nur dann ist es richtig.

„Als du noch Baby warst, hab ich dich fast verhungern lassen. Ich hatte die Angabe für die empfohlene Tagesmenge der Nahrung falsch gelesen …"

„Was war mit deiner Geburt, Peter? Warum wolltest du nicht auf die Welt?"

Sicher hat Helene Littich ihren kleinen Peter lieb gehabt, doch was sie empfand, „konnte sie nicht so zeigen“. Dass sie die Tochter eines Beamten war, eines Eisenbahn-Oberingenieurs (oh ja!), hatte damit nichts zu tun. „Man muss immer unter sich gucken!“, hat Mutti oft gesagt. (Peter ist jedes Mal zusammengezuckt, weil er an die Sache mit Frieda hat denken müssen.) Das klang wie eine magische Selbsterhöhung, schließlich hat sie unter ihrem Stand geheiratet! Die Liebschaft mit Helmut, dem Sohn eines Friseurs, der auch Uhrmacher war, der später in Moorburg eine Gastwirtschaft gekauft hat, der Zähne gezogen und einen Eichentisch angehoben hat, ohne ihn anzufassen, allein mit seinem Gebiss – und das war nicht etwa künstlich –, diese Liebschaft mit dem Sohn von Opa Littich verdankte sie ihrem Leichtsinn. Den zweiten Likör hätte sie nie und nimmer trinken dürfen! Leibhaftig … hat sie jetzt die Folgen zu tragen.

Und Helmut? Ach, Helmut Littich! Ein Luftikus, der sich herumtreibt und den Mädels nachstellt. Und wie! Der „schöne Helli“ ist stadtbekannt; er kann Gefühle zeigen und tut es auch. Einer Freundin macht er weis, man könne ihm keine größere Freude machen als mit einem Blumenstrauß. Und die bringt ihm beim nächsten Treffen tatsächlich einen ansehnlichen Strauß mit – den er noch am selben Abend einer anderen Geliebten schenkt. Auf so einen, Helene, sind schon ganz andere hereingefallen. Dass er ein schlecht verdienender Angestellter ist, der nicht nur die Frauen, sondern auch den Alkohol liebt und häufig arbeitslos ist: Was zählt das schon, als „es“ passiert ist. Wenn man – Mann! – anständig ist, dann heiratet man das geschwängerte Mädchen, dafür sorgen notfalls die Schwiegereltern,

und die eigenen wohl auch. Fast wäre es zu spät gewesen! Zwischen Hochzeitstag und Helenes Niederkunft liegen gerade mal fünf Monate. Doch immerhin wird Peter ehelich geboren und ist somit knapp vorbeigeschrammt an der Schande …

Peter ist ein Katzenname, hat seine Mutter gesagt.

•

Als der Kleine knapp zwei Jahre alt ist, sterben beide Großväter an Krebs. Opa Littich, der die Schmerzen nicht aushielt, hängte sich auf. Als Selbstständiger hatte er „nicht geklebt", also keine Rentenversicherungs-Beiträge entrichtet. Bitter für seine Witwe! So bekommt sie nur eine schmale Rente und ist auf finanzielle Unterstützung ihrer Kinder angewiesen. „Ich? Meiner Mutter Geld geben? Wovon denn?", empört sich Helmut Littich. „Ich habe Frau und Kind und bin Alleinverdiener!"

Omi Fellner hingegen steht sich weitaus besser, dank ihrer üppigen Pension. Höhere Beamte hat der Staat im Alter immer schon gut versorgt und deren Witwen nicht minder. Dass sie das Haus weiter abzahlen muss, fällt ihr leicht; die oberen Räume hat sie an ein älteres Ehepaar vermietet. Aber: „Nicht so viel Wasser, das kost' alles Geld!", mahnt Omi, wenn der kleine Peter zu Besuch ist und seine Hände wäscht. „Das Haas hat Taasende gekostet!", stellt sie in ihrem hannoverschen Tonfall häufig fest, und eine 15-Watt-Glühbirne reiche als Beleuchtung völlig aus, zumal auf der Toilette. Im Übrigen ärgert sie ihren Nachbarn gern mit der Bemerkung, sie sei „die Höchste hier in der Straße!" Ein Scherz, gewiss, doch ein bisschen Ernsthaftigkeit ist schon dabei, getragen von dem Stolz, in

ihrem Eisenbahn-Oberingenieur den richtigen Mann zu haben ... gehabt zu haben.

Welch ein Gegensatz zu ihrem Schwiegersohn. Wie hat Helene nur auf diesen Hallodri hereinfallen können, diesen Rumtreiber, diesen Habenichts! Nur weil der gut aussieht?

•

„Du hast oft auf meine Blase gedrückt, damals. Und auf den Ischiasnerv."

Moment mal. Das war – pränatal! Vor Peterchens Zeit, sozusagen. Macht Mutti ihm das zum Vorwurf? Ach nein, so war das doch nicht gemeint! Sie hat das nur mal so gesagt ...

So ... gesagt. Nur mal so.

> Das stimmt nicht, Mutti, du hast das häufig gesagt, sobald du sicher sein konntest, dass ich das verstand. Sollte ich mich schuldig fühlen? Es hat mich wütend gemacht, und es ist mir peinlich gewesen. Zu intim, zu indiskret für das Kind.

Deshalb hat der Peter geschwiegen. Als er erwachsen ist, hat er nachgerechnet. Passiert ist „es" wohl Anfang Juli 1930, das war ein Monat mit einigen ungewöhnlich heißen Tagen.

> Und wo, ich meine, wo habt ihr euch ... geliebt? Auf einer Bank? Im Gebüsch des Stadtparks? Im Wäldchen am Außenmühlenteich?

Mensch, Peter! Solche Fragen stellt man nicht! Einverstanden, Helene Littich. Dann behalte gefälligst für dich, was zu dir gehört und woran allenfalls noch Helmut beteiligt war!

> Deine Blase und dein Ischiasnerv gehen mich nichts an.

Ein kräftiger …

Es begann am Karfreitag, aber er wollte nicht, und sie konnte nicht. Oder beides. Der Beginn einer unendlich langen Hausgeburt. Doch schließlich, am dritten Tag nach den ersten Wehen, war der Knabe nicht mehr zu halten – ein schreiendes, krebsrotes Bündel hob die Hebamme ans Licht.

„Was war mit deiner Geburt, Peter? Warum wolltest du nicht auf die Welt?"

Am Dienstag nach Ostern stand die Annonce, gut platziert und hübsch umrandet, in der „Lühmannschen". *Peter* – der Name, schräg gesetzt, war unterstrichen. Groß herausgestellt: *Ostersonntags-Junge*. Na, so ein Glück aber auch! Noch dazu besonders kräftig, der kleine Sohnemann! Wirklich? Aber ja, da steht's doch: *Ein kräftiger Ostersonntags-Junge angekommen*. Schwarz auf weiß in der Zeitung – das muss ja stimmen! Helmut Littich wird doch wohl noch einen strammen Stammhalter zustande bringen! Wär' ja gelacht!

•

Dann lacht mal schön. Der Junge ist zart und schwächlich, und er hat Untergewicht. Seine Mutter – an ihr kann es nicht gelegen haben, sie hat nie geraucht. Nicht mal ausnahmsweise. Und sein Vater? Likör trank er am liebsten. „Weibergesöff!" Na und? Bier war ihm eigentlich zu bitter – es sei denn, er musste mit den Wölfen heulen: bei den Kameradschaftsabenden der SA.

Den kräftigen Ostersonntagsjungen musste er natürlich genauso kräftig begießen. Seine Schwestern und deren Männer kriegten nur Mädchen zustande,

„Grasmiegers“, sagte Opa Littich verächtlich.

Nun hatte Helmut etwas vorzuweisen.

Helene war 33, gefühlte zehn Jahre zu alt für ihren Jungen. Aber das wusste sie anfangs noch nicht. Die Achtung ihrer Eltern und ihrer beiden Brüder verdankte sie der Gründlichkeit, mit der sie stets zu Werke ging. Es dauerte bei ihr alles lange – oftmals zu lange –, aber es war Verlass auf die Lene, und manchmal war sie regelrecht perfekt.

Erst recht natürlich bei ihrem kleinen Peter! Alles nach Plan. Doch während Omi Fellner überhaupt keine Schwierigkeiten gehabt hatte, ihre drei Kinder großzuziehen, war Helene mit ihrem einen Kind nahezu überfordert. Das unentwegte Füttern, Säubern, Kochen, Waschen, Trockenlegen erforderte ihre ganze Kraft, und die Zeit, die Zeit, die Zeit verging, verging so rasend schnell!

Es muss doch alles fertig sein, wenn Helmut von der Arbeit nach Hause kommt: das Essen, der akkurat gedeckte Tisch, das Baby im Bettchen ruhig schlummernd …

Aber dann bekommt Peter auf einmal Fieber, und die besorgten Eltern bringen ihn zu Doktor Guthmüller in die Praxis. Der untersucht das Baby, stellt eine Lungenentzündung fest, beidseitig, und behält den Kleinen da.

Peter war damals sechs Wochen alt, und es ging für ihn um Leben und Tod. Wenige Jahre zuvor, 1928, hatte Alexander Fleming das Penicillin entdeckt, doch es sollten noch etliche Jahre vergehen, ehe es zur Anwendung kam. Guthmüller wird den kleinen Peter vermutlich mit Umschlägen behandelt haben, um das

Fieber zu senken, es gab kaum anderes. Da die Wohnung des Arztes gleich neben den Praxisräumen liegt, verzichtet er darauf, das Baby ins Krankenhaus bringen zu lassen. Stattdessen – das ist verbürgt – wacht er, als die Krankheit die kritische Phase erreicht hat, eine Nacht lang neben ihm und behandelt ihn.

So hat er Peter das Leben gerettet.

Tragisch: Viele Jahre später vergisst dieser tüchtige und mit Recht beliebte Kinderarzt in der Mittagspause ein Kind unter der Höhensonne, so dass es verbrennt. Guthmüller verliert seine Approbation.

Am Ende habe Peter – so erzählte es seine Mutter – „nur noch anderthalb Pfund gewogen", doch er schaffte es zurück ins Leben. Mutti aber war unsicherer denn je, holte sich überall Rat, wendete aber nicht alles richtig an.

Omi Fellner kauft ihrem Enkel Kleidung, alles in Weiß, immer nur Weiß: „Seht ihn euch an, den Kleinen, ist er nicht süß?" Als er größer geworden ist und draußen spielt, wird ihm stets aufs Neue eingeschärft, dass er nur ja nicht sein Zeug schmutzig machen soll.

„Was möchtest du denn mal werden, wenn du groß bist, Peterchen?"

„Aschenkübelmann."

„Aschen …? Warum das denn?"

„Weil die sich immer dreckig machen dürfen und keiner schimpft sie aus!"

Peter bleibt ein zartes, blasses Bürschchen, ein weinerlicher Mädchenjunge. Turnen würde ihm gut tun, Frau Littich.

„Du warst der jüngste Turner!"

Mag sein, Mutti. Peter hat ein Bild vor Augen: Er wird in der Turnhalle auf eine kleine Rutsche gesetzt. Mutti spricht mit der Gymnastiklehrerin und lässt Peter los. Es sind womöglich nur Sekundenbruchteile, in denen er sich grenzenlos verlassen fühlt und ahnt, dass etwas schief geht. Als er unten ankommt, fällt er vornüber und beißt sich auf die Zunge.

Er ist da nie wieder hingegangen. Später in der Schule bekam Peter in Geräteturnen immer eine schlechte Note. Und so sehr er sich auch anstrengte: Den Aufschwung am Reck schaffte er nie.

•

Im Alter von vier bis fünf Jahren hat Peter oft Kopfweh. Der Arzt diagnostiziert eine Neuralgie.

„Nervenentzündung? Aber er ist doch noch ein Kind, Herr Doktor! Wie kann das angehen?“

„Ein sensibles Kind, Frau Littich. Ein sehr sensibles.“

Peters Ängste nehmen zu. Bei einem starken Gewitter ängstigt ihn der krachende Donner.

„Junge, das ist nicht weiter schlimm. Im Himmel wird rangiert, verstehst du? Wie bei der Eisenbahn. Ja, und manchmal stoßen da die großen Wagen zusammen.“

Ach so. Ja, das kann Peter sich vorstellen.

Seine Neuralgie wird medikamentös behandelt. Eines Tages reagiert Peter wie verrückt, redet wirr, weint, friert, bekommt Schweißausbrüche, sieht überall schnell wechselnde Farben und grelles Licht …

Es kann, ja, es muss an der neuen Medizin liegen! Das Rezept solle sie aufbewahren, hat man ihr gesagt. Helene rennt damit zur Apotheke. Ein Blick genügt.

„Für wen ist das? Für ein Kind? Wie alt? Um Gottes willen!“

Der Herr Doktor hatte die zehnfache Dosis aufgeschrieben. Ein jüdischer Arzt! Aber immer noch: ein „Halbgott in Weiß". Peters Eltern trauen sich nicht ihn anzuzeigen. Noch nicht.

Am 30. September 1938 verlieren jüdische Ärzte in Deutschland per Gesetz ihre Zulassung. Nur wenige von ihnen erhalten eine Genehmigung, als so genannte „Krankenbehandler" weiterhin – aber ausschließlich! – jüdische Patienten behandeln zu dürfen.

Peter übersteht die Überdosis, wie so vieles. Nasendiphtherie, Keuchhusten, Masern, Windpocken ... Gibt es irgendeine Kinderkrankheit, die der Junge *nicht* gehabt hat? Dazu die Entzündungen in den Ohren und im Hals.

„Was wolltest du nicht hören, Peter? Was reizte dich, was konntest du nicht schlucken?"

> Ich weiß es nicht. Ich hatte Angst. Angst um mich. Wegen – wegen meiner Eltern. Die haben sich dauernd gestritten! Das Geschrei meines Vaters – kaum auszuhalten. Worum es ging? Keine Ahnung. Das meiste habe ich nicht verstanden. Oder ich habe verstanden und konnte nichts ausrichten.
>
> Einmal stritten sie wegen Opa Littichs Trauring, den Helmuts Schwester Meta nach Opas Tod eingesteckt hatte. Mein Vater meinte, der hätte ihm als Sohn zugestanden. Das wurde zum Dauerthema; meine Mutter hat oft zu schlichten versucht:
>
> „Vati, bitte! Denk daran, sie ist und bleibt deine Schwester!"

Peter wusste zu der Zeit nicht, was ein Trauring ist. Ein Symbol? Aha. Und was ist das? Eheleute tragen so einen Ring, zum Zeichen, dass sie verheiratet sind,

verstehst du das? Hm … ja. Aber das ist erst recht verwirrend: Einen Trauer-Ring trugen die Erwachsenen? Es wurde mit einem Ring belohnt, mit einem Trauer-Ring, dass sie sich stritten? Wie traurig.

Peters Mittelohr: vereitert. Der Arzt durchsticht ihm das Trommelfell, Mutti hat Peter auf dem Schoß – und wird ohnmächtig. Und Peters Mandeln? Die sind viel zu groß und häufig entzündet. Jeder Bissen, jeder Schluck tut weh.

Jana hat gesagt, wer Halsschmerzen hat, fühlt sich oftmals unverstanden und ungeliebt, hat unterdrückte Ängste. Stimmt das?

Peter wird operiert. Zunächst werden die Mandeln gekappt, doch das ändert nichts. Ein Jahr später, da ist Peter sieben, werden sie entfernt. Danach geht es ihm besser, zumindest körperlich.

„Aber ist das nicht so, als würde man in einem Auto, bei dem eine Lampe rot aufleuchtet, einfach die Birne herausschrauben, damit das Blinken aufhört? Überleg mal."

Peter leidet nach wie vor. Und niemand ist da, mit dem er sprechen, sich aussprechen kann. Nur Kobold, eine Handpuppe aus Stoff. Mit Kobold spricht Peter jeden Abend. Kobold ist sein einziger Vertrauter. Er hat keinen Kosenamen. Nur – Kobold.

Wie allein, wie verlassen ist ein Einzelkind, dessen Eltern einander nicht verstehen? Die sich vor seinen Augen und Ohren zanken, ohne es auch nur zu sehen? Wie hältst du das aus? Wie lange?

Als Peter größer ist, versucht er, jeden Streit zu schlichten, dessen Zeuge er wird. Ihr sollt euch wieder vertragen!

„Nein, Peter. Diesmal nicht. Es tut mir leid. Dein Vater hat mich zu sehr beleidigt."

Der Junge fleht und bettelt. Vergebens. Sein Vati, nebenan in der Stube, zuckt die Schultern und schickt ihn zurück zu Mutti in der Küche. Er bettelt abermals. Kopfschütteln. Zurück zu Vati. Grinsen. Erneuter Versuch. Schließlich, als Peter zu weinen beginnt, gibt Mutti nach.

„Aber nur, weil mir der Junge leid tut."

Vati triumphiert grinsend.

Sie müssen sich die Hand geben, die zwei, Peter besteht darauf. Ein Vorgang, der sich alle paar Tage wiederholt.

Fast ein Ritual.

3. HELMUT

Kommuniqué der obersten deutschen Heeresleitung [OHL], vom 11. November 1914: „Westlich Langemarck brachen junge Regimenter unter dem Gesange ‚Deutschland, Deutschland über alles' gegen die erste Linie der feindlichen Stellungen vor und nahmen sie. Etwa 2.000 Mann französischer Linieninfanterie wurden gefangengenommen und sechs Maschinengewehre erbeutet."

Der Knabe Helmut Littich, 1901 geboren, wird das gelesen haben; fast alle deutschen Zeitungen druckten die Meldung nach. Große Teile der deutschen Öffentlichkeit, so heißt es später, nahmen sie unkritisch auf.

Deutsche Tageszeitung, 11. November 1915: „Der Tag von Langemarck wird in alle Zeiten ein Ehrentag der deutschen Jugend bleiben. […] Wohl fielen an ihm ganze Garben von der Blüte unserer Jugend […]; aber den Schmerz um die tapferen Toten überstrahlt doch der Stolz darauf, wie sie zu kämpfen und zu sterben verstanden."

Ein Jahr darauf also, der Mythos Langemarck ist gefestigt, wird eingeräumt, dass „ganze Garben unserer Jugend" gefallen seien. Niemand scheint hinterfragt zu haben, wie die angreifenden Soldaten nach Tagen erschöpfender Kämpfe, 30 Kilogramm Sturmgepäck mit sich schleppend, über den nassen, schweren Lehmboden der flandrischen Rübenfelder vorwärts stürmen und dabei das Deutschlandlied singen konnten. (Den Gesang soll es dennoch gegeben haben: als verzweifelten Hilferuf, nachdem eigene Artillerie die deutschen Soldaten mit „friendly fire" unter Beschuss genommen hatte.)

Aber wer ist denn *„stolz darauf, wie sie […] zu sterben verstanden"?* Schöner sterben – wie übt man das? Es waren etliche junge, unerfahrene Soldaten, die da verreckt sind. Es war auch keine Langemarck-Schlacht, sondern sie fand sechs Kilometer entfernt zwischen Noordschote und Bikschote statt. Nur: Langemarck klingt natürlich markiger … wie Bismarck, irgendwie. Und die Legende lebt! Langemarck-Straßen, Langemarck-Denkmale, eine Langemarck-Kaserne und ein Langemarck-Hotel existieren hierzulande namentlich bis auf den heutigen Tag.

Die Langemarck-Niederlage mithilfe der toten Helden moralisch in einen Sieg umgedeutet zu haben, war bemerkenswert und hat sicher nicht nur Helmut beeindruckt. Welcher Junge möchte nicht „ein echter Mann sein" und durch Ruhmestaten glänzen? Und wo könnte er sich wie auch der Nachwelt am schnellsten als Held erweisen? 1914 ist Helmut zu jung, um Soldat zu werden. Doch 1918, noch vor dem Ende des Krieges im November, meldet er sich freiwillig, um Deutschland zu retten – wird aber nicht angenommen, da er erst 17 Jahre alt ist.

1915, nach Beendigung der Volksschule, beginnt Helmut eine Zimmermannslehre, „aber da haben sie deinen Vater rausgeworfen", vertraut Helene später ihrem Sohn Peter an. Helmut Littich geht dann ein Jahr zur Handelsschule und macht danach, bis 1918, eine kaufmännische Lehre. In den folgenden sieben Jahren (!), bis 1925, finden sich in seinem Lebenslauf immer wieder Einträge wie: „Ohne Arbeit, von den Eltern unterstützt", „Ohne Arbeit; Aushilfe im elterlichen Geschäft", „Ohne Arbeit, ohne Unterstützung".

Endlich, 1919, kommt Helmut doch noch zum Militär.

Vom 3. April bis zum 1. Oktober dient er bei der vorläufigen Reichswehr. Eintrag: *Königlich (sic!) Preussisches Schleswig Holsteinsch. Pionier-Bataillon Nr.9; Führung: sehr gut! Strafen: keine.*

Offiziell wird die Reichswehr am 1.10.1919 gegründet, am Tag von Helmuts Entlassung. Unruhige Zeiten folgen. 1919 wird der Versailler Vertrag unterzeichnet. Ab 1922 formiert sich ein Saal-Schutz namens SS, ein Stoß- und Schlägertrupp, aus der später die SA (Sturm-Abteilung) hervorgeht, die große, paramilitärische Kampforganisation der NSDAP. Parallel dazu entsteht die eigentliche SS. Mit der 100-Billionen-Mark-„Höchstnote“ erreicht die Inflation 1923 ihren absoluten Tiefpunkt. Das bedruckte Papier ist oft wertvoller als der darauf genannte Geldbetrag.



Helmut Littich (Mitte) 1926 als Mitglied vom Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten

Was aber ist das Leben wert, wenn alles Wertvolle wertlos ist? Wer geht dann noch regelmäßig zu Helmuts Vater in den Laden, um sich die Haare schneiden oder die Uhr reparieren zu lassen? Allenfalls schmerzende Zähne lässt man sich, notwendigerweise, von Peters Opa Georg Littich ziehen.

Irgendwie schlägt Helmut sich durch. In seiner Freizeit besucht er Veranstaltungen politischer Redner. Sein Weltbild festigt sich. Im März 1926 wird er Mitglied im „Stahlhelm", dem Bund der Frontsoldaten. Auf dem Heimweg von einer Versammlung der SA lauern ihm drei Kommunisten auf und schlagen ihn zusammen. Die Narbe auf seinem Nasenrücken behält er lebenslang.

In diesen und den folgenden Jahren aber festigt sich auch sein Ruf als Liebhaber des schönen Geschlechts. Helmut ist ein gut aussehender, dunkelhaariger, schlanker junger Mann. Er legt großen Wert auf sein Äußeres, hält sich bewusst gerade, läuft, worauf er stolz ist, die ledernen Schuhsohlen „immer unten in der Mitte durch" und trägt ein Goldkettchen – ums Fußgelenk.

Der „schöne Helli" ist in Harburg stadtbekannt. Er vergnügt sich mit Freunden, ist Stammgast in der „Goldenen Wiege" am Rand der Harburger Wälder sowie im „Café Elend" Am Sand, einem Platz im Zentrum von Harburg.

„Manchmal, wenn der Wind auffrischte, haben wir nachts unsere steifen Hüte über den Platz trudeln lassen. Oder wir haben uns auf den Rand neben die Brunnenfigur gesetzt und mit Teelöffeln, die wir im Café Elend geklaut hatten, Wasser auf den Platz

geschippt. Wenn dann der Wachtmeister kam und fragte: »He, Sie! Was machen Sie da?«, haben wir gesagt: »Psst, Herr Wachtmeister! Wir schöpfen Verdacht!« – und sind abgehauen."

Nicht alles, was Helmut später anderen Männern erzählt, ist für Peters Ohren bestimmt; nicht alles, was er hört, versteht er augenblicklich, aber er behält es im Gedächtnis.

„... und da hat die das 5-Mark-Stück vom Tresen genommen – ohne Hände! Wie? Nein, natürlich nicht mit dem Mund, du Dussel, sondern – also das vergess ich nie! Du, und einmal, im Winter, saukalt ist es gewesen, da war ich abends mit meinem Freund Walter beim Vogelschießen auf dem Schwarzenbergplatz, und da hat doch am Rand einer sein Mädchen, du weißt schon ... Also die hat sich gebückt und an der Sitzfläche der Bank festgehalten, verstehst du? Und er von hinten drauf – aber sie hat zwischendurch immer die Bank losgelassen und in ihre Hände gepustet, weil das so kalt war. Zum Totlachen! Ein anderes Mal, das war auch da oben, da hatte Walter eine Bekannte dabei. Die war nachher total besoffen und ist am Gebüsch zusammengesackt. Da hat er ihr die Hose runtergezogen und ein Würstchen in die Pflaume gesteckt, ha ha ha!"

•

Das Bild, das ein Kind von seinen Eltern hat: Es wandelt sich so, wie das Kind selbst sich wandelt, wenn es größer wird. Peter erlebt seinen Vater als vielschichtiges Wesen. Er liebt ihn, fürchtet, bewundert – und verachtet ihn.

Bewundern auch?

Helmut Littich hat seinen Sohn an das Lesen herangeführt, sein Interesse, sein Staunen, seine Begeisterung geweckt; er hat ihm vorgelesen und Bücher geschenkt. Dafür ist Peter dankbar.

Seltsam blass hingegen bleibt Peter das Bild seiner Mutter. Wofür hat sie sich interessiert, über das Alltägliche hinaus? Eine gewisse Bildung besaß sie doch, und dumm war sie auch nicht! Aber Peter weiß kaum mehr über Helene, als dass sie schon mal verlobt gewesen ist, bevor sie Helmut kennen lernte. Über diesen Verlobten wurde nie gesprochen in der Familie; er hatte keinen Namen, als habe er nie existiert.



Helene Littich

Eine Zeit lang hat Helene das Lyzeum besucht. Erkannt, aber nicht gefördert wurde ihre mathematische Begabung, die so weit ging, dass Lehrer sie verdächtigten, sie habe spezielle Bücher über Mathematik zu Hause, was aber nicht zutraf. Eher untypisch mag gewesen sein, dass sie nach dem Abgang aus dem Lyzeum, das sie im Ersten Weltkrieg ohne Abitur verließ, berufstätig war, zunächst als Telefonistin ein „Fräulein vom Amt“ (Anrufende wurden mithilfe von Stöpseln weiter verbunden) und danach als Zahnarzthelferin – damals Anlernberufe. Hatte sie darüber hinaus gehende Ziele? Oder kam ihr die späte, ungewollte Schwangerschaft entgegen, da das Hausfrauendasein ihrem Naturell entsprach?

Im Grunde typisch für ihre Zeit (und insofern völlig „normal“) war letztlich ihr weiterer Weg: Raus aus dem Beruf, rein in die Ehe, Hausfrau und Mutter, die Mann und Kind bekocht, es dem treusorgenden Vati daheim gemütlich macht und sich um die Erziehung der Kinder kümmert (wobei ihr Peter voll und ganz reichte). „Meine Frau brauchte nie mitarbeiten!“, pflegte Helmut zu sagen, und er war, trotz seines schmalen Gehalts als Alleinverdiener, stolz darauf.

Gelesen hat Helene auch, doch sie hatte genug zu tun mit ihrem „Käseblatt“, wie Helmut es verächtlich nannte. Es dauerte Stunden, ehe sie die Lühmannsche Zeitung durchgelesen hatte. Ein Buch las sie anscheinend nie, doch hatte Helmut ihr einmal, noch vor der Eheschließung, eines geliehen. Ihr passierte ein Missgeschick, er bekam es zurück mit einem Kaffeefleck auf dem Titel.

Das hat er ihr nie verziehen.

Für Helmut war ein Buch, unabhängig vom Inhalt, nur dann akzeptabel, wenn es mindestens in Halbleinen gebunden war, also einen Leinenrücken hatte; danach folgten, in einer Art Rangordnung, Ganzleinen, dann Halbleder und schließlich Leder, wenn möglich noch mit Goldschnitt, edel-edel. Niemals hätte er ein Reclam-Büchlein gekauft, und wenn der Titel noch so verheißungsvoll klang! Helmut Littich konnte ganze Nächte hindurch lesen. Peter weiß noch, dass er Remarques Antikriegsroman „Im Westen nichts Neues" in einer Nacht verschlungen hat. Das muss um 1938 gewesen sein. Das Buch hat ihn sehr beeindruckt. Hat es sein späteres Handeln beeinflusst? Andererseits hat er in jungen Jahren ganze Nächte hindurch „gesumpft", auf gut Deutsch gesagt: herumgehurt und gesoffen – nicht zuletzt dank der Kameradschaftstreffen mit SA-Leuten.

Wie solide wird so einer in der Ehe?

„Da war Peter noch so klein, das hat er bestimmt nicht mitgekriegt – kann er gar nicht!"

Kann er doch.

Helene hat gewartet. Donnerstag, Gründonnerstagabend hätte Helmut aus dem Büro nach Hause kommen sollen. Heute, am Ostersonntag, wird sie zur Polizei gehen. Oder zu ihrer Mutter. Oder mit ihrer Mutter zur Polizei, um Helmut als vermisst zu melden. Obwohl sie ahnt, dass er sich herumtreibt. Wieder mal. Was soll sie machen? Sich bei Nachbarn beklagen? Das liegt ihr nicht. Anrufen kann sie nirgends – ein Telefon haben höchstens Geschäftsleute. Sie weint, ist fahrig-nervös, hat wenig geschlafen. Mühsam beherrscht sie sich vor dem Kind, kann ihren Kummer

kaum verbergen. Was soll sie machen? Sich von Helmut trennen? Sie ist doch mittellos! Die Beiträge für ihre spätere Rente hat sie sich bei der Eheschließung auszahlen lassen. Davon haben sie sich die Wohnzimmereinrichtung gekauft – Tisch, Stühle, Kredenz mit Aufsatz, alles echt Eiche – das meiste hat Omi Fellner bezahlt. Besonders jung ist Helene Littich auch nicht mehr. Als sie Peter zur Welt gebracht hat, das ist jetzt drei, vier Jahre her, war sie bereits 33; Helene ist vier Jahre älter als ihr Mann.

Sie müsste wieder arbeiten gehen. Aber wer sorgt dann für das Kind? Omi Fellner? Soll Helene da wieder einziehen? Wie denn – ihre Mutter hat doch das obere Stockwerk vermietet!

Nein, das traut sich Lene nicht.

Es klingelt, sie stürzt zur Tür, auf alles gefasst …

„Frohe Ostern!“

Peters Vati, endlich ist er da! Nüchtern, frisch gewaschen, glatt rasiert, mit tadellosem Scheitel und blank geputzten Schuhen, ein Bild von einem Mann! Und: „Schau mal, Peter, ich hab den Osterhasen getroffen, die hat er mir für dich mitgegeben!“

Zwei riesige Ostereier.

Der Vati lacht, legt sie beiseite, küsst den kleinen Mann, nimmt Mutti in den Arm, küsst ihr die Tränen weg. Alles ist gut, sein Charme hat gesiegt? Aber ja; man kann doch das Kind nicht mit hineinziehen in so was. Mutti beißt sich auf die Lippen.

Offenbar geht es danach eine Zeit lang gut. In Zukunft kann und will Helene sich aber nicht mehr alles gefallen lassen. Hat sie sich ihrer Mutter anvertraut? Als

Helmut wieder einmal mit ihr streitet und danach wutentbrannt die Wohnung verlässt, flüchtet Helene, Peter an der Hand, aus ihrer Wohnung nahe Rönneburg zu ihrer Mutter nach Wilstorf, das ist nicht allzu weit entfernt. Hatte sie Helmut bei dem Streit wieder einmal zugesetzt, Beamter zu werden? Sie wollte Sicherheit im Alter, eine verlässliche Versorgung, das allein war ihr Antrieb. Und was wäre sicherer als die Pension eines Beamten? Das hatte sie selbst erlebt, nachdem Opa Fellner gestorben war – und auch die armselige Gegenseite bei Opa Littich.

Haben sie deswegen gestritten? Peter weiß es nicht, kann es noch nicht wissen. Doch in späteren Jahren ist auch das ein Dauerthema zwischen seinen Eltern.

Helmut aber – Helmut hat Angst, die er indessen niemandem eingesteht, vielleicht nicht einmal sich selbst: Angst, die Prüfungen für die Beamtenlaufbahn nicht zu bestehen. Lieber rennt er aus der Wohnung und versackt wieder mal irgendwo. Als er endlich nach Hause kommt und weder Frau noch Kind dort antrifft, weiß er sofort, wo er sie zu suchen hat.

Mitten in der Nacht, stark angetrunken, taucht er vor dem Hause seiner Schwiegermutter auf. Er klingelt, er klopft und droht schließlich lautstark, die Tür einzutreten, so dass ihm furchtsam geöffnet wird. Mit Gewalt bricht er sich Bahn, zerrt seinen schlafenden kleinen Jungen aus dem Bett und trägt ihn aus dem Haus ...

> Was ist das, wo bin ich? Es ist zum Glück eine warme Sommernacht. Ich habe nur meinen Schlafanzug an, doch ich friere überhaupt nicht. Ich klammere mich am Arm und am Hals bei meinem Vati fest. Er schwankt bei jedem Schritt; sein Atem riecht nach Alkohol. Ich habe Angst, große Angst, dass er mich

fallen lässt oder mit mir stürzt. Es muss schon gegen Morgen sein, es wird langsam hell. Hin und wieder begegnet uns jemand und blickt uns groß an oder schüttelt den Kopf. Am liebsten würde ich schreien, doch ich fürchte mich davor ...

Ich bin heilfroh, als wir endlich zu Hause ankommen. Mein betrunkener Vati legt mich sanft ins Bett und deckt mich zärtlich zu, doch meine Angst spüre ich noch lange Zeit, sie steckt ganz tief drin in meinem Körper und will da gar nicht weg.

•

1937 ziehen die Littichs von Rönneburg nach Eißendorf. Helmut ist seit 1934 am Landratsamt tätig, das ist jetzt zu Fuß keine fünf Minuten von der Wohnung entfernt. Er arbeitet dort in der Kraftfahrzeugabteilung, hat mit Führerscheinen zu tun, hat aber selbst nie einen besessen.

Nach Feierabend muss Helmut immer wieder zum Dienst in der SA. Er wäre ihr von sich aus vielleicht gar nicht beigetreten, doch 1933, nachdem Hitler sich die Macht gesichert hatte, wurde der „Stahlhelm" von der SA übernommen. Übertritt zur SA 5.11.1933, heißt es in Helmuts SA-Ausweis. Eine weitere Mitgliedschaft: sein Eintritt in die NSDAP, die Nationalsozialistische deutsche Arbeiterpartei, am 1. Mai 1937. Dies war, nach Helmuts Bekunden, ein „freiwilliger Zwang" für alle, die, wie er, beim Staat beschäftigt waren. Wer sich weigerte, musste mit Schikanen rechnen, das schien sicher.

Das Parteiabzeichen der NSDAP ist stets am Revers des Sakkos zu tragen. Helmut klemmt heimlich sein silbriges Stahlhelm-Abzeichen unter das Revers. Vertrauten zeigt er es voller Stolz, und die nicken anerkennend: Bund der Frontsoldaten!

Er verdient nicht viel, immer noch nicht, und der Beitrag für die Partei ist weitaus höher als für den Stahlhelm. Omi Fellner kauft dem kleinen Peter Kleidung, mit schönem weißem Zeug wird der kleine Mann fein gemacht. Peters Vati fühlt sich bloßgestellt, es gefällt ihm ganz und gar nicht.

Im Landratsamt ist und bleibt er ein kleiner Angestellter. Karriere kann er nicht machen, da er kein Beamter ist. So sucht er sich seine Anerkennung außerhalb, hofft immer wieder, bei der SA Sturmführer zu werden (was dem Rang eines Leutnants entspricht), doch er bringt es nur zum Oberscharführer, das wäre, mit dem Militär verglichen, ein Unterfeldwebel.

Wenn er vom SA-Dienst nach Hause kommt, darf Peter dabei helfen, ihm die Langschäfter auszuziehen. Vati setzt sich auf einen Stuhl, Peter nimmt eins von Vatis Beinen zwischen seine Beinchen, wobei er seinem Vater den Rücken zukehrt, fasst den Stiefel am Hacken an und zieht. Vati tritt ihm mit dem anderen Bein in den Po. Ist das lustig? Ja, das ist lustig, aber nur beim ersten und zweiten Mal. Danach empfindet Peter es als demütigend, aber er sagt das nicht, sondern spielt das Spiel mit.

•

Noch einmal sollte Peter seinen Vater volltrunken erleben, ein verstörendes Bild, das dem Kind im Gedächtnis bleibt.

Es ist spät am Abend oder schon Nacht. Peter hat bereits geschlafen, als er die Stimme seines Vaters hört. Aber was für eine Stimme ist das? Helmut krakeelt. Er schreit das ganze Haus zusammen. Schrecklich. Es muss etwas Schlimmes passiert sein. Jetzt ist auch

Helenes Stimme zu hören. „Pschscht! Nicht so laut! Die Leute schlafen doch!“

Peter steht auf, verlässt sein Zimmer, geht zum Flur. Da kniet sein Vater, kniet in seiner beschmutzten SA-Uniform vor dem großen Flurspiegel und schreit hinein, schreit sich an.

„Wa-warum bin ich kein St-Sturmführer geworn? S-ssag mir das endlich, v-v-verdammt n-n-noch mal!“

Und dann, übergangslos, weint und schluchzt Peters Vati, laut und hemmungslos. Da muss auch Peter weinen.

„Um Himmels willen, Junge!“, ruft Mutti entsetzt, als sie ihn gewahr wird. „Wo kommst du denn her? Helmut!! Helmut, schämst du dich nicht, Peter da mit reinzuziehen? Komm, komm mit mein Junge, das ist hier nichts für dich. Du brauchst keine Angst zu haben. Vati – dein Vati macht nur Spaß, weißt du? Komm, ich bring dich ins Bett.“

Sie nimmt den Kleinen auf den Arm, trägt ihn in sein Kinderzimmer, legt ihn ins Heia-Bettchen, gibt ihm einen Kuss und deckt ihn zu. Wie gut das tut! Peter lächelt. Aber als sie das Zimmer verlassen hat, muss er wieder weinen, und er schämt sich, ohne dass er weiß, warum.

Und dann ist da wieder das Geschrei auf dem Flur, und er zieht sich ganz fest die Decke über den Kopf.

4. TABUS

Ein Tabu – ist einfach da, wie eine unausgesprochene Regel, ein ungeschriebenes Gesetz, eine geheimnisvolle Zone. Man fragt nicht, warum es existiert, sondern beachtet es, hält es ein. Grenzen überschreitet, wer versucht, es zu ergründen oder sein Geheimnis zu lüften. Strafen sind die Folge. Und Verbote.

Wann es anfing? Ja, wann fängt es denn an, dass kleine Jungs neugierig werden? Und wodurch?

Peters Mutter ist mit zwei Brüdern aufgewachsen, sein Vater mit drei Schwestern. Die wussten beide vom anderen Geschlecht, frühzeitig, beim Baden, beim Abseifen. Ganz normal. Also müsste Peter es leicht haben, keine Schwierigkeiten mit dem „kleinen Unterschied". Irgendwie werden seine Eltern ihm schon helfen und ihm beibringen, was er als Einzelkind wissen muss ...

•

Sonnabends ist Badetag. Da wird die große Zinkwanne mit Wasser gefüllt. Gebadet wird in der Küche. Erst die Erwachsenen, dann das Kind – das Badewasser ist noch warm genug, oder? Na ja, ein bisschen heißes wird zugegossen, und die Wanne wird auf einen Hocker gestellt.

Während Helmut und Helene gemeinsam baden, nacheinander, schließen sie die Tür ab. War ein Fenster in der Tür, hängten sie ein Handtuch davor? Der alte Peter erinnert sich nicht mehr. Er weiß aber mit Sicherheit, dass sie auch noch das Schlüsselloch mit Papier zugestopft haben, denn als er das Plätschern und die wohligen Laute hörte, hatte er nachsehen

wollen, aber nichts erkannt – und wurde ermahnt: „Man kuckt nicht durchs Schlüsselloch, Peter!“

> Ich habe meine Mutter nie nackend gesehen, mein ganzes Leben – ihr ganzes Leben lang nicht. Selten sah ich sie im Unterrock, meistens rief sie dann „Huch!“ und verschwand schnell. Mein Vater hat sich mir erst nackt gezeigt im Sommer, als ich etwa 16 Jahre alt war und wir uns bei Omi Fellner in der Waschküche mit dem Wasserschlauch abgespritzt haben. Seine Nacktheit präsentierte er ganz plötzlich, wie selbstverständlich; sie war mir unangenehm.

•

Sonntags gingen sie spazieren, Helene, Helmut und der kleine Peter. Durch die Felder, durch die Wälder ... Die Gegend um Rönneburg war noch ländlich. Vati ging liebend gern in den Wald; er hatte ein gutes Gespür für Steinpilze und Pfifferlinge. Mutti sagte oft, manchmal bereits nach kurzer Zeit: „Augenblick mal. Geht man schon zu, ich komm gleich nach“ – und wenn Peter sich nach ihr umsah, saß sie in der Hocke.

„Dreh dich nicht um, Junge! Das tut man nicht! Das hab ich dir schon hundertmal gesagt! Kannst du nicht hören?!“

Warum soll er nicht sehen, dass seine Mutter in der Hocke sitzt, wie Häschen in der Grube? Es dauert lange, ehe ihm klar wird, dass sie da wohl hinpiete. Aber warum saß sie in der Hocke?

Klarheit. Wahrheit?

Peters Neugier ist geweckt. Eines Tages sieht er eine Frau, die am Rinnstein auf der gegenüber liegenden Straßenseite ein Mädchen abhält, vermutlich ihr Töchterchen, damit es sein „kleines Geschäft“ machen

kann. Das ist es also! Das sollte, das durfte er nicht sehen! Etwas Unanständiges, das man nicht jedem zeigt. Mädchen müssen sich hinhocken, das weiß er nun. Aber Mädchen sehen ja auch ganz anders aus, da unten! Die haben da so einen ... einen Schlitz haben die. Oder – oder hat er sich getäuscht?

Peter wollte Gewissheit, und er wusste, wo er sie bekommen würde. Nackedeis – Jungen und Mädchen, alle kleiner als er – hatte er in der Badeanstalt an der Außenmühle mehrfach gesehen. Jetzt weiß er, worauf es ankommt!

Tatsächlich erblickt er Kinder beiderlei Geschlechts und stellt einwandfrei den Unterschied fest. Jetzt weiß Peter genau: Die mit dem kleinen Zipfel, mit dem Piephahn, das sind Jungs wie er! Und die, die so was nicht haben, sind Mädchen. Ist das so? Ja. Er ist ziemlich sicher, will sich aber nochmals vergewissern. Da hinten spielt ein Nackedei im Sand, ein blonder Lockenkopf. Ein Mädchen natürlich! Ganz sicher. Er geht näher darauf zu ... noch näher. Ungläubig starrt er das Kind an. Es ist – ein Junge. Eindeutig!

Peter ist verwirrt. Verunsichert. Enttäuscht. Er hatte etwas herausgefunden; ganz allein hat er eine Entdeckung gemacht, von der er zu ahnen beginnt, dass sie wichtig sei – und jetzt stellt sich heraus, dass das scheinbar gar nicht stimmt.

Er weiß nicht weiter. Die Sache beschäftigt ihn. Nicht ständig, aber oft. Wochen gehen ins Land. Monate. Bis er auf die zwölfjährige Frieda trifft, „die mal muss“ und der er dabei zusehen will.

Helmut, betrunken vom SA-Dienst kommend, entdeckt ihn und prügelt Peter zu Hause windelweich.

Das Rätsel „da unten“ bleibt zunächst ungelöst. Beim nächsten Besuch in der Badeanstalt sieht Peter sich die kleinen Nackedeis noch einmal an. Gründlich. Diesmal ist die Sache klar. Der Junge, den er damals gesehen hatte, muss wohl besonders lockige Haare gehabt haben. Oder war es doch ein Mädchen? Letzte Zweifel bleiben.

Dann sind sie zum Geburtstag bei Omi Fellner, Peter und seine Eltern. Omis Nachbarn sind auch da, ein Ehepaar im selben Alter wie die Littichs, mit ihrer Tochter Helga. Die Helga mag zwei Jahre jünger sein als Peter. Aber bei ihr ist er völlig sicher: Helga ist ein Mädchen. Ihre Eltern duzen sich mit Littichs, obwohl die Männer einander nicht gut leiden können.

„Gleich gibt’s Kakao und Kuchen“, sagt Omi Fellner zu den Kindern. „Ihr könnt ja so lange in der Veranda spielen.“

Welch eine Gelegenheit! Peter schließt zur Sicherheit die Tür ab, so wie seine Eltern das machen, wenn sie in der Küche baden.

„Wollen wir mal spielen, dass wir beim Onkel Doktor sind, Helga? Ja? Gut; ich bin der Doktor, du musst dich ausziehen, damit ich dich untersuchen kann.“

„Oh ja!“

Die Kleine ist arglos, zieht Schuhe und Strümpfe aus, dann ihren Rock.

Jemand drückt den Türdrücker herunter.

„Was macht ihr da? Peter, schließ die Tür auf! Sofort!“

Peter gehorcht.

Helgas Vater stürzt herein, gefolgt von Helmut.

„Also das ist ja – du bist ja ein feines Früchtchen, Peter!“

„Lass meinen Jungen zufrieden! Kuck lieber deine Tochter an!“

„Was soll ich? Die ist doch viel zu klein für so was! Aber dein Sohn, Helmut. Ich will dir sagen, was der ist: Ein großes Schwein ist das! Aber das ist ja kein Wunder bei dem Vater!“

„Raus hier – raus aus meinem Haus!“

„Dein Haus? Dass ich nicht lache! Du Habenichts, du, du – “

„Raus! Raus oder es passiert was!“

Helga weint; ihre Eltern zerren sie nach draußen. Ende der Geburtstagsfeier, Ende einer Freundschaft. Peter erwartet Prügel. Er hat furchtbare Angst. Aber Helmuts Zorn richtet sich gegen Helgas Vater. Den Kerl konnte er noch nie ausstehen! Und das Mädchen erst – so ein Früchtchen!

Peter bleiben Schuldgefühle. Und die Scham.

Entdeckt

Irgendwann ist Peter sicher, das andere Geschlecht erkannt zu haben. Auf Umwegen, ohne zu fragen. Und so entdeckt er auch seinen eigenen Körper.

> Sie wussten nicht, wie sie mein Glied nennen sollten, als ich soweit war, dass ich die Namen der Körperteile erfuhr und sie verstand; ein kleines, aber wesentliches Teil blieb unbenannt.

Was mögen wohl Oma und Opa Littich zu Helmuts Männlichkeit gesagt haben? Piephahn? Pimmel? Pisser? Schwanz? Helene fand diese Ausdrücke widerlich, doch sie hatte die rettende Idee: „Also hinten, das ist doch Peters Popo. Und vorne, sein spitzes Zipfelchen?

Warum sagen wir nicht Spitzpopo? Das ist doch treffend, und vor allem nicht so ordinär."

Dabei blieb es.

Abends im Bett, wenn Peter nicht gleich einschlafen kann – er ist nervös und lutscht unentwegt auf dem Daumen –, spielt er auch mal unter der Bettdecke an sich herum, da unten. Das ist lustig. Manchmal juckt es. Das fühlt sich gut an, wenn er sich da streichelt, richtig angenehm.

Helene hat entdeckt, was er da macht; sie hat sich furchtbar erschrocken. Der Junge ist doch noch viel zu klein! Sie muss dringend mit seinem Vater sprechen.

„Stell dir mal vor, Helmut: Unser Peter spielt unter der Decke mit seinem Spitzpopo. Der ist kurz vor der Selbstbefriedigung. Du musst unbedingt etwas unternehmen!"

Der Peter ist … frühreif? Befriedigt sich selbst? So was geht gar nicht, nicht in dem Alter. Das sieht Helmut genauso. Die Tür zum Kinderzimmer ist immer nur angelehnt, damit die Eltern Peter rufen hören, „wenn mal irgendetwas ist, hörst du, Peter?"

Es dauert ein Weilchen, ehe Helmuts Augen sich an das Dunkel gewöhnt haben. Leise schleicht er sich an Peters Bett heran … Und da, tatsächlich, die Bettdecke bewegt sich gleichmäßig.

Mit einem Ruck reißt er dem Jungen die Bettdecke weg, während Helene im selben Moment die Deckenleuchte einschaltet. Da liegt der Kleine, blinzelt ins grelle Licht, entblößt, ertappt, mit heruntergezogener Hose. Noch ehe er nach der Bettdecke greifen kann, hat Helmut Peters Hände gepackt und reißt ihn hoch.

„Steh auf! Zieh deine Hose hoch! Heul nicht!“

„Vati, bitte!“, mahnt Helene.

Helmut greift sich den Jungen, trägt ihn in die Küche und setzt ihn auf den Küchentisch.

„Was hast du da eben gemacht? Hör auf zu heulen! Antworte!“

„Ich – ich hab doch nur –“ Der Junge schluchzt, er kann nicht weitersprechen.

„Du hast da angefasst, an deinen Spitzpopo, stimmt’s?“

Peter nickt.

„Wie oft machst du das? Jeden Abend? Sag die Wahrheit!“

Peter nickt. Schuldbewusst senkt er den Kopf.

„Du hörst sofort auf damit! Ein für alle Mal! Ist das klar?“

„Davon kann man krank werden“, erklärt Helene.

„Das geht ins Rückenmark!“, bekräftigt Helmut. „Dann kriegst du Gehirnerweichung und wirst blöd im Kopf! Willst du das? Antworte!“

Vati hat sich hinabgebeugt, ist mit Peter auf Augenhöhe. Stumm, mit angsterfülltem Blick sieht der Junge ihn an.

„Wir wollen nur dein Bestes, Peter. Von jetzt an darfst du da nie wieder anfassen, wenn du nicht krank werden willst. Nie wieder! Versprichst du das? Ja? Wollen wir uns wieder vertragen?“

„J-j-a.“

Er gibt Vati die Hand. Mutti hebt den Jungen vom Tisch, will ihn ins Bett bringen, doch er muss noch mal zur Toilette.

„Ich darf doch nicht – aber ich muss da doch anfassen, jetzt!“

Ein Häuflein Unglück blickt Mutti an. Sie seufzt und nickt.

•

Der Schock sitzt tief. Nein, krank werden will der Peter nicht. Auf gar keinen Fall. Aber er hat ja nicht gewusst, dass das so gefährlich ist, da unten anzufassen. Merkwürdig. Wenn man muss, dann muss man da doch anfassen! Ohne Anfassen geht’s im Stehen nicht.

Peter liegt lange wach an diesem Abend. Die nächste Zeit bemüht er sich, seinen Spitzpopo im Bett nicht zu berühren, auch wenn er juckt. Als er es dann doch wieder tut, irgendwann, starrt er zur Tür. Groß ist seine Angst, entdeckt zu werden, viel größer noch als die, dass er krank werden könnte und vielleicht so doof im Kopf wie Frieda.

•

Etwas Verrücktes tun, etwas wagen, das befreit, obgleich es – vielleicht – verboten ist. Peter, fünf Jahre alt, muss das einfach tun, auch wenn es Mut erfordert.

Es ist ein heißer Sommertag im Jahre 1936, als er Omi Fellner besucht hat. Ostern hat er eine Kiepe geschenkt bekommen, die trägt er auf dem Rücken, darin sind ein paar Äpfel aus Omis Garten, für ihn und die Mutti. Über der rechten Schulter baumelt sein Holzgewehr, er will ja mal Soldat werden. Wegen der Hitze hat er nur ein kleines Spielhöschen an, nichts weiter. Als er an der Reeseberg-Ecke angekommen ist, zieht er sein Höschen aus, legt es obenauf in die Kiepe und rennt los. Während er normalerweise nach Hause etwa eine Viertelstunde braucht, schafft er es im Laufen in weniger als zehn Minuten.

Atemlos klingelt er zu Hause. Mutti öffnet.

„Ach, wie niedlich. Hast du dich vor der Tür ausgezogen, weil es so heiß ist?“

„Nein, Mutti. Schon an der Ecke vom Reeseberg.“

„Wie – und bist den ganzen Weg nackedei gelaufen? Hat denn keiner was gesagt?“

„Doch. Eine Frau hat gesagt: ‚Schämst du dich gar nicht? So’n großer Junge und nackend?‘ Aber ich wollte das so.“

> Ich fühlte mich gut. Es war wie ein Sieg, natürlich, über die Prüderie. Allerdings spürte ich auch, obgleich ich es nicht hätte benennen können: Es war ein bisschen exhibitionistisch.

5. WUNDEN

Wie die Zeit vergeht, so verrinnt das Leben, und alles, was geschieht, sinkt hinab in das Meer des Vergessens. Chronos, der Gott der Zeit, erwuchs aus dem dunklen Chaos, wussten die alten Griechen. Doch das Chaos hat eigene Gesetze, jenseits jeder Ordnung. Du willst dich erinnern? Woran? Wann war das? Wie alt warst du? „Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem man nicht vertrieben werden kann", hat einst Jean Paul gesagt.

Paradies? Welches Paradies?

Am Sonnabend, nach dem Baden in der Zinkwanne, wird Peterchen abgerubbelt, bevor er in den Bademantel schlüpft. Wie weich, wie behaglich, sieh mal, wie er strahlt! Reines, unschuldig-weißes Frottee umhüllt das Kind. Aber draußen, draußen vor der Tür! Da wimmelt schmerzhaftes Weiß. Der Drogist, der Apotheker, der Friseur, die Laborantin: Alle tragen Kittel wie im Krankenhaus – lauter Erwachsene, die Peter wehtun wollen! Er schreit wie am Spieß, sobald er einen Weißkittel erblickt. Medizinmänner! Krankenschwestern! Wo versiegen die Tränen des kleinen Jungen, der schon so viele schlechte Erfahrungen gemacht hat? Nur bei seinem Kinderarzt Doktor Guthmüller.

Also trägt der keinen weißen Kittel? Doch, aber den sieht Peter nicht.

„Sieh mal an, was ist das denn? Ein Bonbon? Wo kommt der denn her? Tatsächlich – ein Bonbon für Peterchen. Den darfst du gerne nehmen – nanu!? Fast hätte ich ihn dir in die Nase gesteckt. Na, so was aber auch! Was für ein komischer Onkel Doktor!"

„Hahahaha!“

Es ist jedes Mal derselbe Scherz, doch Peter vergisst ihn nie. Nie im Leben.

„Bestrahlung mit Höhensonne setzen wir fort, Frau Littich, sechsmal noch, gell, kleiner Mann?“

An der Tür. „Wie? Ja, richtig, der Eingriff, Frau Littich. Nun, bei Mandeln halb so wild. Gehen Sie zum Facharzt mit ihm, HNO, Sie wissen ja. Am besten vielleicht zu – warten Sie, ich schreibe Ihnen die Adresse auf ...“ Tür zu, beide draußen. Da bin ich wieder, grinst die Angst und macht sich groß.

> Helene seufzt und nimmt mich an die Hand. Einen Augenblick, einen winzigen Augenblick sind wir eins.
>
> „Mutti, ich – darf ich auf den Arm?“
>
> Die Hand erschrickt und lässt mich los. Ach Junge, Mutti kann dich doch nicht mehr tragen! Dafür bist du wirklich zu groß.

Siehste!, triumphiert die Angst.

„Möchtest du Schokolade?“

> Ob ich – oh, Katzenzungen, ja! Bitterschokolade ... hmmm!

Obwohl Peter die eigentlich nicht darf. Er hat immer so schlechten Stuhlgang, manchmal tagelang nicht, so dass er einen Einlauf kriegt, ein Klistier, mitunter sogar zwei. Es tut höllisch weh.

„Möchtest du Schokolade?“

Das hat Mutti schon einmal gefragt ... Es ist länger her, Peter ist noch kleiner gewesen, und als Guthmüller mit Mutti gesprochen hat, haben beide gedacht, er versteht nicht, was sie meinen. Unterwegs hat Helene

geweint, und Peter hat gewusst, warum, aber erst die Schokolade, bitte, ja, noch eins und noch eins, bitte bitte – örks, mag nicht mehr.

„Bringst du mich jetzt in ein Krankenhaus?“

Mutti ist sprachlos, ringt um Fassung; es fällt ihr so schwer, alles, und sie sitzt allein davor. Einzelkind, Sorgenkind. Stumm, mit fester Hand, zieht sie den Kleinen ins Verderben, bringt ihn schweren Herzens in das Krankenhaus.

Außen roter Backstein, innen alles weiß: die Decken, die Wände, die Türen, die Möbel. Auf leisen Sohlen ältlich-weiße Schwesternleiber in weißer Tracht mit weißer Riesenhaube. In all dem Weiß als einziger Kontrast ein bräunlicher Jesus am Kreuz an der Wand, im Farbton passend zum Holz des Fußbodens.

Das Krankenhaus ist katholisch, katholischer als Tante Else. Katholiken sind falsch, sagt Helene, weil die alles beichten, wenn sie ungezogen waren, und dann heißt es: Amen, dir ist vergeben. Aber Tante Else, die eigentlich nicht seine, sondern Vatis Tante ist, die ist doch lieb! Ja ja, aber die ist auch nicht so richtig katholisch; die geht nie in die Kirche, weißt du? Ach so … Genau wie wir. Aber wir beten immer, Peter betet jeden Abend mit Mutti oder Vati, beten kann nicht schaden.

Ich bin klein, mein Herz ist rein,
soll niemand drin wohnen
als Jesus allein.

Und:

Lieber Gott, mach mich fromm,
dass ich in den Himmel komm.
Amen.

Was ist das: fromm?

„Peter, träum nicht! Beinahe wärst du gestolpert. Oh, sieh mal da: ein Marienbild!“

Ja. Das ist viel zu bunt, mit goldenem Heiligenschein um ihren und des Christkinds Kopf …

Da wären wir. Ist das mein Zimmer? Drei weiße Kinderbettchen mit weißer Bettwäsche und weißen Gitterstäben. Sehr sauber alles, nickt Mutti, hier kann man sich wohlfühlen, was, Peter?

> Ich bin froh, dass ich weiß gekleidet bin wie nach Vorschrift, bis auf die schwarzen Lackschuhe, da kuckt die Schwester immer hin. Aber sonst sehr freundlich, trotz der eiskalten Hand, die mich mehrmals streichelt, so lange Mutti noch da ist. Küsschen, Mutti, winke, winke, Tür zu, weg die Mutti, Tränenschluchzer.

„Na, nun stell dich nicht so an!“

> Die Schwester zieht mich aus mit ihren kalten Händen, lässt nicht zu, dass ich mit helfe, nicht doch, Finger weg! Ob ich mir das ganze Zeug versauen will mit dem Geheule und meinen dreckigen Pfoten, kleiner Schmierfink. Ich geh ihr auf die Nerven, weißt du das?

Mittagsschlaf. Peter eingegittert angeschnallt im Bettchen.

„Und keinen Muckser, hörst du? Hier herrscht Disziplin! Ich will nichts hören die nächsten zwei Stunden, verstanden?“

Klein Peter nickt verschüchtert. Er kann ohnehin mit niemand sprechen; die beiden anderen Betten sind leer. Geräuschlos wird die Tür geschlossen. Nun bist du allein, mein Junge; wehrlos, stumm, gefangen, verlassen. Aus heiterem Himmel überfällt dich die Angst.

Ein mächtiger Schlag trifft Peter Littichs Magengrube, jeder Widerstand ist zwecklos.

Ich – ich muss mal groß. Ich darf nicht rufen, muss an mich halten. Ich soll still sein und schlafen. Ich muss … muss das aushalten.

Zwei Stunden sind eine Ewigkeit. Alles ist reinweiß hier. Unbefleckt. Maria sieht blöd aus, und das Kind ist zu alt.

Mein Teddy fehlt mir. Und mein Kobold. Ich bin krank. Bestimmt bin ich das. Die Schwester ist so … stark. Die Angst ist schneeweiß; sie soll verschwinden! Ich kneife mich zu, so fest ich kann, und als die Schwester kommt, ist der Drang vorbei. Vorbei für heute, vorbei für morgen. Ich bin ein braves Kind. Die Schwester mag mich, weil ich immer folgsam bin. Ein braves Kind gehorcht geschwind. Mein kleiner Liebling, du bist mein Bester.

Ich bin zur Beobachtung hier. Erst mal.

Am Morgen des dritten Tages bekomme ich einen Einlauf – erfolglos. Mittags noch einen. Nichts. Nur Wasser.

„Macht nichts", meint die Schwester. „Nachher probieren wir's noch mal. Jetzt wollen wir schön schlafen, ja? Mucksmäuschenstill, das bitte ich mir aus!"

Ich nicke, sie lächelt, Tür zu. Schnell schlafe ich ein.

Als ich erwache, liege ich – in einer Katastrophe. Ich habe mich vollgemacht. Mein weißes Nachthemd und das reine, weiße Bett sind beschmutzt. Ich stinke. Ich will rufen, das muss ich doch! Aber ich darf das nicht. Höchstens ganz leise, damit sie nicht gestört wird.

„Schwester ..."

Keine Antwort. Niemand kommt.

„Schwester?“

Nichts. Vielleicht ... kommt sie überhaupt nicht? Das wäre am besten!

> Ich will nicht, dass sie kommt und das hier sieht. Ich will das weg haben, alles, will rein sein, rein weiß. Aber ich kann mich nicht losmachen, komme nicht raus aus dem Bett, muss Entsetzliches mit Händen greifen und hinausbefördern, mich befreien von dem Schmutz. Die Hände – igitt! Wo kann ich meine Hände abwischen? Warum habe ich kein Papier? Das schöne weiße Bettzeug, o Gott! Alles voll! Ich stinke furchtbar. Mir ist schlecht.

„Schwester!!“

Diesmal, schweißgebadet, laut geschrien, voller Angst.

Schritte nähern sich augenblicklich. Die Tür wird aufgerissen.

„Du sollst doch nicht – “

Blankes Entsetzen. Ekel. Zorn.

„Was fällt dir denn ein, du Dreckschwein! Na warte, dir werd ich's zeigen! Du kriegst den Hintern voll, wie du noch nie gekriegt hast! Du wirst noch an mich denken, das versprech ich dir. Und wehe, du sagst deinen Eltern was, dann kannst du was erleben!“

Fenster auf. Tür zu. Ab die Schwester. Eiskalt die Luft. Peter zittert, tränt und schämt sich. Holt die Schwester einen Stock? Maria, hilf, er stirbt vor Angst!

Sie kommen zu zweit, um ihn zu holen – und zu versohlen? Eine schnallt ihn los mit spitzen Fingern, angewidert. Hier trittste drauf! Pfoten weg – nichts anfassen! Runter mit den Klamotten, rein in die Wanne. Wasser marsch! Seife überall. Und Schärferes. Das

brennt in jeder Öffnung, stinkt bestialisch nach – nach Krankenhaus, wird abgespült und noch-und-noch-nachgespült!

Klatsch! Und klatsch! Zwei Schläge auf den Blanken zucken durch das Kind. Weiß tut so weh. Arme hoch! Rein ins Nachthemd – fertig. Peter Littich ist steril. War das alles? Nein. Die Schwester hebt die Hand, jetzt kommt's, er duckt sich, aber sie packt den Jungen und trägt ihn wortlos in das frisch bezogene Bett zurück.

Stumm und steif erwarte ich das Unvermeidliche.

Die Schwestern sprechen nicht mehr mit mir. Keine von ihnen. Aufstehen, anziehen, essen, spielen, essen, ausziehen, schlafen – wann werde ich verhauen? Nachts, wenn alle schlafen?

„Du kriegst den Hintern voll, wie du noch nie gekriegt hast!"

Tief gräbt dieser Satz sich ein, tief und unvergesslich.

Am übernächsten Tag, als meine Eltern mich besuchen, umklammere ich Vati mit aller Kraft. Ein angsterfülltes Bleichgesicht, das nur von einem Wunsch besessen ist: Raus hier, weg hier, ab nach Hause! Übergroß und überzeugend ist die Furcht, die mich beseelt.

„Auf Ihre Verantwortung! Sie als Eltern tragen das Risiko. Hier, unterschreiben Sie."

Erlöst.

Warum Peter dort im Krankenhaus gewesen ist, weiß er später nicht mehr. Weil seine Mandeln gekappt und ein Jahr später ganz entfernt worden sind? Schmerzhaft; doch das war anderswo. Nach den Mandel-OPs musste er Eis essen – das hat sehr wehgetan. In sein

Gedächtnis eingebrannt aber bleibt das Bild des kleinen Jungen, der sich so beschissen fühlte wie noch nie in seinem Leben.

Der Dölmer

„Hände aus den Hosentaschen!“ „Beeil dich! Trödel nicht rum!“ „Pass doch auf, Junge!“ „Tritt da nicht rein!“ „Füße hoch! Wie oft soll ich das noch – hörst du mir überhaupt zu?“ „Beim Gähnen hält man die Hand vor den Mund!“ „Peter, schlaf nicht! Du träumst ja schon wieder!“

An guten Tagen ist der kleine Petermann das Ein und Alles für seine Eltern, doch er ist und bleibt ein Träumer. Leider ist er häufig krank, der blasse Knabe. So einen muss man doch verwöhnen, um nicht zu verzweifeln! Wenn er wenigstens nicht so ungeschickt wäre bei allem, was er anfasst.

Wer ungeschickt ist, stellt sich dummerhaftig an, ist ein Tollpatsch, ein Trottel, ein –

„Du bist und bleibst ein Dölmer!“

Niemand anders benutzt dies Schimpfwort, nur Helmut Littich. Peter kennt den Ausdruck nicht, doch so, wie sein Vater das sagt, klingt es verachtend. Dölmer. Dieser Dölmer ist kein ungelernter Schäfer nach ursprünglicher Bedeutung, aber auch kein kindlicher, alberner Kasper, sondern ein Depp, ein Idiot: einer, der mit dem Hintern umstößt, was er mit den Händen aufgebaut hat.

Ungeschickt? Das mag noch angehen. Wenn ein kleiner Mensch wieder und wieder von einem hohen Stuhl springt, bis dieser wegrutscht und sein Kopf auf die Ecke der kleinen Kommode knallt, so ist jene härter

als dieser. Das Loch im Kopf wird geklammert, Peter, die Narbe bleibt dir. Wenn aber des Sohnes Ungeschick dem Vater sauer aufstößt, so dass dessen Enttäuschung sein eigenes Unvermögen widerspiegelt, ist Vorsicht geboten. Der moderne Mensch in jener Zeit – Helmut Littich rechnet sich dazu – geht ins Büro, bekommt Gehalt statt Lohn und fühlt sich erhaben über jene, die handwerklich tätig sind und sich die Hände schmutzig machen müssen. Angestellter zu sein ist wohl auch die Genugtuung des einstigen Lehrlings, der zum Kummer von Opa Littich als Zimmermann versagt hat. Seinem Jungen aber wird Helmut schon zeigen, wo der Hammer hängt!

•

Herbstzeit, Drachenzeit. Helmut hat seinem Peter einen Drachen gebastelt, zusammengeklebt mit selbst gemachtem Leim.

„Dazu braucht man nichts weiter als Wasser, Mehl und Zucker, mein Junge!“

Und: rotes Papier, kleine Holzstege, für den Drachenschwanz zerknülltes Zeitungspapier nebst Band sowie eine lange Schnur. Alles selbstgemacht, Helene! Na ja, fast. Aber stolz ist der Helmut schon darauf. Und nun los damit, auf die große Wiese. Was? Nein nein, Peter, den Drachen trägt der Vati, nachher geht der noch kaputt!

„Hier! Hier auf dem kleinen Hügel bleibst du stehen, hörst du? Den Drachen musst du – nein, nicht da! Hier musst du ihn anfassen, hier! Und wenn ich 'Los!' rufe, lässt du ihn los, verstanden? Genau in dem Augenblick, nicht früher und nicht später. Schön hochhalten den Arm, höher, ja!“

Der Vati läuft los mit der Schnur, gegen den Wind. Dann ruft er. Oder ruft er nicht? Peter lässt los. Der Drachen fällt zu Boden. Helmut kehrt um.

„Junge, was machst du denn? Ich hab doch noch gar nicht gerufen! Und nun kuck dir mal den Drachen an. Ganz schief! Wenn man dir schon mal was in die Hand gibt!“

Der schöne Drachen. Aber Vati kriegt ihn wieder hin. Und Vati versucht es ein zweites Mal.

„Die Schnur muss gespannt sein, verstehst du? Und erst wenn ich 'Los!' rufe, lässt du ihn los! Nicht vorher!“

Vati rennt, blickt sich um, rennt, blickt sich um, es sieht albern aus, er rennt weiter und ruft. Aber die Schnur ist noch nicht richtig gespannt! Peter hält den Drachen fest, ganz fest, Helmut zieht kräftig, dann lässt Peter los, der Drachen macht einen Satz – und bohrt sich mit Karacho in den Boden.

„Bist du verrückt? Was hab ich gesagt? Du bist doch zu nichts zu gebrauchen, zu gar nichts, du Dölmer!“

Das war das erste und das letzte Mal, dass Helmut mit Peter zum Drachensteigen gegangen ist, das kann ich dir sagen, Helene. Noch mal zusammenbasteln den Drachen? Ich? Nie und nimmer! Kuck dir die Trümmer an! Schade um die schöne Zeit.

•

Peter, der Versager.

Später, nach dem Krieg, als Halbwüchsiger, versagt er noch einmal, beim Holzsägen mit der Zweimannsäge: „Du musst ziehen, Junge, nicht schieben! Du schiebst immer!“ Zusammenarbeit sieht anders aus. Doch als

Helmut erkrankt und Peter mit Onkel Horst das Holz zersägt, mit genau derselben Säge, gibt es keinerlei Probleme – sie haben Spaß dabei und singen sogar zusammen.

Natürlich soll er es mal besser haben, der Peter. Also kriegt er alles, was einen kleinen Jungen glücklich macht. Doch die Bilderbücher zum Ausmalen sind ihm zu eintönig, und bei der Spielzeug-Eisenbahn aus Blech dauert das Aufbauen der Schienen viel zu lange. Aber bauen, Peter, etwas bauen wollen doch alle Jungs! Deshalb kriegt er einen Steinbaukasten geschenkt. Und obendrein einen Stabilbaukasten. Den Steinbaukasten findet er ziemlich langweilig, doch er spielt damit, weil Vati darauf achtet. Der Stabilbaukasten hat gelöcherte Metallteile, die man zusammenschrauben muss, sieh mal, wie in der Vorlage, ganz einfach. Was heißt das, er ist noch zu klein dafür, Helene, der Verkäufer hat gesagt, das ist er nicht.

„Du kannst Vati mal mit helfen!“

Versagen eingeschlossen. Es ist eng in der Zimmerecke. Vati kniet, Peter steht hinter ihm.

„Gib mir mal den Bohrer!“

Helmut streckt die Hand nach hinten aus. Da steht der Werkzeugkasten. Den Bohrer? Was ist – welcher ist das noch? Hat Vati ihm das mal gezeigt? Der hier, der kleine! Oder der? Ja, der.

„Den Bohrer, Junge! Den Bohrer – nicht den Schraubenzieher! Wie oft soll ich das noch sagen!“

Es ist wie … wie in der Natur, beim Sonntagsspaziergang.

„Welches Getreide ist das? Wie? Weizen? Nein, Roggen! Hab ich dir letzten Sonntag gezeigt!“

Der eine erklärt nicht, der andere kapiert nicht. Peter, der Dölmer. Nur Hafer erkennt er wieder. Noch schlimmer aber ist es im Wald.

„Du kannst schon mal vorlaufen, Peter, bis zur nächsten Wegkreuzung. Da wollen wir rechts abbiegen."

Vorlaufen. Abbiegen. Rechts. Wo ist rechts, wo ist links? Der Junge läuft vor, bleibt stehen. Die Chance ist 50 zu 50, theoretisch. Doch für Dölmer gibt es einen Angstzuschlag, damit sie versagen.

„Na? Warum gehst du nicht weiter? Wo ist denn nun rechts, wie? Nein, da eben nicht! Die andere Seite! Wann kapierst du das endlich?"

Nie. Peter ist sicher, dass er das nie begreifen wird. Er versucht, sich den Weg zu merken, sich einzuprägen, wo die Abzweigungen sind, aber die Bäume sehen alle gleich aus. Der Junge hat keinen Orientierungssinn. Wer hilft ihm denn mal? Mutti ist zu Hause und macht Mittag.

Diese Sonntagsangst macht Peter zu schaffen, verfolgt ihn bis in den Schlaf, sein Herz klopft wie wild. Herz? Hat Doktor Guthmüller nicht gesagt: Links, wo das Herz sitzt? Da, ja, da schlägt es! Links, links, links! Beim nächsten Spaziergang weiß Peter Bescheid. Aber es wird kein Triumph für ihn, sondern nur ein Aufatmen bei Helmut. Nach den Getreidesorten fragt er längst nicht mehr.

Stattdessen lässt er Peter über einen Graben springen.

„Sieh mal, der ist ganz schmal an dieser Stelle. Das schaffst du!"

Aber Peter rutscht ab; Helmut kriegt ihn gerade noch zu fassen.

„Junge, das kannst du nicht. Du hast zwei linke Hände!“

Das ist nicht hilfreich, selbst wenn es stimmt. Hinzu kommt eine Naivität und Gutgläubigkeit, die ihresgleichen sucht.

Die Sache mit dem Kochschinken, den er so gerne isst, erinnert ein bisschen an die lila Kühe aus der Schokoladenwerbung, doch damals gab es ja noch nicht mal Fernsehen. Aber ein Stadtkind wie Peter Littich macht sich eben auch Gedanken … Die Hunde mit ihren rosa Zungen, wenn die so weit heraushängen: „Jetzt weiß ich endlich, wo unser Schinken herkommt!“

Aber die Hunde, Peter, ob die dann noch bellen und fressen können, hinterher?

•

Etwas ganz Besonderes sind die Ausflüge zu Hagenbeck. Der Eintritt ist teuer, aber man nimmt sich Kartoffelsalat und Würstchen mit. Die Fahrt mit der Straßenbahn scheint endlos, der Rundgang durch den Tierpark dauert ewig. Doch – wenn schon, denn schon: Man will schließlich was sehen für sein Geld!

Es ist ein heißer Sommertag. Alle sind geschafft. Als die Littichs an der Haltestelle stehen und auf die Bahn für die Rückfahrt warten, klebt Peters Zunge am Gaumen.

„Ich hab sooo'n Durst!“

„Da kommst du jetzt mit an? Das hättest du dir früher überlegen müssen!“

Seine Eltern haben dann aber doch ein schlechtes Gewissen. Da hinten ist eine Brausebude! Aber da kommt unsere Straßenbahn – das schaffen wir nicht.

Wann fährt die nächste? Wie bitte, in vierzig Minuten erst? Nee. Bei aller Liebe ...

„Hast du denn die neuen Straßenbahnwagen schon gesehen, Peter? Die haben jetzt alle einen Getränke-Automaten! Das glaubst du nicht? Komm, steig ein, dann siehst du es!“

Sie drängen ihn hinein. Die Bahn fährt ab. Vati grinst. Das ist nicht witzig!

•

Sommersonntags sind die Littichs oft an der Elbe. Vati schwimmt ein bisschen, Mutti sonnt sich, leicht entkleidet, aber nicht zu sehr, und Peter spielt unten am Wasser im Sand und mit Matsch. Er geht nicht hinein in die Elbe, bestimmt nicht! Das ist zu gefährlich. Er hat eine Schaufel dabei, eine Schaufel und ein Sieb, sein Eimerchen hat er vergessen. Peter möchte gern eine kleine Burg bauen, am liebsten da oben am Strand, wo Vati und Mutti lagern, weil da ein Busch ist, der Schatten spendet. Aber da gibt es nur Zuckersand und keinen Tropfen Wasser.

„Dann musst du dein Sieb mit Wasser füllen!“, rät Helmut.

Wahrhaftig, Peter tut es! Doch als er bei seinen Eltern ankommt, ist das Sieb leer.

„Du musst laufen, Peter, ganz schnell laufen, hörst du?“

Der kleine Junge rennt so schnell er kann, aber die Löcher im Sieb sind schneller. Warum lachen seine Eltern so?

„Du musst unten Sand reintun in das Sieb, und dann erst das Wasser!“

Er tut es, rennt noch einmal, und bringt doch nichts mit hoch als feucht gewordenen Sand.

„Vati, es ist genug! Der Junge hat einen roten Kopf. Nachher ist er wieder erkältet. Komm, Peter, ich reib dich ab. Und zieh dir was über, das ist besser, es weht ein bisschen."

„Heleeene! Wir haben fast dreißig Grad! Der Junge muss sich auch mal abhärten. Was soll er denn später machen, wenn er in der HJ ist? Komm mit, mein Junge, ich zeig dir was."

Oh ja! Hand in Hand zum Strand, die zwei. Ein paar Schritte Richtung Elbbrücken steht ein Gestell aus Metall. Ein Reck? Oder hing hier früher mal eine Schaukel? Egal. Vati hängt sich dran, seine Füße reichen bis zum Boden. Vati ist schön groß, einszweiundsiebzig. Peter klatscht begeistert in die Hände.

„Das kannst du auch!", sagt Vati und lacht.

„Aber ich – ich bin doch viel kleiner!"

„Das macht nichts. Komm, ich helfe dir. Hopp!"

„Neiiin!"

Da hängt er, zappelt und schreit Zeter und Mordio.

„Junge, stell dich nicht so an, verdammt noch mal! Hör auf zu brüllen wie am Spieß! Bist du jetzt still?! Sonst setzt es was!"

Sein Geschrei geht in ein leises Winseln über. Peter ist machtlos. Hilflos. Ausgeliefert. Er kann sich nicht mehr lange halten!

„Vati, Vati, ich – "

„Das ist nicht tief, Peter, das kannst du mir glauben! So'n kleines Stück nur, du kannst ruhig loslassen, es passiert dir nichts!"

Das Stückchen, das Helmut mit den Händen zeigt, könnte zwei Zentimeter kurz oder hundert Meter lang sein: Entscheidend ist die maßlose Angst vor dem Sturz ins Ungewisse. Der Vati muss Peter doch beistehen, er muss ihm helfen, ihn hinunterheben, bitte bitte!

„Junge, hör auf zu flennen, du Bangbüx! Spring endlich!“

> Ich kann nicht mehr. Ich – ich mache mich ganz klein; vielleicht kann ich mich in mich selbst verkriechen ... Meine Hände rutschen, rutschen ab von der Stange, ich falle – und schreie auf: Ich bin mit dem Kinn auf die Knie geknallt und habe mir auf die Zunge und die Lippe gebissen.

Kopfschüttelnd wendet Helmut sich ab.

Ein wimmerndes Häufchen Elend schleicht ihm hinterher, mit blutender Lippe.

„Was da los war, Helene? Du kannst fragen! Ein Waschlappen ist der Bengel, ein Dämlack ohnegleichen!“

Helmut zündet sich eine Zigarette an. Peter gräbt sich in Helenes Schoß und heult.

Später lutscht er auf dem Daumen. Das tut er immer, wenn er Trost sucht, obwohl er inzwischen zu groß dafür ist. Lass ihn doch, Vati, sagt Mutti, das ist besser, als wenn er einen Schnuller hätte. Darauf hat sie immer geachtet, weil man leicht einen Überbiss bekommt, wenn man den Schnuller nimmt. Mutti weiß das, Mutti war ja mal Zahnarzthelferin. Deswegen sagt Vati gar nichts dazu.

Peter kann abends nicht einschlafen, wenn er nicht auf dem Daumen lutscht.

Mitschnacker

Wer lächelt, ist lieb. Peter Littich würde mit jedem mitgehen, der freundlich tut, mit jedem. Bis auf böse Männer natürlich, die es auf Kinder abgesehen haben! Grade auf kleine Jungs, Peter, hörst du? Das sind Mitschnacker, die locken dich mit Schokolade, erzählen dir Märchen, und dann machen die ganz was Schlimmes mit dir – mit so einem darfst du nie mitgehen, Peter! Nie!

Ja. Nein ... Märchen? Vati kann gut Märchen vorlesen, aber auch 'Max und Moritz' von Wilhelm Busch und 'Die Biene Maja' von Waldemar Bonsels, man muss sich die Namen der Schriftsteller immer merken, sagt Vati. Was wohl so ein Mitschnacker erzählt? Für Peter erzählt Mutti die Geschichte von Rotkäppchen und dem Wolf, das ist sein Lieblingsmärchen ... Und wenn der Mitschnacker Bonbons hat, so wie der Onkel Doktor? Einen Bonbon darf Peter doch annehmen, oder? Oder lieber doch nicht?

Einmal hat ein größerer Junge gesagt, Peter soll am Nachmittag mal da hinten hinkommen in den Keller, da wollen sie sich alle ausziehen, aber Peter musste erst fragen, und da hat Vati sofort nein gesagt und so was wie Homo, Helene, glaub mir! Mutti hat gefragt, igitt, meinst du wirklich?

Peter hätte gern gewusst, was das ist, aber es gibt so Sachen, die erklären sie nicht, auch dass er manchmal nicht ins Schlafzimmer kommen soll, wo das doch so schön aussieht, wenn die Betten gemacht sind, die Tagesdecke obenauf liegt und in der Mitte das spitzenumsäumte weiße Paradekissen. Parade- was?

„Parademarsch, Parademarsch, der Hauptmann hat ein Loch im Popo."

Aber Mutti!

Manchmal ist Mutti lustig. An der Schlafzimmerwand hängen die beiden weißen Engelköpfe nach dem Gemälde von Raffael, aber den kennt hier keiner. Mutti weiß nur, dass es Kunst ist. Im Wohnzimmer auf der Kredenz – nicht anfassen, Peter! Porzellan bricht ganz leicht kaputt! – thront ein röhrender Hirsch an der Seite einer Hirschkuh. Ist das auch Kunst?

•

Eines Tages sind Vati und Mutti weggegangen. Ohne ihn. Er muss das endlich lernen, Helene! Ich werd ihm schon beibringen, wie er sich zu verhalten hat.

„Wir nehmen Schlüssel mit, Peter, und sind bald wieder da, hörst du? Nicht aufmachen, wenn jemand klingelt, auf gar keinen Fall, verstehst du? Du musst immer erst fragen, wer da ist. Und wenn das jemand ist, den du nicht kennst, machst du nicht auf."

„Und wenn Omi kommt?"

„Die kommt aber nicht. Omi wohnt viel zu weit weg."

Zum ersten Mal ist der Junge allein zu Hause. Es ist still hier in der Küche. Telefon haben wir nicht. Die Küchentür knarrt. *Als deine Mutter mit dir ging, hat dein Vater sie geschlagen, dass das Blut an die Küchentür gespritzt ist.* Ach, Omi.

Aus dem Wohnzimmerfenster auskucken ist langweilig. Peter könnte heimlich irgendwo beigehen. Schubladen durchwühlen oder so. Er geht ins Badezimmer, öffnet angestrengt Vatis Rasierwasser, das so gut riecht, und tupft zwei Tropfen davon aufs Gesicht. Aua! Das brennt ganz schön. Schnell die Flasche wieder zu.

Es klingelt. Hörst du nicht? Es hat geklingelt! Da – schon wieder! Geh mal hin!

„Wer – wer ist da?“, herzklopft Peter.

„Deine Mutter schickt mich. Mach mal auf. Es ist eilig!“, fordert eine dumpfe Stimme.

„Nei-iin. Ich darf niemand reinlassen.“

„Junge! Es ist dringend! Mach sofort auf, oder es passiert was! Aufmachen!“

„Aber ich – “

Fäuste hämmern gegen die Tür. Die Klingel läutet Sturm. Hau ab und versteck dich, Peter!

„Wenn du nicht sofort aufmachst, trete ich die Tür ein!“

Tritte. Klingelfäuste. Gleich geht die Tür kaputt! Dann wirst du ausgeschimpft! Wenn du sie nun einen winzigen Spalt – ?

Er tut's.

Brutal wird sie aufgestoßen. Ein Mann stürmt herein, gefolgt von einer Frau: „Gut gemacht, mein Junge! Aber eigentlich – du weißt, was ich gesagt habe. Egal, wer da an der Tür ist – “

„Oh Gott, Peterchen! Helmut! Helmut, er zittert am ganzen Körper! Komm, lass dich drücken, mein Kleiner. Vati hat das nicht so gemeint, weißt du?“

> Mir ist eiskalt. Ich schäme mich. Von Mutti in den Arm genommen zu werden macht es noch viel schlimmer. Ich weine hemmungslos.

6. NACHBARSCHAFTEN

„Volksgenossen und Volksgenossinnen! Parteigenossen und Parteigenossinnen! …“

Es ist noch nicht lange her, dass wir ein Radio haben.

„Wo ist denn die Tante, die da spricht?“, hat Peter gefragt, als er aus dem Kindergarten nach Hause kam. Mutti hat ihm das Gerät gezeigt und Vati hat erklärt, was ein Lautsprecher ist. Aber die Tante war ja eine Lautsprecherin.

Bald hörte Peter auch Musik und die Nachrichten des ratlosen Dienstes.

„Drahtlos, Peter! Nicht ratlos.“

Ach so. Geht das denn überhaupt? Nachrichten ohne Draht? Komisch. Abends knackt das oft im Gerät. Vati sagt, das liegt daran, dass der Mann, der über uns wohnt, einen Detektorempfänger hat und immer daran fummelt. Blöder Knecht!, schimpft Vati, und dass er dem bald mal was anderes erzählen wird. Aber er traut sich nicht, weil der andere größer ist als Vati.

Außer dem Mann mit dem Detektor wohnen da noch … Peter muss überlegen. Wie oft sind sie umgezogen? Am Mühlenfeld, wo er zur Welt kam, war die Wohnung auf Dauer zu klein. In der Wallstraße gab es nur ein einziges Klo für alle Hausbewohner, auf dem Treppenabsatz. In der Osterstraße bei Rönneburg war die Wohnung so feucht, dass an der Schlafzimmertür Pilze wuchsen, und in der Eißendorfer Straße hat die Hauswirtin beim Einzug gefragt: „Herr Littich, sind Sie auch im BdM oder so?“ Später sind sie da vom zweiten Stock in den ersten gezogen. Oder umgekehrt.

Hier unten im Haus ist ein Schlachterladen, und links über uns wohnt eine Geschiedene mit ihrer Tochter. Wenn gesammelt wird, für das Winterhilfswerk oder die NS-Volkswohlfahrt oder so, dann kuckt Mutti immer erst auf die Liste vom Blockwart, was die Geschiedene gegeben hat. Meistens nur 15 Pfennige, mehr gibt Mutti dann auch nicht. Es kommt ja alle Augenblicke vor, dass einer sammelt für irgendwas, das nimmt noch überhand! Aber sagen darf man das nicht, und überhaupt nichts spenden traut sich kein Einziger. Mutti könnte ruhig etwas mehr geben, findet Peter.

„Volksgenossen und Volksgenossinnen! Parteigenossen und Parteigenossinnen! …“

Psst – leise! Der Führer spricht im Radio.

Aber wieso eigentlich 'Genossen'? Das sagen doch die Kommunisten immer! *Reich mir die Flosse, Genosse! – Zum Bund, du Hund!* Wir sind alle Volksgenossen, sagt unser Führer Adolf Hitler. Der Arbeiter, der Bauer, der Soldat – und all die anderen. Sogar die Reichen. Und wir Mieter hier im Haus sind eine Gemeinschaft, wir sind die Hausgemeinschaft. Obwohl wir alle ganz verschieden sind. Unser Blockwart ist Parteigenosse. „PeGe“, sagt Vati, „sogar alter Kämpfer ist der, noch vor dreiunddreißig eingetreten. Doof ist der trotzdem, aber dass du mir ja nicht darüber sprichst, Peter! “

•

An einem heißen Sonntag im Sommer hat Peter vom Bäcker Kuchen geholt. Sechs-gemischte-Sahnestückchen-aber-ganz-vorsichtig-tragen-hörst-du. Gleich ist er zu Hause.

Die Eißendorfer Straße ist normalerweise immer belebt, selbst an Sonntagen, doch heute geht da ganz

allein der kleine Peter mit seinem Kuchenpaket, weit und breit ist niemand anderer zu sehen. Es weht eine leichte Brise. Die meisten Leute haben die Fenster weit aufgemacht, damit es ein bisschen abkühlt in der Wohnung. Und plötzlich ist da eine Stimme, laut dröhnt sie aus dem Volksempfänger:

„Volksgenossen und Volksgenossinnen! Parteigenossen und Parteigenossinnen! …“

Alle sind zu Hause geblieben, um die Rede des Führers zu hören, nur Peter nicht. Der Junge hat das Gefühl, dass dies eine bedeutsame Stunde ist, und er macht sich grade und schämt sich, weil er Kuchen nach Hause trägt, ausgerechnet Kuchen. Ein einziges Auto huscht vorüber.

Und jetzt dringt die Stimme des *Föhrrrers ond Rrreichskanzlers* nach draußen mit gewaltiger *Krrraft*; quillt aus den Zimmern, den Häusern hinaus in die Sonne, über das Pflaster, hinauf in den Himmel – ohrenbetäubend! Hitlerhitlerhitlerhitler, überall und über alles, Gottvater spricht persönlich. Der Führer schimpft auf die Plutokratie, was ist das? Klare Worte, sagt Vati, aber er weiß es auch nicht so richtig – und dann, ja, dann brandet plötzlich der Beifall der Volksgenossen und Volksgenossinnen auf mit Hall und Widerhall, überflutet die Eißendorfer Straße, die Stadt, ganz Großdeutschland wie eine allmächtige Riesenwelle, die alles durchdringt und verschlingt: *Heil! Heil! Heil!* – welch eine mitreißende Woge der Begeisterung!

Die *Krrraft* aber, dies rollende Rrrr, das der Führer immer spricht, das nennt man Akzent, Peter. Das liegt daran, dass der Führer eigentlich Österreicher ist, sagt

Mutti, aber da sprechen sie auch Deutsch.

Wirklich? Das ist aber komisch.

Und, ach ja: „Warum kann denn Vati nicht unser Führer sein oder Onkel Horst?“

„Weil“ – Mutti überlegt einen Augenblick – „weil die doch arbeiten müssen, weißt du?“

Stimmt. Daran hatte Peter noch gar nicht gedacht.

•

Der Krönke nebenan, zwei Häuser weiter in der Karlstraße, der säuft ja. Seine Alte auch. Ja, und dann verprügelt er sie! Das haben die Nachbarn erzählt. Herr Krönke hat ein aufgedunsenes, rötlich-braunes Gesicht und läuft immer in Zivil rum, nie in Uniform, auch nicht an Führers Geburtstag. Krönke hat meistens einen Hut auf, aber das haben viele. Er raucht Zigarren, hustet und kuckt so mürrisch, dass einem bange werden kann. Steht immer auf der obersten Stufe der kleinen Steintreppe vor dem Haus, so dass die meisten zu ihm aufblicken müssen, Kinder sowieso. Ein Geheimer, sagen die Leute. Und Nazi natürlich, aber hundertfünfzigprozentig! Ein Segen, wenn er nicht zu Hause ist. Seine Frau ist größer als er, knochig und blass, mit einer zornigen Stimme; sie hat manchmal blaue Flecken im Gesicht und am Hals. Die schlägt zurück, wenn's drauf ankommt. Wetten? Oder sie tritt ihn. Wie so eine reagiert, weißt du nie.

Peter schnappt das alles auf. Deshalb klingelt er nicht bei Krönkes, um Jochen rauszuholen zum Spielen. Schade eigentlich, sie sind ja gleichaltrig. Zum Glück ist Jochen sowieso oft draußen. Hin und wieder sieht er verheult aus.

Schräg gegenüber in der Eißendorfer Straße ist ein Krämer. Kolonialwarenhändler heißt das richtig, weil die Südfrüchte haben, aus den Kolonien in Afrika. Gehören die uns, die Kolonien? Natürlich, Peter. Das sind ja deutsche Kolonien.

Mutti schickt Peter manchmal zum Einholen zum Krämer, mit abgezähltem Geld und einem Zettel. „Bist ja schon groß, mein Kleiner. Und dann sagst du: ist aufgeschrieben, hörst du?“

Ist aufgeschrieben sagt Peter nicht, das findet er doof. Er reicht den Zettel über den Tresen und das Einkaufsnetz dazu. Es riecht so gut in dem Laden, er geht da gerne hin. Herr Niemann ist nett, seine Frau auch. Die gibt ihm immer einen Bonbon. Später, als Peter älter ist, liest er die große Tafel, die beim Krämer neben der Tür steht:

Ich bin bemüht, stets freundlich zu bedienen.
Die Flüsterer und Schieber werf ich raus.
Gehörst, verehrter Kunde, du zu ihnen,
So rat' ich dir: Verlasse dieses Haus.

Auf einmal sind die Niemanns gar nicht mehr so freundlich. Manchmal flüstern die sogar selber. Vielleicht petzen die alles dem Krönke, was die Leute so erzählen. Aber was ist ein Schieber? Der verschiebt Ware, sagt Vati, schwuppdiwupp unterderhand, verstehst du? Ja. Nein.

Peter ist froh, wenn er wieder raus ist aus dem Laden.

Verschwiegen

Es gibt, nein, es gab in den Zwanzigerjahren einen Mann, der bei den Fellners schon zur Familie gehörte,

doch man spricht nicht darüber, auch später nicht, niemals, kein Wort über ihn. Als sei es ein Tabu. Ein Drama im Verborgenen. Traumatisch? Was auch immer geschehen sein mag, es wird verheimlicht, der Mann wird totgeschwiegen. Peter wird zeitlebens nichts über ihn erfahren, nicht einmal dessen Namen. Überhaupt hört er irgendwann nur durch einen Zufall, dass dieser Mensch existiert ... hat.

Tatsache ist: Helene Fellner war verlobt, ehe sie auf Helmut Littich traf.

Es ist ein unbehagliches, befremdliches Gefühl zu wissen, dass die eigene Mutter einem anderen Mann angehörte und sozusagen ein Leben vor diesem, ihrem jetzigen Leben geführt hat. Was ist da passiert? Hätte jener Bräutigam sogar Peters eigentlicher Vater werden können – wenngleich unter anderen Umständen? Anders gefragt: Warum wurde das Verlöbnis gelöst? Lag es an ihm, an diesem Mann, oder war Helene schuld? Gibt es womöglich sogar einen verheimlichten Halbbruder von Peter oder eine Halbschwester – eine zur Adoption freigegebene „Schande"?

Spätes Nach-Denken. Nie gestellte Fragen.

„Dein Vater hat deine Mutter Fohse genannt", sagt Omi. Peter ahnt, dass das ein schlimmes Wort ist, viel schlimmer als 'Scheiße sagt man nicht'. Aber er will es nicht wissen.

„Er hat sie so geschlagen, als sie mit dir ging, dass das Blut an die Küchentür gespritzt ist."

Da kommt zurück, was Omi gesagt hat. Und bleibt haften. Blut? An der Küchentür? Blut geht ganz schwer raus aus der Wäsche. Peter untersucht die Tür heimlich. Geht nahe heran, beäugt sie schaudernd von

unten bis oben, auch die Rückseite. Nichts. Wahrscheinlich übermalt. Oder? Oder hat Omi gelogen? Es wäre so schön, so ... erleichternd. Doch die Großmutter ist immer ehrlich, sagt rundheraus, was Sache ist, und überschwemmt den kleinen Peter boshaft-naiv mit bitteren Wahrheiten, um dem verhassten Schwiegersohn eins auszuwischen. Welch eine Methode!

Ihr Junge hat Mittelohrentzündung, Frau Littich.

„Deine Mutter ist klüger wie dein Vater", sagt Omi. „Dein Vater hat nur Volksschule." Auch das behält Peter. Es müsste als heißen, klüger als, Omi, als statt wie, und warum hat Mutti das Lyzeum nicht zu Ende besucht?, fällt ihm später ein. Und seinen Vati, den liebt er doch!

Vater. Mutter. „Die passen zusammen wie Braunbier und Spucke." Sei still, Omi!

Es ist ein allmähliches Erkennen. Hier die Hausfrau und Mutter Helene: Köchin, Wäscherin und mehr; Mutti, vor der Peter sich niemals fürchten muss; dort der Staatsangestellte und Vater Helmut: Schönling, Weiberheld, Charmeur – oh doch, einiges davon kriegt der Junge schon mit! – ; Vati, der meistens angenehm nach Rasierwasser duftet, der körperlich eine gerade Haltung hat und die Ledersohlen seiner Schuhe stets unten in der Mitte durchläuft, Vati, der auf sich hält und gepflegt ist bis zum Sitz der Frisur am Morgen unter seiner Frisierhaube. Vati hat schöne dunkle Haare. Und meine, Mutti, wie sehen die aus? Blond? Nein, Peter, du hast 'ne Straßenköterfarbe.

Der Spaß hat einen Stich; er hätte von Helmut sein können. Dabei hat Helmut wirklich Witz. Mitunter singt er schon am Morgen. *„Und ich tanze mit dir in*

den Himmel hinein, in den siebenten Himmel der Liebe ...“, fast so gut wie ein ausgebildeter Tenor. Wirklich. Er hat eine ausgesprochen schöne Handschrift (Graphologen würden sagen: nicht frei von Eitelkeit und Egozentrik) und malt gekonnt Landschafts-Aquarelle, die Helene kritisiert. Sie sind halt ein bisschen zu schön, um wahr zu sein. Er liest Jack London, Tolstoi, Dostojewski, Remarque, Sienkewicz; Reisebeschreibungen, Belletristik, auch Tiergeschichten; er züchtet Kakteen, besitzt ein Aquarium mit Zierfischen und sammelt Briefmarken. In seinen besten Momenten ist Helmut Littich ein zärtlicher Schmusevater.

Allerdings geht Helmut nie ins Theater, geschweige in die Oper oder in ein Konzert. Und Helene? Mag nicht allein gehen oder darf es nicht. Helmut verreist nie, hat insgeheim Angst vor Hunden, er trinkt zu viel, raucht Kette, ist jähzornig und macht Angst: „Krisst gleich eins in'n Nacken!“

Peter duckt sich; ihm ist kalt. *Hör auf! Du schlägst den Jungen ja tot!* ist in ihm und bleibt ihm, unbewusst und zutiefst verschwiegen.

In manchen Nächten weint er um seine Geborgenheit.

•

Mutti hat zwei Brüder, Horst und Ewald. Onkel Ewald lebt nicht mehr; als Junge hat er so manchen Streich ausgeheckt. Davon erzählt Omi heute noch mit Vergnügen.

„In unserer Erinnerung leben die Menschen weiter.“

Auch wenn man die nicht gekannt hat?

Ewald war Omis Jüngster. Er ist als junger Mann unheilbar erkrankt, ist im elterlichen Haus zu Tode gepflegt worden und dort gestorben, oben, im Schlafzimmer. Doch was ihm gefehlt hat, darüber wird geschwiegen.

„Der hatte Syphilis", murmelt Vati hinter vorgehaltener Hand. Das Wort hat Peter noch nie gehört.

Bei Omi im Treppenhaus hängen stark vergrößerte, gerahmte Fotos. Das eine zeigt Omi und Opi Fellner in Einzelporträts nebeneinander als junges Paar. Der Opa sieht streng und pflichtbewusst aus mit seinem buschigen Eisenbahnoberingenieurschnauzbart: „Es ist erreicht!" Sein Haupthaar hat sich bereits weithin zurückgezogen; er ist sicher einige Jahre älter als Omi. Die wiederum, das Kleid hochgeschlossen, das Haar gekräuselt und nach oben gerafft, so dass ihre ovale Kopfform dominiert – Peter muss immer an die Kaffeewerbung von Darbohne denken, an diese Comicfigur – Omi wirkt heiter und ebenfalls ein bisschen wie: „Es ist erreicht – ich habe ihn."

Etwas tiefer und kleiner das Bild von Ewald. Ernst blickt er in die Kamera, man könnte fast meinen beleidigt, aber das ist kennzeichnend für die Zeit, in der noch stillgehalten werden musste beim Knipsen und vom Photographieren gesprochen wurde, mit ph geschrieben. Heutzutage kucken nur noch die Mannequins, wenn sie mit verrenkten Hüften über den Laufsteg staksen, so dressiert blasiert wie die ehedem als *Portrait* photographierten Menschen. Peter ist ganz sicher, dass er sich mit Onkel Ewald gut verstanden hätte, noch besser als mit Onkel Horst.

Als Helmut eines Tages mit seinem Jungen im Treppenhaus vor den Bildern steht, zeigt Vati auf das Foto von Onkel Ewald und das von Omi Fellner und flüstert: „Jüdisches Blut, Peter. Sieh dir nur mal die Augen an. Und die Haare."

Also schwarze Haare und braune Augen sind typisch? Typisch jüdisch? Peter schaudert und hofft, dass das niemals rauskommt, dass bei ihm womöglich auch etwas jüdisches Blut durch die Adern fließt, obwohl er doch mittelblond ist und blaue Augen hat, aber als Enkel ist das ja trotzdem gefährlich! Zugleich ist er stolz darauf. Jüdisches Blut, das ist schon etwas Besonderes.

Juden scheinen außerdem sehr begabt zu sein, jedenfalls einige. Zu Hause in der Eißendorfer Straße haben die Littichs ein Grammophon mit Trichter und einen Musikschrank mit Schallplatten. Manchmal legt Vati Musik von Joseph Schmidt auf, vorsichtig mit der Nadel, damit die Platte nicht zerkratzt. Dann erklingt *Ein Lied geht um die Welt* und *Heut ist der schönste Tag in meinem Leben*, aber eigentlich darf man das nicht mehr anhören, obwohl der solch eine herrliche Stimme hat, der Schmidt.

„Lyrischer Tenor heißt das Stimmfach", erklärt Vati. Das hat er gelesen.

„So'n ganz kleiner Mann war das, der Joseph Schmidt", ergänzt Mutti. „Nur einsvierundfünfzig, aber Jude. Es ist sicher besser, seine Platten nicht mehr abzuspielen, Helmut. Du solltest sie lieber vernichten."

Vati nickt ernst, und Peter fragt sich, was eine solch herrliche Stimme damit zu tun hat, dass der Sänger Jude ist. Dass Joseph Schmidt um diese Zeit längst aus

Deutschland geflüchtet ist und wenige Jahre später in der Schweiz ums Leben kommt, ist weder den Littichs bekannt noch weiß es in letzter Konsequenz der Sänger selbst oder sonst irgendwer. Was vielen bevorsteht, wohin im „Dritten Reich" deren Weg führen wird, ob ins Exil oder ins Gas, wissen in den ersten Jahren nach der Machtübernahme vielleicht noch nicht einmal deren Verfolger. Etliche sehen darüber weg, was sich anbahnt, andere befürchten das Schlimmste, doch die meisten Deutschen sehen sich nach den Jahren von Weimar endlich geeint und konsequent geführt. *Er hat wenigstens die Bettler von der Straße geholt.* Wer vermag sich denn wohl vorzustellen, welche Zwangsmaßnahmen und Deportationen geplant sind, und dass nicht nur einige todgeweihte Mitbürger im Lande leben, auch nicht Dutzende oder gar Hunderte, sondern Millionen unschuldiger Menschen, die bald darauf umgebracht werden oder an der Front verrecken – wer?

Nach 1945 wird vieles davon beharrlich verschwiegen oder geleugnet; die meisten Täter kommen ungeschoren davon, bleiben in Amt und Würden, machen weiter Karriere und beziehen als Beamte Pension. Doch das millionenfache Morden kannst du nicht totschweigen, nicht auf Dauer. Wer heute sagt: „Mal muss auch Schluss sein mit dem ewigen Gerede davon. Was haben denn andere Völker gemacht?" – hat nicht begriffen, dass die Verbrechen der Nazizeit nicht verjähren können und nie verjähren dürfen.

Helmut Littich entsorgt … Josef Schmidt, entsorgt den Gesang im Ascheimer.

Fremde

„Lauf mal schnell vor, Peter, da vorne gehen zwei Neger!“

So was muss man dem Jungen zeigen, Helene, das sieht man nicht alle Tage. Na ja, in Hamburg auf dem Jungfernstieg, da kannst du schon was erleben. – Eben! Und das ist so heiß heute, ich glaub, die Neger fühlen sich hier genauso wohl wie zu Hause. Kuck dir die ruhig richtig an, Peter! Wie elegant das Pärchen aussieht ... Ganz teure Kleidung, Helmut. Von wegen barfuß im Bastrock! Dass die sich so was leisten können, als Schwarze? Wahrscheinlich ist er Diplomat, Helene. Oder er ist Häuptling „und sie seine Polyga – ich komm nicht drauf. Die Männer in Afrika haben ja mehrere Frauen. Jeder.“

Wir schreiben das Jahr 1936. Einen lebendigen Neger hat Peter noch nie gesehen. Und nun schlendern hier zwei rum, als wären sie Nachbarn von uns. Er im weißen Sommeranzug, sie im bunten Kleid. Peter staunt. Er kennt nur den Negerjungen aus dem Struwwelpeter-Buch. Und den *Sarotti-Mohr* von der Schokolade. Aber so richtig hinkucken mag er nicht zu den beiden Negern. Die werden vielleicht böse, wenn sie so angestarrt werden.

Später sind die Littichs in der Kirchenallee am Hauptbahnhof. Plötzlich kommen sie nicht weiter. Die Fahrbahnen sind abgesperrt. Sie werden bedrängt, müssen sich gegen die hinten nachrückenden Menschen stemmen, geraten fast an den Kantstein. Marschmusik erklingt. Jubelrufe ertönen. Vati nimmt Peter Huckepack, damit er besser sehen kann. Hakenkreuzfahnen tauchen auf, aber auch andere; viele lachende, winkende Menschen, sportlich gekleidet, dazu festlich

geschmückte Wagen; lauter Deutsche, aber auch fremdländische Gestalten. Ein buntes, fröhliches Vielvölkergemisch in einer unendlich langen Karawane zieht langsam vorbei.

„Die machen mit bei der Olympiade!“, schreit Helmut gegen den Lärmjubel an.

„Was?“

„O-lym-pi-a-de, Helene! Die steigen hier sicher in den Zug und fahren nach Berlin! – Nein, nicht Wien. Berlin! – Junge, Herrgott noch mal, sitz endlich still!! Ich kann dich nicht mehr halten!“

Abrupt setzt er Peter ab. Der Junge steht. Und steht. Beginnt zu quengeln. Die Stimmung kippt.

•

Zurück nach Harburg.

„Kuck mal, Vati, da drüben geht Frau Janowski“, sagt Helene. „Die ist mir irgendwie unsympathisch. Ihr Mann ist viel netter, obwohl … Janowski, der Name ist ja polnisch.“

„Die sieht auch polnisch aus, die Frau, finde ich“, stellt Helmut fest.

„Na ja, aber Janowski, so heißt er ja. Sie ist 'ne geborene Deutsche, soviel ich weiß.“

„Polnisch sieht die trotzdem aus, im Gegensatz zu ihm, komischerweise. Als SA-Kamerad ist er aber in Ordnung, er spricht ja auch wie wir, ohne Akzent.“

Polackenpack, sagt Omi immer, wenn von Polen die Rede ist. „Polen sind dreckig, Peter. *Policki, Polacki, was kostet die Hacki? Die Hacki, die kostet – Policki, Polacki.* Und wie die hausen! Polnische Wirtschaft nennt man das.“

Peter ist froh, dass er Deutscher ist. Omi auch.

Ob Omi einen Polen kennt? Nein. Höchstens den Janowski.

Aber Zigeuner sind schlimmer, meint Omi.

Das glaubt Peter sofort. Er kennt ja das Zigeunerlager an der Wasmerstraße. Als er kleiner war, haben sie ganz in der Nähe gewohnt. Einmal ist er mitgegangen mit den großen Jungs. Die haben "Zigi, Zigi, Zigeuner!" über die Umzäunung gerufen, hinter der die Wohnwagen standen, und mit Steinen geworfen. Ein Zigeuner warf zurück und traf den kleinen Peter am Bein. Da ist er weinend nach Hause gehumpelt, hat alles seiner Mutti erzählt und sich von ihr trösten lassen. "Wenn das noch mal passiert", riet sie ihm, "dann rufst du 'Das sag ich Vater Weiß!' – Du sollst mal sehen, wie die Zigeunerkinder davonlaufen!"

Vater? Vater Weiß? Das muss ein mächtiger Mann sein. Peter hat mal ein Bild von Jesus gesehen, der trug ein langes weißes Gewand. Ob Vater Weiß auch so angezogen ist? Wo der wohl wohnt? Und wie der aussieht? Bestimmt ganz groß, irgendwie.

Jedenfalls ist er der Führer der Zigeuner, das steht fest, so wie bei uns Adolf Hitler.

Sonntags gehen die Littichs fast immer spazieren, vor allem im Sommer. Hin und wieder schlendern sie am Zigeunerlager vorbei. Das sieht da aus wie im Zirkus. Bunte Wohnwagen, und das ganze Leben spielt sich im Freien ab. Viele, viele fröhlich lärmende Kinder toben herum, die meisten zerlumpt, die Kleineren nur mit kurzem Hemdchen und untenrum nackt. Alle sind schwarzhaarig, bis auf einen Mann, der rote Haare hat und ganz weiße Haut, genau wie wir. Ältere Frauen hocken vor den Wohnwagen, unentwegt Zigarre oder

Pfeife rauchend. Pferdchen laufen umher, Hunde, Ziegen und Schafe. Musik erklingt – fremdartige Klänge – und sofort beginnen einige zu tanzen. Peters Vater winkt einen erwachsenen Zigeuner herbei, öffnet sein silbernes Zigarettenetui und lässt ihn zwei Zigaretten herausnehmen. Gönnerhaft, wie ein Gutsherr zu seinem Gesinde ... Dem kleinen Peter fehlt dieser Vergleich, doch die Szene prägt sich ein. Gegenwärtig aber dies: Helmut spricht mit dem Zigeuner, das ist ja ziemlich mutig.

Es ist eine umzäunte Idylle auf Abruf, dieses Lager, aber wer weiß das schon.

Einmal im Winter, als Peter Omi besucht und dort auch geschlafen hat, klingelte es am Morgen an der Haustür. Er hatte Mutti erwartet, die ihn abholen wollte, aber als er öffnet, steht da eine ältere, rundliche Zigeunerin, an der Hand ein Mädchen. Es ist winterkalt; beide atmen Nebelwolken aus, barfuß betreten sie den Steinfußboden der Veranda. Die Kleine mag in Peters Alter sein; sie blickt ihn stumm mit großen dunklen Augen an. Die Alte lächelt, greift nach Peters Hand und betrachtet die Linien darin: „Gute Hand“. Im gleichen Augenblick kommt Omi dazu, und noch ehe die zwei etwas sagen können, ruft sie: „Raus!“ und verscheucht sie wie lästige Insekten.

„Wenn das noch mal passiert, darfst du die nicht reinlassen, Peter, hörst du? Zigeuner klauen dir das Bett unterm Hintern weg!“

Unheimlich … schön

Als Menschen – als Menschen müssen die Juden früher anders gewesen sein, mehr so wie wir, vermutet Peter. Jedenfalls nicht so gefährlich.

„Mein Vater hat denen noch die Haare geschnitten, damals", erzählt Helmut.

Die Haare? Opa hat den Juden die Haare geschnitten? Und auch den Bart gekürzt? Mit dem Rasiermesser? Ja? Und er hat keine Angst gehabt, dass die Juden ihm was antun? Nein? Ach. Die hätten doch einfach das Messer entwenden können und ihn …

Solch einen Mut wie Opa Littich hätte Peter nicht. Niemals. Er ist ganz schön stolz auf seinen Opa, und Helmut freut sich mit. Vielleicht waren die Juden aber auch friedlicher, die zu ihm gekommen sind? Unterschiede gibt es ja überall.

Reich – reich sind die ja außerdem. Alle. Viel reicher als wir. Und wer das Geld hat, hat die Macht, sagt Vati. Aber das Geschäft da in der Lindenstraße, Ecke Karlstraße, ob die Inhaber auch reich sind? Die handeln mit Kleinmöbeln; der Laden ist früher wohl mal eine Wohnung gewesen. Jedenfalls haben sie keine richtig großen Schaufenster, und deshalb stapeln sie alles übereinander hinter den Fensterscheiben, rappelvoll, um eine möglichst große Auswahl zu zeigen.

Helene Littich würde da nie kaufen, das ist ihr viel zu rummelig. Peter meint, die können gar nicht anders, wegen der kleinen Fenster, aber das sagt er nicht, weil er noch Kind ist und sich kein Urteil erlauben darf, Kinder haben den Mund zu halten; er versteht sowieso nichts von solchen Sachen, behaupten die Großen.

„Typisch jüdisch!“, urteilt Helene über den Laden. Sie hat noch mehr Sprüche drauf, Peter erinnert sich viele Jahre später: „Bloß keine jüdische Hast!“, sagt sie manchmal, oder auch: „Bepackt wie die Juden von Prag.“

Und Helmut? Helmut sagt, wenn er ärgerlich ist: „Du bist ja nicht ganz arisch!“

Als junger Mann hat er beobachtet, wie ein Jude erschlagen wurde, in Hamburg am Gänsemarkt, vor einer Gaststätte. Peter macht große Augen. Ein Jude? Woher – ? Die Leute haben den Mann beschimpft. Welche Leute? Das weiß er nicht, sagt Vati. Er ist damals schnell weggelaufen. Nun spiel man schön weiter, Peter.

Doch Peter hört lieber zu.

„Ich weiß noch, als ich junges Mädchen war“, fällt Mutti ein, „kurz nach dem Ersten Weltkrieg. Da hatten die Menschen großen Hunger, und das hat so'n Dreckskerl ausgenutzt und eklige Fleischwaren verkauft.“

„Du meinst Heil“, nickt Vati. Peter denkt gleich an 'Heil Hitler', aber das ist es wohl nicht. Und 'Sieg Heil'? Auch nicht.

„Ja! Der Heil hat doch aus Ratten Sülze gemacht, Helmut, Heilsche Sülze, aber die Leute haben das rausgekriegt! Die Polizei hat ihn geschnappt, auf einen offenen Wagen geladen und durch die Stadt getrieben, den Heil. Dabei musste er von seiner eigenen Rattensülze essen und wurde geschlagen und bespuckt.“

„Das ist aber nur ein Gerücht, Helene.“

„Meinst du? Aber dass er Jude war, das stimmt doch!“

„Angeblich auch nicht."

„Dann ist das ja umso schlimmer, Helmut! Wenn er als Jude solchen Schweinkram gemacht hätte – ich meine, das wäre ihm doch eher zuzutrauen gewesen, meinst du nicht?"

„Ich weiß nicht. Hitler hätte jedenfalls mit so einem kurzen Prozess gemacht."

„Mag sein. Aber der Führer kann auch nicht alles."

„Er hat wenigstens die Bettler von der Straße geholt."

„Das stimmt, Vati. Dafür bin ich auch dankbar."

Peter schnappt manches auf von dem, was die Erwachsenen so reden, weil die denken, dass er das noch nicht versteht. Das mit den Bettlern muss ja früher ganz schlimm gewesen sein. Wo die wohl alle abgeblieben sind?

•

In der Karlstraße spielt Peter oft mit Jochen, aber auch mit anderen Jungs. Hießen sie Hans und Uwe? Manchmal kuckt Addi zu, der ist schon größer. Er wohnt im selben Haus wie die Krönkes.

Gegenüber steht ein geducktes kleines Häuschen mit Flachdach, wie aus der Zeit gefallen, als gehörte es in ein Dorf oder in einen Wald. Es hat grüne Holzläden an den Fenstern und eine grüne Holzpforte. SCHLOSS steht da dran, mit goldgelben Buchstaben aus Messing. Zur Straße hin befinden sich zwei Gully-Roste, darunter liegen die Kellerräume.

„Geh da nicht so nah ran, Peter!", warnt Hans.

„Wieso? Warum denn nicht?"

„Das weißt du nicht? Da wohnen doch Juden!", ergänzt

Uwe, und er ruft ihm einen Spottvers zu, der mit den Worten endet: „Und fängt dich der Jud, wird er dich schlachten!“

„Schlachten? Die Juden schlachten Kinder? Das glaub ich nicht. Warum das denn?“

„Ganz einfach. Weil wir Christen sind, darum. Die fangen dich, bringen dich in den Keller, mästen dich und bringen dich um.“

Nein nein. Das glaubt Peter nicht. Der will ihm bloß Angst machen! Das wäre ja wie bei der Hexe im Märchen von Hänsel und Gretel! Er kann sich das wirklich nicht vorstellen, doch er sieht das hübsche kleine Häuschen jetzt mit anderen Augen, es ist ihm nicht ganz geheuer. Die Bewohner kriegt man sowieso nur selten zu Gesicht, nur den Mann manchmal, wenn der von der Arbeit kommt.

Irgendwann bleiben bei denen die Holzläden vor den Fenstern auch tagsüber geschlossen. Es kommt Peter so vor, als wollten die Juden nichts mehr mit den Nachbarn oder mit uns allen zu tun haben. Warum sind die so? Mitunter kommt abends Besuch zu ihnen: ein unheimlicher Mann im schwarzen, bodenlangen Talar. Den lassen sie immer rein, aber die Tür geht nur einen winzigen Spalt auf und gleich wieder zu. Warum nur? Vielleicht machen die da was Verbotenes. Dürfen die das überhaupt? Was haben die zu verheimlichen?

Dass es der Lehrer, Kantor und Prediger Alfred Gordon ist, der ihnen beizustehen versucht und mit ihnen betet, erfahre ich erst viele Jahre später. Heute erinnern die Gordonstraße und ein Stolperstein in Harburg an ihn.

•

Hin und wieder geht Peter auch schon mal allein los am Sonntag, wenn es zu Hause langweilig ist und draußen keiner zum Spielen. Besonders gern sieht er sich die Schaufenster der Buchhandlung Stein im Zentrumshaus an, obgleich er noch nicht lesen kann; die haben auch Kinderbücher mit bunten Titelbildern ausgestellt. Auf dem Rückweg kommt er am Anfang der Eißendorfer Straße an der Synagoge vorbei. Da stehen heute die Türen offen. Peter kann in den Innenraum sehen und ist überwältigt. Nie zuvor hat er etwas Schöneres erblickt! Was er behält, an was er sich Jahrzehnte später noch erinnert, sieht so aus: Alles strahlt in warmen Rot- und Goldtönen, dazwischen blinkt helles Silber. Der hohe Raum ist festlich erleuchtet, er glaubt Orgelmusik zu hören und bewundert, ja, beneidet die jüdischen Familien, die dort hineingehen. Sie sehen glücklich aus, ein Junge lächelt ihm zu, als wollte er ihn auffordern, mitzukommen. Der Gottesdienst da drinnen muss etwas ganz Besonderes sein.

Ob die Juden vielleicht gar nicht so böse und gefährlich sind?

Das goldene Zeitalter hat es nie gegeben, aber dies Innehalten vor der Synagoge ist wie ein goldüberstrahlter, friedvoller Augenblick, der sich unauslöschlich einbrennt als Erinnerung.

7. TATEN

Man kann das Leben nur rückwärts verstehen, aber leben muss man es vorwärts. (S. Kierkegaard)

Was ist prägend, was wird nachhaltig erinnert, weit über die flüchtigen Geschehnisse des Tages hinaus? 1938 finden nicht nur in Harburg gewaltsame Übergriffe statt; staatliche Organe dulden oder legitimieren sie; die Täter handeln brutal und menschenverachtend. Im geschichtlichen Sinne aber wird, was scheinbar nur regional passiert, erst sehr viel später als markanter Einschnitt wahrgenommen – weltweit.

> Hätte mir damals irgendwer gesagt, dieses Jahr 1938 werde mich mein Leben lang begleiten und ich würde mir etliche Details wieder und wieder ins Gedächtnis rufen: Ich hätte es nicht geglaubt.

Peter Littich, das ist sicher, hatte von der Tragweite überhaupt keine Ahnung. Ach, Junge, woher auch! Mit deinen sieben Jahren lebst und liebst du den vergänglichen Moment, strebst vorwärts und blickst noch nicht über den Tellerrand hinaus auf den unendlich weiten Horizont.

Der 13. März ist schon recht warm für die frühe Jahreszeit. Ein sonniger Blauhimmelsonntag! Peter übt „Weitspucken" in der Karlstraße. Autos fahren da kaum. Dann kommt Addi raus aus dem Eingang, wo auch die Krönkes wohnen. Addi ist groß. Bestimmt schon sechzehn.

Plötzlich steht auf der anderen Straßenseite ein weiß gekleideter Mann mit Mütze und ruft: „Extrablatt! Extrablatt! Österreich heimgekehrt ins Reich! Nur zehn Pfennige! Extrablatt! Extrablatt!"

Addi winkt mich heran und drückt mir einen Groschen in die Hand.

„Hier! Lauf mal zu dem Mann hin und lass dir 'ne Zeitung geben!“

Peter ist stolz auf den Auftrag, rennt los und holt das Extrablatt. Dass Addi ihn überhaupt bemerkt hat! Inzwischen sind auch andere Jungs aus der Nachbarschaft auf der Straße, eine ganze Clique, alle größer als Peter.

Addi nimmt die Zeitung, überfliegt die erste Seite, liest mit ernstem Gesicht. Warum freut sich der denn nicht? Das ist doch schön, dass Österreich jetzt zu Deutschland gehört, wo die da sowieso alle deutsch sprechen wie wir. Manche sagen auch Ostmark.

„Was steht denn drin über Österreich?“, will einer der Jungs wissen.

„Ach, nix weiter. Woll'n wir zum Sandberg am Hastedtplatz?“

„Oh, ja!“

Der Trupp zieht los, Peter mit schnellen kleinen Schritten hinterher. „Ich muss aber um zwölf zu Hause sein, da wollen wir essen.“

Am Sandberg angekommen, zieht Addi eine Handvoll Glasmarmeln aus der Tasche und gibt jedem zwei, auch Peter.

„Weil du mir vorhin so schön die Zeitung geholt hast.“

Das – das ist ja! Schenkt dem kleinen Peter einfach zwei Marmeln, nur weil der ihm die Zeitung geholt hat! Der Junge freut sich ganz doll, legt die Marmeln beiseite, gräbt den halbtrockenen, hellen Sand mit den Händen um, formt einen Berg, eine Rinne, eine

Höhle, ist in sein Spiel vertieft.

Addi sitzt ein Stück entfernt, spielt nicht mit, liest weiter mit ernstem Gesicht.

„So, Schluss jetzt, es wird Zeit! Kommt alle her und liefert die Marmeln ab!“

Was denn, jetzt schon? Und die Marmeln hat er uns nicht geschenkt? Eine – also die eine hat Peter in der Hand, aber wo ist die zweite geblieben? Irgendwo verbuddelt. Er sucht und gräbt und gräbt und gräbt – wie lange noch?

„Peter, nun mach schon!“

Gleich. Er schluckt. Er kann doch Addi nicht enttäuschen! Muss er aber. Mit gesenktem Kopf.

„Addi, ich – ich kann die eine Marmel nicht wiederfinden!“

„Wie bitte? Bist du verrückt geworden? Was fällt dir ein!“

Mit einer ganz schnellen Handbewegung legt er Peter übers Knie und gibt ihm drei, vier Klapse auf den Po. Die anderen Jungs lachen.

Dann gehen sie gemeinsam nach Hause. Peter, gedemütigt, aber auch wütend, schleicht hinter den anderen her. Man soll ja nicht petzen, aber das wird – das muss er seiner Mutter erzählen! Was er auch tut, unter Tränen. Sie tröstet ihn, nimmt ihn in den Arm mit den Worten: „Das darf der gar nicht. Der ist Vierteljude!“

Viertelju-? Halbjude, das kennt Peter, aber Viertel? Woher weiß Mutti das? Artfremd sollen die ja alle sein. Gibt es Juden, die noch weniger Juden sind als ein Viertel? So richtig arisch oder wie das heißt? Reinrassig, hat Peter neulich gehört. Was heißt das? Vielleicht

ist er das selbst nicht so ganz? Omis Nachbar züchtet Deutsche Widder, Kaninchen mit übergroßen Schlappohren. Er sagt, das mit den Ohren gehört so, weil es reinrassige Kaninchen sind. Aber wie entstehen Rassen eigentlich?

(Gute Frage, Peter Littich! Menschliche Rassen gibt es nicht, nur unterschiedliche Merkmale, sagt die Wissenschaft heute. Aber diese Erkenntnis stammt aus dem 21. Jahrhundert.)

Das O

Es ist an der Zeit, dass ich damit aufhöre, den kranken Mann zu spielen – nein, das kranke Kind. Habe ich es denn gespielt, nur gespielt, bin ich nicht wirklich krank gewesen? Aber ja. Schwer krank sogar. Mein Immunsystem war ungemein schwach. Doch das hatte auch Vorteile. Ich konnte mich gehen lassen, habe meine Umgebung manipuliert, vor allem meine Mutter. So holte ich mir die Zuwendung von ihr, die ich so sehr entbehrte. Und schließlich, als mir die Mandeln herausoperiert worden waren, die häufig überreagiert hatten, ging es mir wirklich besser.

Höchste Eisenbahn, mein Junge, dass du endlich zur Schule kommst. Mit sieben! Du wirst das in Zukunft als Makel empfinden, dass du ein Jahr später eingeschult worden bist als die anderen. Helene hat da eingegriffen – der Peter war ja so oft krank, wissen Sie? Und im zweiten Schuljahr, als dein Lehrer gesagt hat, da wird ohnehin fast alles nur wiederholt und du könntest bei deiner Intelligenz diese Klasse überspringen, da hat wiederum deine Mutter eingegriffen in deinen kleinen Lebenslauf. Ach nein, das möchte sie nicht, wird Helene Littich gesagt haben, denn dann

müsstest du dich ja an ganz neue Klassenkameraden gewöhnen und die gerade erst entstandenen Freundschaften aufgeben. Wissen Sie, als Mutter will man ja immer nur das Beste für sein Kind.

•

Aber nun, Ostern 1938, am Tag der Einschulung im April, hältst du endlich deine Schultüte in der Hand. Bunt und groß ist sie, wenngleich nicht die größte von allen, dafür aber bis obenhin gefüllt mit lauter leckeren Sachen!

Wirklich? Fass nach, Peter Littich, geh der Tüte auf den Grund. Was findest du? Na?

Anscheten, Herr Paster!

Es ist – unfassbar. Das verwöhnte, verhätschelte Einzelkind, der Knabe, der absolut sicher ist, in seiner Schultüte werde eine nie dagewesene Fülle an Süßigkeiten und Spielsachen stecken, wird maßlos enttäuscht. Ein paar Bonbons, etwas Schokolade, ein Kasten mit Schreibgriffeln (die er ja sowieso haben muss), und: Papier, Papier, Papier … viel mehr als in Wirklichkeit: es kommt ihm vor wie ein ganzer Berg. Eine halbvolle Schultüte! Der Rest nur ausgestopft. Und dabei sagen sie immer, dass sie ihn lieb haben, den kleinen Petermann! Er muss sich nicht umblicken; er weiß einfach, dass er hier der einzige Abc-Schütze ist, der hinters Licht geführt wurde. Wenn das Omi Fellner wüsste! Und Helene? So viele Süßigkeiten sind nicht gut für die Zähne, und was das alles kostet! Helmut hat ja keine Ahnung; sie muss so was alles von ihrem knappen Haushaltsgeld abzweigen. Aber soll sie ihn deswegen anbetteln? Sein Gehalt als Angestellter ist ja man auch nicht üppig. Als kleiner Beamter

bekäme er womöglich noch weniger, aber dann hätte sie wenigstens mehr Sicherheit …

Also viel Spaß, Peter, und pass schön auf, hörst du? Küsschen, winke, winke, Tür zu; die Tüte nimmt Mutti mit, für nachher.

Plötzlich ist der Junge allein mit all den andern Jungs und dem Lehrer, der Herr Deckert heißt.

„Na, ihr Speckjäger!“, schmunzelt Lehrer Deckert.

„Ha ha ha ha!“



Peter

Lauter Sechsjährige und ein Siebenjähriger können sich nicht einkriegen vor Lachen. Deckert ist an die sechzig; mittelgroß und rundlich, grauer Anzug, Brille mit Silberrand, grauer Haarkranz und ein kleines, hellgraues Oberlippenbärtchen. Ein gemütlicher Typ, der zwei-, dreimal in der Woche zum Rohrstock greift

und ungehorsame Schüler züchtigt. Deckert betatscht gern kleine Mädchen, deswegen hat man ihn an die Jungenschule versetzt, aber das ist eine andere Geschichte und nicht für Peters Ohren bestimmt.

Natürlich war am ersten Schultag noch nicht viel los. Vornamen, Namen, Religion, Beruf des Vaters – das mag es gewesen sein. Und setzen nach dem Abc ihrer Namen, der Reihe nach.

Der zweite Tag sieht schon anders aus. Schiefertafel, Schwamm und der Kasten mit den Griffeln, alles kommt in den Schulranzen, der Tafellappen zum Wegwischen und Säubern hängt draußen. Der Ranzen wird auf den Rücken geschnallt, die Brottasche mit dem Pausenbrot am Riemen über die Schulter gehängt. Der Schulweg? Kein Problem! Mal eben über die Straße, noch einmal winken, Mutti steht am Fenster, dann um die Ecke und hundertfünfzig Meter weiter in die nächste Querstraße einbiegen, siehste, Peter, da ist deine Friedrich-Ludwig-Jahn-Schule schon! Solch kurzen Schulweg hat nicht jeder, doch du Dölmer landest prompt in der verkehrten Klasse und bedrängst dort heftig einen Jungen: „Du sitzt auf meinem Platz!“

Da muss erst ein fremder Lehrer eingreifen und dir den Weg in dein Klassenzimmer zeigen.

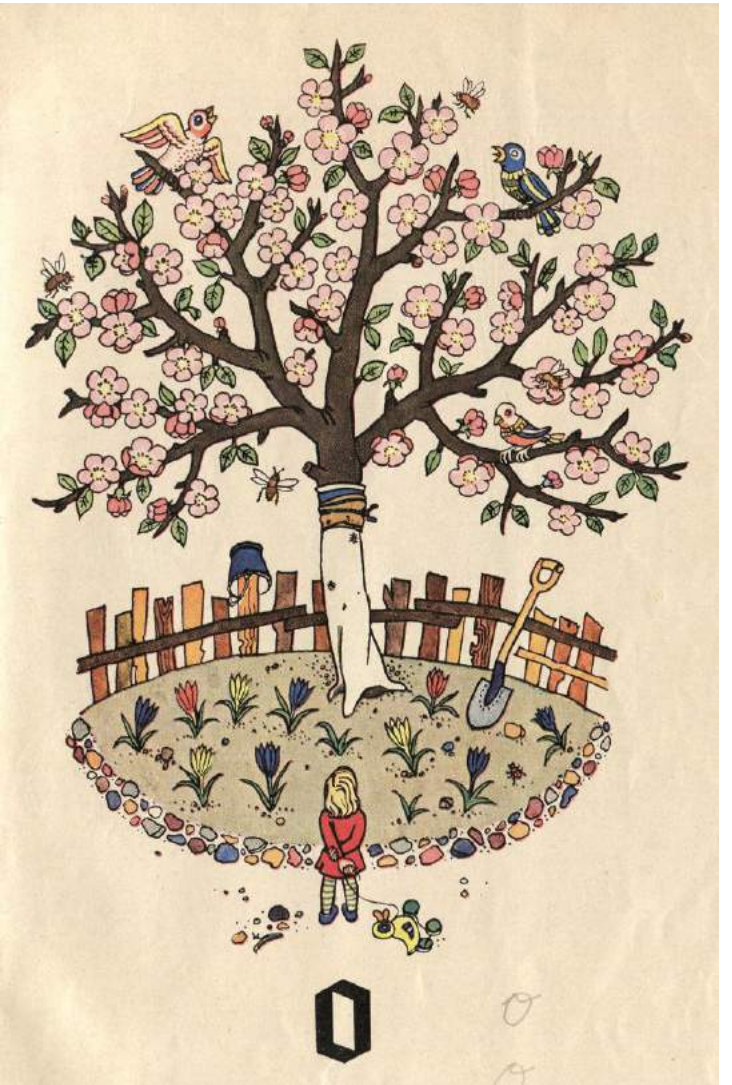
•

Heute ist ein großer Tag, Peter Littich, heute bekommst du dein erstes Lesebuch. Es heißt *Jung Deutschland Fibel*, doch das kannst du noch nicht lesen – du kannst überhaupt noch nicht lesen. Das aber soll sich jetzt ändern. Mit diesem Buch! Es ist

Ein erstes Lesebuch für die Kinder im neuen Reich
Für den hansischen Lebensraum erarbeitet vom
Nationalsozialistischen Lehrerbund Gau Hamburg

Dieser Untertitel sagt eigentlich alles aus über den Geist, in dem du fortan von staatlicher Seite erzogen wirst. Aber wer liest schon Untertitel?

Es fängt ja auch ganz harmlos an. Auf Seite 1 ist eine hübsche farbige Zeichnung, und darunter steht ein einziger Buchstabe:



O – wie Offenbarung! Ein Schloss für die Buchstaben, und das Lesen ist der Schlüssel, der dir eine völlig neue, faszinierende Welt erschließt, der Wegweiser in die magische Welt der Bücher. Aber vor dem Lesenlernen kommt: das Bild, farbig gezeichnet und gedruckt, und so erklärt euch Lehrer Deckert, was ihr mit eigenen Augen sehen könnt: Ein kleines Mädchen steht in einem Gärtchen vor einem großen, üppig blühenden Apfelbaum, in dem Vögel piepen und Bienen summen. Das Mädchen kann nur staunen – und deshalb ruft es: O.

Welch eine eindrucksvolle Geschichte! Und seht doch nur den Zaun, Kinder, den Spaten, den Eimer und die vielen bunten Tulpen! Herr Deckert lenkt den Blick der Schüler auf jede Einzelheit. Und fragt. Was für ein Kleid hat das Mädchen an, wie viele gelbe Tulpen siehst du, was hat das Mädchen in der Hand? Wer lesen lernen will, muss sehen können.

Helmut hätte seinen Filius gern an das Lesen herangeführt, schon vor dessen Einschulung, aber: „Nein, Vati, dann langweilt sich Peter in der Klasse und fühlt sich den anderen überlegen."

Dass da ein Mädchen vor dem Apfelbaum steht und kein Junge, findet Peter doof. Das ist schließlich eine Jungsschule! Aber dass er jetzt weiß, wie ein O aussieht, macht neugierig auf mehr. Er blättert weiter, versucht zu lesen. Auf Seite 9 steht *heil heil heil Uwe eile hole Mimi*, und ein SA-Trupp marschiert. Überall flattern Hakenkreuzflaggen. Die Passanten, unter ihnen ein Pimpf in HJ-Uniform, sind stehen geblieben und haben die Hand zum Hitlergruß erhoben, wie im richtigen Leben. Weiter hinten im Buch sind

Schulkinder abgebildet, unter ihnen wieder ein Junge in HJ-Uniform, ebenso auf einer anderen Seite ein Besucher in Hagenbecks Tierpark.



Weiter. Ach, kuck mal hier: Zigeuner! Ein ganzer Trupp. *O, was für zerrissenes Zeug haben sie an!*, steht im Text. Muss man nicht Angst vor denen haben? *Ach was,* sagt der Emil im Lesebuch, *das sind alles Lügengeschichten.* Peters Vater aber hat erzählt, dass die Zigeuner Igel bei lebendigem Leibe braten, und dann essen sie die, natürlich ohne Stacheln. Igitt. Arme Igel.

Ein paar Wochen später wird Peter lesen, dass Uwe Soldat werden möchte, wenn er groß ist. Peter möchte das lieber nicht, aber das hat ja noch Zeit. Weiterblättern. Hier: Die Geschichte über ein Weihnachtsgeschenk. Ein Volksempfänger ist abgebildet, den hat der Vati mitgebracht, und die Mutti sagt: *Wie schön! Jetzt brauchen wir nicht mehr zu Jensen zu gehen,*

wenn der Führer spricht! Na, toll. Aber es wird auch gesammelt für das Winterhilfswerk, es findet ein Heimabend der Hitlerjugend statt, und immer wieder werden SA-Männer gezeigt. Ein SA-Mann heiratet sogar in Uniform, und seine SA-Kameraden stehen in Uniform Spalier für das Brautpaar, als es aus der Kirche kommt. Dass ein Mann in SA-Uniform heiratet, hat Peter noch nie gesehen.

Als er mit seinen Eltern durch die Innenstadt von Harburg geht, kann er plötzlich überall die Reklame lesen. *GLORIA PALAST*, das ist das Kino, bei *Lindor* gibt es Strümpfe und *Sally Laser* Am Sand hat Kleidung für Herren, aber auch für Knaben. Omi Fellner kauft ihm dort eine Mütze.

Peter Littichs Welt wird größer von Tag zu Tag.

Schande

Menschenskind, nun sei mal still! Davon will doch keiner mehr was hören! Haben doch alle 'Heil Hitler' geschrien damals! (Helmut Littich [und andere] zu Peter, etwa Weihnachten 1947)

An diesem Mittwoch im November 1938 muss einiges passiert sein, aber wo und was? Hört doch mal Radio! Oder bringen die noch nichts? Und die Zeitung? Was schreibt die?

Unruhe breitet sich aus, setzt sich flüsternd fort bis in den Donnerstag und hinterlässt ein unbehagliches Gefühl. Als Peter aus der Schule kommt, stehen Erwachsene in kleinen Grüppchen dicht beisammen, zu zweit, zu dritt, was ja verboten ist, und reden leise, hastig, wie Verschwörer miteinander, nicht für fremde Ohren bestimmt, als ginge es um eine Sünde, und

gleich darauf streben sie in Windeseile auseinander, als hätten sie etwas zu verbergen.

Peter ist ja noch zu klein, der kriegt das nicht mit, mögen sie denken. Und wenn doch? Was weiß der denn schon. Außerdem war gestern der 9. November (die Pogromnacht, später zynisch-verharmlosend „Reichskristallnacht“ genannt), und gestern ist in Harburg alles ruhig geblieben.


Eintritt in:
Nr.
Ort:
Stahlh.:
Ort:
Berechtigt zum Tragen von:
Beglaubigt:
Ärmelstreifen:
breite
schmale
Blutorden
Gold. Ehrenz. Nr.
Coburg-Abzeichen
Nürnberg-Abzeichen 1929
Treffenabz. 1931 Braunschweig
Sportabz. Nr.
Reichssportabz. Nr.
Beförderungen und Ernennungen:
Unterschrift des Inhabers:
Personalien:
Gestalt:
Größe:
Gesichtsform:
Augen:
Haare:
Bes. Kennz.:
Ausgestellt am:
Dienststelle:
Siegel
Unterschrift und Dienstgrad des Ausstellers

SA-Ausweis Helmut Littich

Heute genauso. Bis es dunkel wird. Es klingelt an der Wohnungstür. Vati öffnet. Gemurmel. Ja. Wann? Gut, ich komme, sagt Helmut Littich. Sieh dich bloß vor!, warnt Helene. Ach, Frau! Vati winkt ab und zieht seine SA-Uniform an. Sondereinsatz. Er muss los. Wohin?

•

Nun komm, Junge. Es ist Zeit fürs Bett. Ja. Aber da draußen passiert doch was! Das spüren alle. Peter steht wieder auf.

„Ich kann nicht schlafen.“

Er muss immer zur gleichen Zeit ins Bett; Kinder brauchen das Regelmäßige, wissen Sie? Doch Helene kann nachfühlen, dass Peter heute nicht einschlafen kann.

„Na gut, dann darfst du noch einen Augenblick auskucken."

Mutti hat noch in der Küche zu tun. Peter blickt vom Wohnzimmer auf die Mädchenmittelschule gegenüber, ein großes Gebäude aus rotem Backstein. Dicht dahinter, in der nächsten Querstraße, befindet sich seine Volksschule, und nicht weit entfernt davon die Anhöhe mit dem Schwarzenberg-Platz, der jetzt Hermann-Göring-Platz heißt, daneben der jüdische Friedhof. Es ist schon dunkel, der Himmel ist bedeckt, aber das Wolkengrau gegenüber, hinter dem großen roten Schulgebäude, das verfärbt sich rötlich, wogt hin und her, flackert unregelmäßig, wird heller, was ist das? Ein Blitz? Nein, dafür ist das Zucken und Wogen nicht schnell genug. Ein unerklärlicher Anblick.

Peter hat noch nie einen größeren Brand gesehen, geschweige den Widerschein eines Feuers.

> Es gibt einen Bericht über das Geschehen. Ich las ihn viele Jahre nach dem Ende des Krieges:
>
> „Am frühen Abend des 10. November, wahrscheinlich gegen 19 Uhr, wurde die Leichenhalle [am jüdischen Friedhof] in Brand gesetzt. Es sammelte sich alsbald eine große Menge Schaulustiger. Einige Männer, Angehörige der Marine-SA […], zogen den Leichenwagen, dessen Behänge leicht Feuer gefasst hatten, aus der Halle heraus und stellten ihn, nachdem sie die Tücher gelöscht hatten, zunächst etwas abseits unter Bäumen, außerhalb des Friedhofs, ab. Von hier wurde der Wagen bald darauf von Angehörigen der

HJ und anderen Halbwüchsigen fortgezogen, wieder in Brand gesetzt und brennend umhergezogen.“ (Quelle: Gerichtsprotokoll)

Mutti ist noch immer in der Küche. Blickt denn niemand aus dem Fenster außer Peter Littich? Dann kann er auch keinen über das Spektakel in den Wolken befragen.

Als Helene schließlich ins Wohnzimmer kommt, sieht Peter unten auf der Straße die SA-Leute heranmarschieren, einen ganzen Trupp – und: „Da, Mutti, kuck doch mal, Vati marschiert an der Spitze, und Vati trägt die Fahne!“

Das ist doch was! Darauf kannst du stolz sein, kleiner Mann!



SA-Ausweis Helmut Littich

Der Fahnenträger an der Spitze ist immer der Größte, und mit einszweiundsiebzig überragt Helmut so manchen seiner Generation. Der eigentliche Fahnenträger

aber, also jener, der sonst immer voran geht, hat sich an diesem Abend krankgemeldet. Warum wohl?

Und was singt die SA? Nichts. Gar nichts? Nein, diesmal sind die Männer stumm. Alle paar Schritte trommelt einer. Drrrrrrum. Drrrrrrum. Drrrrrrum. Dann ist wieder Stille, abgesehen vom Gleichschritt der Nagelstiefel. Einige SA-Leute tragen brennende Fackeln, deren Widerschein sich in den Fensterscheiben spiegelt.

Wohin die marschieren? Das weiß Mutti auch nicht, aber nun komm ins Bett, Peter, es wird Zeit, sonst schläfst du morgen in der Schule ein.

Einschlafen?

Peter ist aufgeregt und kann überhaupt nicht schlafen; er hört Vati sogar noch nach Hause kommen am späten Abend, krabbelt aus dem Bett und – Junge, schläfst du denn noch nicht?

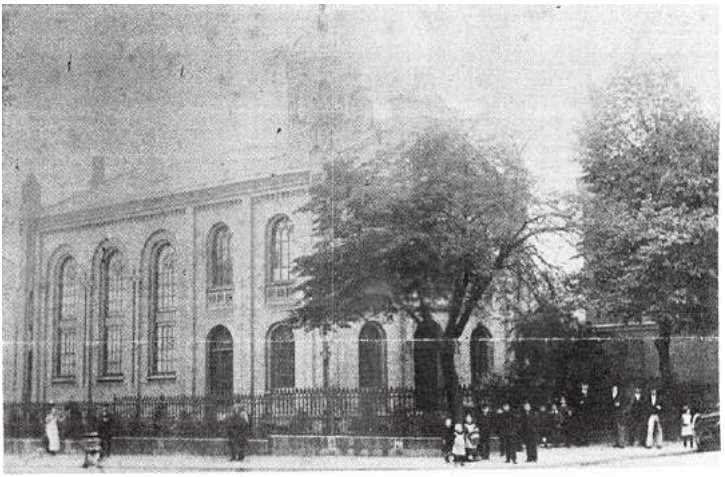
„Vati, Vati, ich hab dich gesehen, du bist an der Spitze marschiert und hast die Fahne getragen!“

„Das stimmt, Peterchen. Na, komm her, lass dich drücken. Ach, nun lass ihn doch mal, Lene.“

Helmut ist aufgewühlt. Er war an der Synagoge, die ist ja nicht weit weg. Wir wohnen in der Eißendorfer Straße 31, die Synagoge hat die Hausnummer 15. Was war denn da?

Die SA hat ja nur abgesperrt, zusammen mit der Polizei. Aber da waren Leute – was für Leute? Na, was weiß denn ich? Leute eben. Die haben die Türen und die bleiverglasten Fenster in der Synagoge eingeschlagen und drinnen alles, wirklich alles zerstört, mit Hämmern und Äxten zerschlagen, und außerdem rausgeworfen, was nicht niet- und nagelfest war:

Leuchter, Gebetbücher, Stühle, restlos raus. Die SA hat ja nur abgesperrt.



Die Harburger Synagoge

„Ein Polizist hat gesagt: 'Feste, feste drauf!'", berichtet Helmut immer noch erstaunt.

„Von den Büchern hätte ich gern eins mitgenommen, Helene. Die waren wunderschön, fast alle mit Goldschnitt. Aber das darf man ja nicht."

Jetzt aber husch, husch, ins Körbchen, Peter! Gute Nacht!

•

Das Gebäude sollte gebrandschatzt werden. An einer Stelle war schon Feuer gelegt, die Spuren sah man am nächsten Tag, doch nebenan war eine Tankstelle, darauf hat jemand aufmerksam gemacht. Alle Täter haben Zivil getragen. Die beteiligten SA-Leute kamen nach dem Krieg vor Gericht. Einer war ein Arbeitskollege meines Vaters aus seiner Abteilung beim Landratsamt, ein anderer war Friseur. Als ich Kind war, hat er mir die Haare geschnitten. Ganz normale Leute ...

SA-Leute.

Freitag, 11. November 1938. Die Kinder sprechen in der Klasse darüber, dass die Synagoge zerstört worden ist. Lehrer Deckert kann gar nicht anders, er muss das aufgreifen, die Jungs sind zu aufgeregt. Mein Vater war dabei! – kommt Peter nicht über die Lippen. Grabsteine haben sie auch umgeworfen auf dem jüdischen Friedhof, berichtet ein Junge.

„Das hätten sie nicht tun sollen", murmelt der Lehrer. „Tote soll man ruhen lassen."

Das behält Peter Littich und erzählt es zu Hause.

„Um Gottes willen!", erschrickt sich Mutti. „Wie kann der so was sagen? Das kann ihn ins KZ bringen!"

„Ins Kazett? Was ist das denn?"

„Das – äh – ist ein Arbeitslager."

Oh! Das wäre schlimm. So jung ist Herr Deckert ja auch nicht mehr. Hoffentlich kommt das nie raus, was er gesagt hat. Peter wird ihn nicht verraten, das steht fest.

Die Synagoge ... Das ist doch eine Kirche, nicht? Ja, Peter, eine jüdische Kirche. *Judentempel,* haben die Leute immer gesagt. Der Tempel ist gestern, wie später herauskommt, fast zeitgleich mit der angezündeten Leichenhalle am jüdischen Friedhof geschändet worden. Organisierter Volkszorn. Schrecklich, dies jüdische Blut. Oder sagt man Brut?

In der Innenstadt, in der Lüneburger, der Wilstorfer und der Bremer Straße, sind überall Scheiben eingeworfen, liegen Glassplitter herum, noch und noch! Kuck mal, auch bei *Lindor* ist die Schaufensterscheibe kaputt! Ja, Peter, weil das ein jüdisches Geschäft ist. *(Das war zwar bereits 'arisiert' worden, aber das hatte sich wohl noch nicht herumgesprochen.)*

Und dann Am Sand, bei *Sally Laser*! Da hat Omi Fellner ihrem Peterchen vorgestern doch eine Mütze gekauft – und jetzt? Jetzt sind da alle Scheiben entzwei. Eine Verkäuferin fegt weinend die Scherben zusammen. Die hat uns doch gar nichts getan!



Polizei und SA vor dem Harburger Rathaus

Peter versteht das nicht. Dem Hans ist ja mal sein Fußball in eine Fensterscheibe geknallt, aus Versehen

natürlich, die Scheibe war zersplittert, da war aber was los! Und jetzt? Und hier? Das haben doch Erwachsene gemacht! Alles wegen – ? Und die Verkäuferin da drüben bei *Sally Laser*, die sieht doch aus wie wir! Also kein bisschen jüdisch jedenfalls. Peter versteht das alles nicht.

Hinsichtlich der Ausschreitungen in Harburg hat es später unterschiedliche und auch fehlerhafte Aussagen und Protokolle gegeben. Es gab eine Gedenktafel, auf welcher als Datum des Pogroms der 9. November 1938 angegeben war. Das wurde nachträglich auf den 10. November geändert.

Nachzutragen. Nur vier Tage später, am 14.11., wird die sofortige Entlassung aller jüdischen Schüler aus staatlichen Schulen angeordnet. Die Teilnahme am Unterricht wird ihnen verboten. Kaum einen Monat später, am 10. Dezember 1938, erklärt Reichsminister Hermann Göring, die Ausschaltung (!) der Juden sei allein Sache des Staates und der finanzielle Nutzen stünde ausschließlich dem Staat zu.

Familie Littich hat nichts davon, und deren Nachbarn auch nicht. Natürlich nicht! Hier ist niemand betroffen. Was mit den Leuten ist, die nebenan in der Karlstraße wohnen, in dem kleinen Häuschen? Keine Ahnung. Bei denen weiß man ja nie. SCHLOSS steht da dran, an der grünen Pforte. Auch das noch! Fünf Personen wohnen da, unter ihnen zwei Jugendliche, die noch zur Schule gehen … gingen. Der Junge ist 17, seine Schwester 13. Aber die lassen sich kaum sehen. Wie Juden eben so sind.

Bald darauf ist Heiligabend, es hat geschneit, und es ist eiskalt. Peter glaubt mittlerweile nicht mehr an den Weihnachtsmann, aber er ist gespannt, was Omi Fellner ihm schenken wird. Am frühen Nachmittag ist bei ihr Kaffeetrinken und Bescherung, zu Hause bekommt er später noch einmal Geschenke, hauptsächlich Kleinigkeiten. Krach gibt es schon vorher. Das schönste Geschenk kommt nämlich von Omi und ist eine riesige Überraschung, aber es verdirbt die ganze Feierei.

Deine Mutter hat wohl zu viel Geld, schimpft Vati auf dem Nachhauseweg, so was Teures für den Bengel, und warum, zum Teufel, Helene, muss ich mich mit dem Monstrum abschleppen, noch dazu Heiligabend! Ich bitte dich, was soll der Junge damit, deine Mutter will doch bloß angeben!

Zu Hause wird aber erst mal der Baum angesteckt – „Nicht der *Baum*, die *Kerzen*, Junge!" – und O-Tannebaum gesungen – „Peter! Es heißt Tan*nen*baum, mit n!" – noch mal: Es wird O-Tannenbaum-O-du-fröhliche-Stille-Nacht gesungen, weil das immer so ist und Vati sich das nicht nehmen lässt, Rührungsträn-chen inbegriffen, bei ihm mit ein bisschen Wut vermischt.

Peter freut sich kaum über seine Geschenke, doch er bedankt sich überschwänglich bei seinen Eltern und hofft, dass das nicht auffällt. Helmut steckt sich eine teure Zigarre an und wartet endlos lange, ehe er sich mit dem teuren Monstrum befasst, das sich Heimkino nennt. Er flucht beim Aufbauen, weil es so kompliziert ist mit der Spule und der Filmrolle. Und dann muss er auch noch ein Bettlaken aufspannen anstelle

einer Leinwand, halt mal fest, Lene, das kann einer nicht alleine! Danach sieht alles total verschwommen aus, weil der Abstand nicht stimmt, also muss er die Filmapparatur mit dem ganzen Aufbau rückwärts hin- und herruckeln, weil das Bettlaken vorn an der Wand befestigt ist, und als schließlich der Film läuft, da ist das nur eine ganz kurze Szene mit Mickymaus, ohne Ton. Den Ton macht der ratternde Motor, der aber so heiß wird, dass Helmut sich die Finger verbrennt.

Peter weiß sofort, dass es keine weitere Vorführung geben wird, seine Eltern wissen das auch. Eigentlich tun ihm alle leid, besonders Omi. Er hat ja gedacht, dass das ein richtiger Film sei wie im Kino, und Omi hat das sicher auch geglaubt. Mutti hat noch gesagt, in der Beschreibung steht, dass das nur eine Musterrolle ist und man die echten Spielfilme extra kaufen muss. Wie bitte? Extra kaufen?, hat Helmut losgeschnauzt. Auch das noch, Helene, kommt nicht infrage, Schluss jetzt!

Peter hat ein schlechtes Gewissen, weiß aber nicht, weshalb. Schade um das Weihnachtsfest. Mit Weihnachtsmann war's schöner.

•

Kurz darauf ist schon Silvester.

Wir hatten weiße Weihnachten, und am Straßenrand türmt sich noch immer Schnee. Vati hat ein paar Silvesterraketen gekauft. Mutti hat Angst, das ist doch gefährlich! Peter hat auch Angst, aber nur ein bisschen. Vati steckt den dünnen hölzernen Stiel einer Rakete in den Schnee und zündet sie an. Mit lautem Huiii! fliegt sie in die Luft, aber die zweite Rakete ist feucht geworden und brennt nicht. Schade ums Geld,

denkt Helene, aber sie sagt nichts, doch die Stimmung ist hin, sie gehen gemeinsam rauf in die Wohnung und Peter muss ins Bett.

Ob meine Eltern an diesem Silvesterabend 1938 noch Besuch bekommen oder irgendwo gefeiert haben, weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass dies das letzte Mal war vor dem Krieg, dass Feuerwerk entzündet werden durfte, friedlich und fröhlich nach altem Brauch, um böse Geister zu vertreiben.

8. GETROFFEN

Wenn unser aller Deutschlandführer im Reichstag spricht, überträgt das der Rundfunk. Markige Sätze, Schimpfkanonaden, kehlig-kaltgepresste Drohungen, wie gebellt hervorgestoßen. Doch wer mag sich solch ein Geschrei überhaupt anhören? Wer?

Alle. Alle lauschen dem Einen. Wir vernehmen deutschlandweit, was der Prophet verkündet, saugen es auf wie ein Schwamm den Dreck von der Fensterscheibe. Und wie er es verkündet, unser Verführer! Demagogisch, wie besessen, von Beifall umtost. Kommt es da noch auf den Inhalt an? Peter versteht sowieso nicht viel davon. Nur manchmal. Wenn es, so sagt Hitler sinngemäß am 30. Januar 1939, wenn es einen neuen Krieg geben sollte, dann bedeute das – Zitat: *die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa.*

Zuckt bei diesen Worten jemand zusammen? Läuft irgendwem ein eisiger Schauer über den Rücken? Anscheinend nicht. Peter Littich hört KRIEG und VERNICHTUNG und hat das Gefühl, er sei der einzige Mensch, dem das Angst macht. Dass viele erwachsene Deutsche ebenfalls Angst haben – womöglich sogar die Mehrzahl – , dass dies zu jener Zeit aber niemand zugeben würde, um keinen Preis der Welt: Ist das denkbar? Ganz Deutschland in Angst? Lächerlich. Ihr Strahlemann, ihr starker Held, ihr auserwählter, geliebter Führer von ganz Großdeutschland, der sie beschützen wird bis in alle Ewigkeit gegen jeden Feind in der Welt, ist und bleibt Adolf Hitler, „unser Führer und Reichskanzler, Sieg Heil!“

Die Nation ist besoffen vor Jubel. Nachhaltig.

Dass Hitler auch Peter Littichs heroisches Idol ist und es für lange Zeit bleiben wird, versteht sich fast von selbst. Es erscheint ihm unbegreiflich, wie Deutschland jemals ohne diesen beeindruckenden Menschen, diesen allmächtigen Führer existieren konnte. Er hört ihn ja nicht nur, er sieht ihn überall! In der Zeitung, in Zeitschriften, im Kino ... Und einmal – einmal hat Peter ihn sogar getroffen. Er hat Adolf Hitler leibhaftig gesehen!

•

Mittwoch, der 5. Mai 1937, ist ein sonniger Alltag, wie geschaffen für ein feiertägliches Ereignis. Nie zuvor sah der Sechsjährige so viele glückliche Deutsche. Die Menschenmassen, die von überall her in Richtung Hamburger Hafen strömen, sind ausgesprochen froh gestimmt, um nicht zu sagen, freudig erregt, denn heute wird ein Schiff getauft, aber nicht irgendeines, nein: das größte Kreuzfahrtschiff der Welt! Es soll den Namen 'Wilhelm Gustloff' tragen und für die NS-Organisation „Kraft-durch-Freude“ – kurz: KdF – deutsche Volksgenossen in den Urlaub fahren, und zwar ohne Ansehen von Stand und Herkunft. Welch eine soziale Wohltat!

Die Schiffstaufe aber bekommen die meisten Menschen gar nicht zu sehen. (Peter Littich muss das später sogar nachlesen, er hatte es vergessen.) Weshalb nicht? Sind die Leute nicht extra deswegen hergekommen? Immerhin ist es das aller-allergrößte Kreuzfahrtschiff! Doch was besagt das schon, verglichen mit einem, der den meisten Volksgenossen schon jetzt als größter Führer gilt? („Aller Zeiten?“ Das folgt wenig später.) ER wird sich die Ehre geben und der Taufe beiwohnen, Adolf Hitler höchstpersönlich. Das ist die

eigentliche Sensation, die alles andere überstrahlt und als erinnertes Ereignis Jahrzehnte überdauert. Das muss man einfach – IHN muss man einfach gesehen haben! Tausende sind einzig und allein seinetwegen erschienen, ganze Familien, zum Teil von weit her; viele Männer haben heute einen Tag Urlaub genommen oder sogar freibekommen …

Rückblick in die Zukunft. Dienstag, 30. Januar 1945. Auf dem Kreuzfahrtschiff 'Wilhelm Gustloff', benannt nach einem zum Märtyrer stilisierten Nazi-Funktionär, ertönt in dieser eiskalten Winternacht im Radio die Stimme Hitlers, der den Tag seiner sogenannten Machtübernahme vor zwölf Jahren zum Anlass nimmt, an Widerstand und Opferbereitschaft des deutschen Volkes zu appellieren. Kurze Zeit später treffen drei Torpedos eines sowjetischen U-Boots den Ozeanriesen. Das Schiff ist mit mehr als 10.000 Menschen völlig überfüllt; die meisten von ihnen sind Zivilisten auf der Flucht, vor allem Frauen und Kinder, obendrein beherbergt es Verwundete sowie Soldaten einer Marinedivision. Das Schiff, die 'Wilhelm Gustloff', versinkt, so heißt es, innerhalb einer Stunde. Nach heutiger Einschätzung kommen dabei mehr als 9.300 Menschen ums Leben. Es ist bis heute die größte Schiffskatastrophe der Seefahrtsgeschichte, bezogen auf ein einzelnes Schiff.

Zurück zu Vati. SA-Mann Helmut Littich hat anlässlich der Taufe, nein, des Hitler-Besuchs einen besonderen Auftrag: Er muss absperren, damit die begeisterten Massen ihrem Führer in ihrer bedingungslosen Liebe nicht zu nahe kommen. Helene und Peter

begleiten Vati, fahren mit dem Zug von Harburg nach Hamburg, mit dem Zug – und mit Klappstühlchen. Es ist, als hätten sich die Leute verabredet: „An ihren Stühlchen sollt ihr sie erkennen!“ Alle, die in diesem Zug sitzen, haben kleine hölzerne Klappstühlchen bei sich wie einen Ich-will-den-Führer-sehen-Ausweis, denn du musst natürlich lange Zeit vor ihm an der Straße stehen, durch die er fährt, sonst kriegst du da keinen Platz mehr.

Überliefert: Eine Fünfjährige aus Barmbek, von ihrer Mutter gefragt, was sie lieber möchte, den Führer sehen oder ein großes Eis essen – entschied sich für das Eis. (Wenn das der Führer wüsste!)

Helmut muss sich an einer ganz bestimmten Stelle aufstellen, und zwar so, dass er die Arme der Nebenleute links und rechts umfassen kann. Die SA-Männer bilden eine Absperrkette vor den Menschen; sie drehen der Fahrbahn den Rücken zu, das ist durchorganisiert bis ins Kleinste. Peter und Helene haben ihre Plätze direkt hinter Vati, in der ersten Reihe. Peter darf noch etwas trinken, aber nicht so viel, damit er nicht gerade pischern muss, wenn der Führer vorbeifährt; ein Klo gibt’s hier nicht, nun setz dich hin und halt den Mund.

Die Sonne scheint; früher hat man Kaiserwetter gesagt. Vati schwitzt in seiner SA-Uniform. Das ist so langweilig hier, wie lange dauert das denn noch? Sei mal still, Junge, ich glaube, ich höre da was …

Ein Rauschen setzt ein, schwillt an, kommt näher, wird lauter. Ohrenbetäubende Heiljubelei erklingt, ein ekstatisch-nationalsozialistisches Halleluja, Peter meint sogar, es sei mit Hakenkreuz-Fähnchen garniert

gewesen (ist sich dessen später aber nicht mehr sicher), doch da – da ist ER! Im offenen Wagen fährt unser aller Führer langsam, ganz langsam und grüßend vorbei an uns verzückten Volksgenossinnen und Volksgenossen. Die Menge drängt jubelwogend nach vorn, die SA-Männer-Kette droht zu reißen! Er aber bleibt ernst und erhaben, denn dieser eine trägt mit übermenschlicher Kraft die Last der ganzen Nation.

Ein kleines Mädchen löst sich aus dem Volk, läuft auf Hitlers Wagen zu und überreicht ihm Blumen, ach! Warum nur, warum dürfen nur Mädchen dem Führer Blumen schenken? Hätte Mutti Blumen dabeigehabt, Peter hätte es auch versucht. Vati hätte ihn bestimmt durchgelassen! Das Führerauto aber rollt weiter, nimmt das Heil-Heil-Heil-Jauchzen mit und hinterlässt tränenfeuchte Glücksgesichter.

•

Wer war das jetzt? Der Papst? Ein Heiliger? Der liebe Gott persönlich? Einem Gerücht aus den dreißiger Jahren zufolge soll ein Vater seiner Tochter die Vornamen Adolfine Hitlerine gegeben haben. Der Kommentar bei mir zu Hause lautete, das sei doch nun wirklich ein bisschen übertrieben. Die *taz* schreibt am 20.04.2012 (!), dass 1933 ein Parteigenosse in Düsseldorf sein Kind auf den Namen Hitlerine taufen lassen wollte. Der Standesbeamte legte ihm nahe, stattdessen den Namen Adolfine zu wählen. Damit war der Vater einverstanden.

•

Wie schnell doch alles vorbei ist! Am Ende fährt selbst das langsamste Schritttempo-Führer-Auto noch zu schnell. Adolf Hitler hat mehr Falten als auf den Fotos, stellt Peter fest, spricht aber nicht darüber und

sagt auch nicht, was er schon länger weiß: Wenn unser geliebter Führer die Mütze abnimmt, sieht man, dass er schwarze Haare hat, genau wie Peters Vati. Dabei müssten wir doch jetzt alle blond sein, eigentlich, wir Germanen, blond und blauäugig – genau wie Peter Littich. Außerdem ist er stumm geblieben im Vorbeifahren, der Führer, stumm und ernst, weil er doch die ganze Verantwortung trägt, sagt Vati. Trotzdem hat er sich zu dem Blumenmädchen hinabgebeugt und ihm die Wange getätschelt. Aber vorher hat er uns gegrüßt mit stramm emporgerecktem Arm. Das hat Peter auch schon anders gesehen, da hat der Führer nur den Unterarm gehoben. Kein bisschen schneidig! Das ist ja bestimmt nicht richtig. Fast so nachlässig wie unser alter Schuster, der Sozi. Und Heil Hitler – Heil Hitler hat der Führer sowieso nicht gesagt.

Warum auch? Er ist ja nicht kaputt oder so.

Vati ist völlig fertig, die Arme tun ihm wahnsinnig weh. Außerdem hat er den Führer kaum sehen können hinter seinem Rücken, Helene, das kannst du mir glauben, kein Mensch kann den Kopf so weit rumdrehen, erst nach links, dann nach rechts, da hat ihm die SA was Schönes eingebrockt mit diesem Sonderdienst.

Bilder

„Hamse nich 'n Hitlerbild, det die janze Wand erfüllt?“
„Nee nee, wir ham noch keens, wir ham von Stalin eens!“
(Spottvers, entstanden um 1950)

Irgendwo in einer Ausstellung damals, in den 30er Jahren: Ein Gemälde von Hubert Lanzinger, betitelt „Der Bannerträger“. Dargestellt ist Hitler als Gralsritter. Peter Littich fand die Darstellung befremdlich,

sogar lächerlich, aber geht das überhaupt – den Führer lächerlich malen? Gelacht hat niemand darüber. Peter war das Bild peinlich; den Begriff „kitschig“ kannte er noch nicht. Auf jeden Fall hatte der Maler seine Hitler-Verehrung stark übertrieben. Ziemlich geschmacklos, das Ganze. Was der Führer wohl dazu gesagt hat? Wie?

Der Führer hat dieses Bild ausdrücklich genehmigt.

Ach ja? Und zu Hause, bei Littichs? Hatten die nicht auch einen Heil Hitler als Wandbild? Selbstverständlich hatten, nein, hätten sie eins gehabt, normalerweise … Aber wäre das dann nicht jemand, der ständig auf einen herabblickt? Also immer, während der ganzen Freizeit? Auch bei Nacht? Selbstverständlich! Und da würde einen nicht etwa irgendwer ansehen, sondern Großdeutschlands größter Führer Adolf Hitler in Person! Großartig! Noch dazu in Öl … gedruckt. Müsste man den nicht sogar grüßen, wenn man da vorbeigeht? Das wäre ja, also bei aller Liebe …

Das wäre kaum auszuhalten.

Nein, die Littichs haben kein Bild von Hitler an der Wand. Es reicht Helmut, dass er im Landratsamt den ganzen Tag Inspektor Glissmann ertragen muss, diesen aufgeblasenen Spinner.

Helene hat sowieso nichts übrig für Bilder, wegen der Löcher, ihr reichen die vielen Haken im kleinen Zimmer, nein, im Herrenzimmer an der Wand. Da hat Helmut seine „Spielecke“, wie Lene sie heimlich nennt. Ein merkwürdiges Refugium ist das, ein wundersamer Wandaltar. Was da alles hängt! Abenteuerlich.

Peter hat das bewundert, als er klein war. Später fand er es doof, denn schließlich war sein Vater weder Afrikaforscher noch Großwildjäger. Aber die Ecke – Helmuts

Fernweh-Ecke – sah danach aus. Da hingen zwei gekreuzte Speere an der Wand, Vorsicht, Junge, die Spitze ist scharf! Vielleicht sogar vergiftet. Daneben ein gedrucktes Foto, aus der Zeitung ausgeschnitten, eingerahmt, unter Glas: der Kopf eines Löwen. Darunter zwei kleine Geweihe, auf Holz montiert, sowie zwei steinerne Kugeln, etwa so groß wie Tennisbälle, von Vati mit rotem Bast umwickelt, um sie aufhängen zu können.

„So was schleudern die Neger auf ihre Feinde, Peter!"

Helmut, der Ungereiste (außer im Russlandfeldzug, aber das kommt später), der wusste so was. Er las mit Vorliebe Reisebeschreibungen. Helmut, der Vater, angestellt bei Vater Staat. Humor war ihm nicht fremd; seine Figur bleibt zeitlebens schlank. Helmut, der immer noch schöne Helli. Am liebsten wäre er zum Zirkus gegangen und Clown geworden.

Wie viel Täuschung trägt ein falsches Leben?

Im Bücherschrank – die Schiebetüren aus Glas, dann verstauben die Bücher nicht so, verstehst du? – im Bücherschrank prangte selbstverständlich Hitlers „Mein Kampf", das ungelesenste Buch in der Nazizeit; das nimmst du dir später vor, Peter, wenn du groß bist, ich leih es dir.

Wenn das keine Auszeichnung ist!

Der Bücherschrank war nicht hoch, Vati hat ihn immer abgeschlossen, aber der Schlüssel lag oben drauf, unter der kleinen Ziervase, das hatte Peter schnell spitz. Warum schließt man Bücher weg? Weil sie Geheimnisse beinhalten, schreckliche Geheimnisse, nicht für Kinderaugen bestimmt. Einmal, als Peter allein ist, sieht er nach – und entdeckt etwas. Vati hatte

vor kurzem ein Buch gekauft, über das er immer wieder mit Mutti gesprochen hat, wegen der schrecklichen Kommunisten. Es ist ein Weißbuch über den spanischen Bürgerkrieg; ein Weißbuch ist so etwas wie ein Aufklärungsbuch, Peter, das ist nichts für dich.

Aha. Also diese Kommunisten müssen ja fast so schlimm sein wie die Juden! Mal kucken, mal blättern ... Das Buch enthält eine Vielzahl Fotos, Bilder von verstümmelten Leichen, darunter eins, das einen Mann zeigt, dem die Augen ausgestochen wurden. Wie furchtbar! Peter starrt lange auf das Bild. Ja, jetzt versteht er die Sache mit dem Bücherschrankschlüssel. Diese grausamen Kommunisten. Vor denen muss man ja Angst haben! Woran erkennt man die eigentlich, haben die auch krumme Nasen?

„Sei nicht so neugierig!"

Peter kann niemand fragen, ohne sich zu verraten. Das hat er nun davon.

•

Kein Hitlerbild, aber zwei andere Bilder hängen in der Wohnung. Das heißt, das eine ist gar kein richtiges Bild. Man nennt es Wechselrahmen. In diesen Rahmen kommt jede Woche ein neuer Spruch. Die Sprüche bringt Helmut Littich aus dem Landratsamt mit, alles in Fraktur, mindestens zweifarbig gedruckt, auf sehr gutem Papier, eingerollt in eine Papprolle, damit da nichts drankommt und der Spruch womöglich verknickt. Die meisten Sprüche sind von Adolf Hitler, selten ist auch einer von Friedrich dem Großen oder Goethe dabei. Als Peter lesen kann, steht er immer staunend vor dem Wechselrahmen. Einmal hat der Führer gesagt:

Nur der ist zur Kritik berechtigt,
der eine Aufgabe besser lösen kann.

So was Schweres denkt sich Adolf Hitler jede Woche aus! Und dies ist sogar noch einer von den leichteren Sprüchen. Wie lange der Führer wohl daran sitzt? Peter könnte das nicht. Manches versteht er auch nicht, so schwer ist das. Vati schenkt ihm all die Papprollen von den Sprüchen, und Peter bastelt daraus eine lange Bahn, vom kleinen Zimmer bis in die gute Stube, legt einen Stapel Bücher als Rampe darunter und lässt Glasmarmeln hindurch rollen, vielleicht ist der Junge ja doch ein bisschen handwerklich begabt, Helene, nun räum das aber mal fix beiseite, Peter, wir wollen jetzt essen.

Kein Tischgebet? Nein. Sitz gerade, Junge! Nimm nicht so viel auf einmal auf die Gabel! Pass doch auf! Du kleckerst ja schon wieder! Träum nicht! Kuck auf deinen Teller statt in die Gegend!

Was allzu oft gehört wird, das prallt irgendwann ab.

Peters Blick bleibt an dem Mann mit der Flagge hängen, einem patriotisch-pathetischen Seestück mit dem eindrucksvollen Titel „Der letzte Mann". Das Bild, es hängt an der Wand neben der Tür zum Flur, zeigt einen Matrosen der „Nürnberg", so wird behauptet, andere sagen, es sei die „Leipzig" gewesen. Tatsache ist: Am 8. Dezember 1914 wurde ein Großteil der deutschen Flotte vor den Falkland-Inseln von britischen Schlachtkreuzern versenkt. Angeblich habe ein einziger deutscher Matrose, im Meer treibend, bis zum Schluss die Fahne hochgehalten. Nach allem, was man heute weiß, hat es diese Szenerie nie gegeben, doch Professor Hans Bohrdt, ein von Kaiser Wilhelm II. sehr

geschätzter Marinemaler, wurde beauftragt, diese dramatische Geschichte im Bilde festzuhalten. Einen Engel, den der Kaiser zusätzlich wünschte, hat der Maler jedoch abgelehnt. Das Bild, bedeutungsschwer gemalt, ist auch so schon schlimm genug. Es hängt – es hing als Farbdruck seit den zwanziger Jahren in vielen deutschen Wohnzimmern, Symbol für einen Durchhaltewillen, der anscheinend stärker war als der Wunsch, zu überleben.



Im Oktober 1944, als eine Bombe der Alliierten die Wohnung der Littichs zerstört, verbrennt auch 'Der letzte Mann'.

„Kuck auf deinen Teller, Peter! Wie oft muss ich das noch sagen! Gleich knallt's!“

Aber ... aber dieser Mann, dieser letzte Mann! Auf Resten von Planken stehend, reckt er trotzig die – wundersam unversehrte – deutsche Reichsflagge hoch, den in der Ferne wegfahrenden, siegreichen feindlichen Schiffen hinterher, ehe auch er untergeht.

Die Fahne ist mehr als der Tod.

Ich habe dies Bild als Kind nicht verstanden, später noch weniger. Was soll denn das für ein Held sein, der gleich ertrinkt und trotzdem diese Fahne hochreckt? Und warum sehe ich die heile Fahne immer zerfetzt?

Aber das Lied „Die Fahne hoch", Peter, das kennst du doch? Na, siehst du. Und du kennst doch auch: „Die Fahne ist mehr als der Tod", ja? Das verstehst du nicht? Also die Fahne, Junge, sogar wenn sie zerrissen ist, die ... die ist irgendwie heilig. Und der Mann auf dem Bild? Nein nein, das ist eben nicht der Kapitän, der als Letzter das Schiff verlässt, vermutlich ist der schon im Kampf gefallen, sondern ein ganz einfacher Matrose, genau wie unser Führer Adolf Hitler im Ersten Weltkrieg ein einfacher Frontsoldat gewesen ist, das weißt du doch?

Ja, das weiß ich. Doch dieses Bild hat von Anfang an Zweifel in mir ausgelöst, und die Skepsis gegenüber heroisierendem Flaggenkult ist geblieben. Ob Fahne oder Flagge, ob gemalt oder real.

Zugegeben, viele Fahnen haben eine Geschichte, verkörpern eine Tradition. Aber sind sie deshalb „mehr als der Tod"? Allerdings: Womit umhüllt man heutzutage den Sarg eines toten jungen Menschen, der nicht im Krieg gefallen ist, sondern mich und meine Landsleute bei einem „bewaffneten Konflikt" irgendwo auf der Welt als Soldat verteidigt hat? (Ich wollte das nicht, bin aber nicht gefragt worden.) Einen Toten soll man ehren, gerade bei Soldaten hat das Tradition. Aber womit bedeckt man den Sarg, wenn nicht mit unserer Landesflagge?

Flagge zeigen. Ja, das ist es, das trifft es wohl.

Und Hitlers Hakenkreuzfahne? Die ist selbstverständlich anders. Die ist ja ... echter, irgendwie. Einfach mit

nichts zu vergleichen, mit gar nichts. Hakenkreuze prangen doch überall, auf riesigen Flaggen, kleinen Wimpeln oder Abzeichen; und bei Gedenktagen werden wir damit übergossen, wir Deutschen, unentrinnbar überflutet und ertränkt im Hakenkreuz-Tsunami.

•

Röhrende Hirsche hatten wir nicht, schon gar nicht in Öl. Nur diese Figurengruppe aus Porzellan. Bei Omi Fellner war das anders. Die hatte ein riesengroßes Wandbild, einen Schinken, hat Helmut immer gesagt, ein echtes Ölgemälde. Dargestellt ist ein Waldweg mit lauter Bäumen und einem Hirsch im Vordergrund. Der Hirsch sieht aus wie ein Hund mit Geweih.

Und in der Veranda hängt das Foto von einem blühenden Kaktus. „Königin der Nacht", steht darunter, und: „Hat geblüht am 14. Juli 1929". Omi erklärt Peter, dass sie nur ein einziges Mal blüht, die Königin, und nur bei Nacht, und das hat Opa Georg fotografiert, er ist nachts extra aufgeblieben deswegen, aber Opa lebt ja nun nicht mehr.

„Und was ist das da, der Stern an der Decke? Ein Judenstern?"

„Aber Junge! Wie kommst du denn darauf?"

Weil – soll er jetzt sagen, was sein Vater ihm eingeflüstert hat? Dass Omi so dunkle Augen hat und früher krause schwarze Haare hatte, bevor die weiß wurden, und dann die gebogene Nase und die halb angewachsenen Ohrläppchen – achte da mal drauf, mein Junge!

Peter zuckt die Achseln, und Omi sagt, ein Davidstern habe sechs Zacken, und nun soll Peter mal nachzählen bei dem Stern an der Decke … also sieben, siehst du.

„Aber dieser Stern ist gar nichts Besonderes. Ich erkläre dir das später mal, wenn du groß bist."

Doch Peter lässt nicht locker. Schließlich sagt Omi, dass sie ihm ein Geheimnis anvertraut, wenn er ihr sein Ehrenwort gibt, mit niemandem darüber zu sprechen, hörst du, auch nicht mit deinen Eltern (wobei sie eigentlich nur Helmut meint, denn Helene weiß Bescheid) oder mit Freunden oder Schulkameraden, „Peter, versprichst du mir das?"

J–ja. Hand drauf.

Also gut. Die große, farbige Malerei da an der Decke der Veranda, das ist ein Druiden-Stern. Ob Peter davon schon mal gehört oder so was gesehen hat? Nein? Tja, wie gesagt, dieser Stern ist siebenstrahlig, und er ist das Kennzeichen der Druiden-Loge.

„Loge? Oh, die Loge kenn ich!", platzt Peter heraus.

„Du meinst, im Kino oder im Theater."

„Nein, Omi! Die Loge ist doch gleich nebenan bei uns in der Eißendorfer Straße, also da war die früher jedenfalls, das ist überhaupt kein Geheimnis. Jetzt wird da Kuchen und Eis verkauft, aber wir sagen immer noch Loge."

Das ist ja nicht allzu aufregend.

„Aber die Logen sind heute verboten", fährt Omi fort und senkt die Stimme, „weil – weil es nur noch die Partei gibt, weißt du? Und dein Opa war ein Logenbruder."

„Verboten? Warum? Was hat er denn gemacht?"

„Das weiß ich auch nicht genau", sagt Omi und fügt flüsternd hinzu: „Die tun überhaupt nichts Böses, die Logenbrüder, sondern nur Gutes! Wenn einer von ihnen in Not ist, zum Beispiel, dann helfen ihm die

anderen. Doch sie sprechen nicht darüber. Und sie sagen auch nie, wer von ihnen ein Logenbruder ist. Das halten sie geheim. Trotzdem erkennen sie sich gegenseitig, sogar im Ausland, auch wenn sie sich vorher noch nie gesehen haben."

Wie geht das denn? Das klingt ja wirklich spannend. Es gibt da Zeichen, Peter, geheime Zeichen bei den Logenbrüdern. Zum Beispiel, wenn zwei im Zug sitzen. Der eine kneift vielleicht das rechte Auge zu, und der andere, der ihm gegenüber sitzt, wackelt mit dem linken Daumen, oder er kämmt sich oder so. Aber genau weiß Omi das auch nicht, weil das eben furchtbar streng geheim ist, alles.

Na ja, dass der Führer so was Geheimes nicht dulden will, das kann Peter verstehen. Heutzutage ist sowieso alles öffentlich und keiner leidet Not. Denk bloß mal an die Volkswohlfahrt oder an die Winterhilfe! Das hat alles der Führer gemacht. Da muss sich keiner schämen oder Angst haben, dass das rauskommt in unserer Volksgemeinschaft ... Trotzdem bewundert er Opa Fellner. Schade, dass der schon tot ist. Vielleicht wird Peter später auch mal so ein ganz heimlicher Logenbruder, wenn er groß ist. Aber erst mal wird er ein Hitlerjunge.

„Ach! Traurig ist das", seufzt Omi. „Ich hab überlegt, ob ich den Druidenstern in der Veranda übermalen lasse. Aber es ist doch ein Andenken an deinen Großvater! Nur, was mach ich, wenn ein Sipo kommt und fragt? Ob ich dann sage, das hat ein fremder Maler gemacht und ich weiß nicht, was das bedeuten soll?"

Das wäre ja gelogen, und lügen darf man nicht, aber Peter nickt seiner Omi zu; er wird sie nie verraten und mit keinem darüber sprechen. Niemals.

Kinderkram

„Mit den Füßen geht es trapp, trapp, trapp!
Mit den Händen geht es klapp, klapp, klapp!
Hübsch und fein, artig sein
müssen alle kleinen Kinderlein.“

(Um 1935, sagt Peter Littich, habe er das im Kindergarten gesungen.)

Helene – Helene Littich hat zu tun. Immer. Sie hat immer viel zu tun. Meistens viel zu viel. Drei Menschen hat die Mutti zu versorgen, ihren Mann, den kleinen Peter und sich selbst. Das Einkaufen will sorgsam überlegt sein, und die Wege sind lang. Im Haushalt arbeitet sie langsam, gründlich und bedächtig, mit einem Hang zur Perfektion und zu blitzblanker Sauberkeit. Ablenkung ist unerwünscht.



Es gibt ein altes Familienfoto aus dem Jahr 1905: Meine Mutter mit ihren Eltern und ihren beiden Brüdern. Mutti war damals acht Jahre alt. Omi zeigt einen

Anflug von Lächeln, alle anderen blicken ernst: Beim Photographieren durfte sich nicht bewegt werden, sonst wäre die Aufnahme verwackelt. Meine Mutter sieht nicht nur ernst aus, sondern tieftraurig, wie beschädigt.

„Meine Frau brauchte nie mitarbeiten." Ja, Helmut, das wissen wir. Aber du vergisst die finanzielle Seite, die Unterstützung durch deine ungeliebte Schwiegermutter. Wer hat denn all das hübsche Zeug für den kleinen Petermann gekauft? Und wer hat euch die Einrichtung für das Esszimmer spendiert, die du voller Stolz anpreist, wenn Besuch zu euch kommt?

Na schön, wenigstens arbeitest du regelmäßig.

Ein sonniger Morgen. Vati ist „im Geschäft", wie damals gesagt wurde, Mutti und Peter sind zu Hause. Peter spielt – und entdeckt etwas. Irgendeine Kleinigkeit, eine Belanglosigkeit aus Sicht der Erwachsenen, für ihn jedoch enorm wichtig. Es duldet keinen Aufschub, er muss das mitteilen. Jetzt. Sofort.

„Mutti, Mutti, kuck doch mal! Ich – "

„Mutti trinkt jetzt Kaffee. Und beim Kaffeetrinken – ?"

„ – lässt Mutti sich nicht stören."

„Richtig."

Es ist demütigend. Peter hasst seine Mutter in diesem Augenblick. Und er verachtet sich, denn dies Ritual, dieser kurze Echo-Dialog muss sich oft wiederholt haben und eingeübt gewesen sein, das wird ihm in diesem Moment bewusst. Ja, mein Junge, du bist weniger wichtig als die Zeitung oder irgendetwas anderes, das zu ihr gehört: ein rechtloses Kind, dessen aktuelles Erleben nicht wahrgenommen wird. Später? Später ist die Situation anders; man steigt nicht

zweimal in denselben Fluss. Solche Augenblicke gab es viele, und wie Peter sich dabei gefühlt hat, das vergisst er nicht.

•

Eines Tages kommt Peter in den Kindergarten. Das Einzelkind ist zum ersten Mal in einer Gemeinschaft – und fühlt sich nicht wohl. Die Gruppe ist ziemlich groß. Er hält sich abseits oder versucht es wenigstens. Natürlich bleibt das der Kindergärtnerin, einer ältlichen Person mit Brille, nicht lange verborgen, und fortan hat ihn Tante Lieselott auf dem Kieker. Obendrein verpetzt sie ihn bei seiner Mutter, weil er immer versucht, sich zurückzuziehen, wissen Sie? Peter hasst das Wort „immer"; er nennt Tante Lieselott heimlich „Piesepott" und will da nicht mehr hin, aber Helene redet ihm gut zu (sie kommt ja endlich mal zu sich selbst in den paar Stunden).

Also fügt er sich. Schlimm für ihn. Fast so schlimm wie das Lied: *„Mit den Füßen geht es trapp, trapp, trapp! Mit den Händen geht es klapp, klapp, klapp! Hübsch und fein, artig sein müssen alle kleinen Kinderlein."* Die Gesten dazu sind lustig, doch die Drohgebärde am Schluss, die gegenseitige Drohgebärde nimmt Peter nur als gegen ihn gerichtet wahr, und das fühlt sich genauso schrecklich an wie Vaters „Krisst gleich ein' in'n Nacken!" Oder: „Ein Wort noch, und du krisst 'n paar ins Kreuz!"

Peter nuckelt mehr denn je auf dem Daumen, insgeheim nun auch im Kindergarten. Er entdeckt dabei etwas: Als sich zufällig ein Haar um den Daumen wickelt, kitzelt es beim Nuckeln an der Nase. Das ist angenehm, doch aus seinem raspelkurz geschnittenen

Pony lässt sich kein Haar ziehen. Aber aus seinem Lammfellmäntelchen! Binnen kurzem hat der Mantel eine kahle Stelle, und Peter muss Farbe bekennen. Zum Glück ist er sowieso rausgewachsen und braucht einen neuen, aber wehe dir, du machst das noch einmal!

Dann passiert Erstaunliches. Der Kindergarten will werben und macht sich öffentlich, mit einer kleinen Aufführung. Dafür wird ein Gedicht eingeübt, und plötzlich stellt Tante Piesepott fest: Der kann ja gut vortragen, der kleine Peter! Besser als alle anderen. Also soll er das Gedicht ganz allein aufsagen und nicht gemeinsam mit der Gruppe.

Helene hat keine Zeit für die Kindergarten-Aufführung am späten Nachmittag, obgleich diese ganz in der Nähe stattfindet, denn was soll sie machen, wo doch Helmut jederzeit in der Tür stehen kann? Sie bittet eine Nachbarin, Peter mitzunehmen.

Helene – ungelogen! – hat noch jede Menge zu tun.

Eine Stunde später steht der Kleine zum ersten Mal im Leben auf der Bühne. Der Vorhang öffnet sich, er blickt in den rappelvollen, abgedunkelten Saal. Ein ungewohntes, noch nie gesehenes Bild! Er kann nur die ersten Reihen richtig wahrnehmen, doch der Applaus ist stark, als Peter angekündigt wird und an die Rampe kommt. Welch reizendes kleines Kerlchen!

Peter macht einen Diener, legt los und sagt das Gedicht so auf, wie er's gelernt hat. Hinterher ist es für einen winzigen Augenblick still. Dann ertönt laut anhaltend der Beifall, alle loben ihn und eine fremde Mutti streicht ihm übers Haar.

Sternstunde? Schlüsselerlebnis?

Verpasste Momente, unwiederbringlich. Die Nachbarin liefert Peter zu Hause ab.

„Das hätten Sie sehen müssen, Frau Littich! Ihr kleiner Peter! Der ist ja so was von begabt. Schade, dass Sie nicht dabei sein konnten. Sie haben wirklich was versäumt, wir waren alle von ihm begeistert."

„Tatsächlich? Ach, das tut mir ja nun leid. Hätte ich das gewusst …"

•

Im Alltag geschehen manchmal kleine Wunder, doch so manches hat oder hatte seine Zeit und wäre heute so nicht mehr denkbar.

Freilich: Luftballons gibt es auch heute noch, ebenso wie strahlende Kinderaugen, die sich daran erfreuen. Pass aber schön auf, dass er dir nicht wegfliegt, Peterchen! Ja.

Schon ist der Junge draußen. Doch das Band um sein dünnes Handgelenk sitzt wohl nicht fest genug – der Luftballon löst sich und fliegt davon.

Ein heulendes Häufchen Elend trippelt zurück nach Hause und lässt sich trösten, so gut es geht.

Plötzlich klingelt es. Mutti öffnet, Peter neben ihr, vor der Tür steht ein großer Mann mit Bart, in der Hand einen Luftballon.

„Ist das deiner?", fragt er und beugt sich zu Peter hinab. Der Junge nickt.

„Dann halt ihn mal schön fest, damit er nicht wieder wegfliegt, hörst du?" Peter nickt abermals, und der Mann bindet ihm die Schnur ums Handgelenk.

„Vielen Dank", lächelt Mutti. „Mein Junge ist ganz sprachlos. Wie haben Sie denn den – "

„Ich fahre Bier aus, für die Brauerei. Auf meinem Kutschbock kam mir der Ballon entgegen. Da hab ich zugegriffen. Ich hatte gesehen, wem er gehörte, und bin dem Kleinen hinterher gefahren. So, ich muss weiter, sonst werden die Pferde unruhig."

Sagt er und bleibt stehen. Helene gibt ihm schließlich einen Groschen und ärgert sich ein bisschen. Bestimmt ist der nur hergekommen, weil er Geld wollte! Danke, ja. Wiedersehen. Nein, Peter, das war nicht der Weihnachtsmann. Den Weihnachtsmann gibt es nicht im Sommer.

Aber das weiß Peter besser.

•

„Mutti, wann gehen wir denn zum Vogelschießen? Herbert war schon da, sagt seine Mutter."

Das Vogelschießen war und ist für Harburg ein besonderes Ereignis – die Schützengilde wurde 1528 gegründet. (Das weiß Peter Littich natürlich nicht, und wenn er's wüsste, würde es ihn noch nicht interessieren.) Er hört die Musik vom Schwarzenbergplatz und riecht den Duft gebrannter Mandeln, wenn der Wind günstig steht; die Littichs wohnten damals ganz in der Nähe. Einfach den Berg hoch, schon ist man da.

Mutti? Mutti hat keine Zeit, und Vati muss arbeiten. Sonntag, ja, vielleicht gehen wir Sonntag mal hin. Und was ist heute? Dienstag. Och. Das dauert ja noch sooo lange! Und wenn dann schon alles weg ist, die ganzen Buden und so? Ach was, wird schon nicht, nun geh man spielen.

Na gut. Dann klingelt Peter bei Herbert. Aber da ist keiner zu Hause, und andere Kinder sind auch nicht zu sehen. Langweilig. Vielleicht sind die Kinder alle beim Vogelschießen? Bestimmt sogar!

Es ist später Nachmittag, als sich Peter auf den Weg macht. Schnell ist er oben auf dem Platz inmitten der Buden und Karussells, der bunten Lichter und der lustigen Musik. Was für eine aufregende Welt! Wenn da nur nicht so viele große Leute vor ihm stehen würden. Peter drängelt ein bisschen, da sagt eine Frau: „Ach, kuckt doch mal den Kleinen hier. Der kann ja gar nichts sehen!“

Da lassen sie ihn durch, und er steht ganz vorne. Als er genug gesehen hat, geht er weiter und drängelt an der nächsten Bude. Es klappt!

Auf einmal erblickt Peter Herbert, Herbert mit seinem Opa. Herbert fährt Karussell, er sitzt in einem Feuerwehrauto, ganz alleine, und macht Bim! Bimbim! Bim! Wie gern würde Peter da mitfahren! Herbert! Herbert!

Der ist nun schon zum zweiten Mal hier, der Herbert, auch wenn er nicht hört und nicht kuckt, und wir waren noch nie.

Wie groß hier alles ist! Peter weiß nicht mehr, wo der Weg anfängt, den er zurückgehen muss. Egal. Es gibt noch so viel Spannendes zu sehen! Inzwischen ist es ziemlich dunkel geworden, aber nein, Peter hat keine Angst. Nur ein bisschen Hunger. Einer der Erwachsenen könnte ihm gerne mal ein Lebkuchenherz oder ein Eis spendieren!

Langsam leert sich der Platz, der kleine Junge kommt jetzt besser an alles ran, aber er weiß den Weg nicht mehr, den Weg zurück. Ob es wohl schon spät ist? Plötzlich tauchen zwei Polizisten auf. Einer beugt sich zu Peter hinunter und fragt, wie er heißt. Anschließend nehmen sie ihn in die Mitte, packen ziemlich grob seine Hände und sagen, dass seine Mutter da hinten auf ihn wartet.

Dann hat sie jetzt also endlich Zeit? Wie schön!

Doch als ich vor ihr stehe, wischt sie sich Tränen aus den Augen und nimmt mich ganz fest in die Arme. So fest wie nie zuvor.

Gleich morgen, sagt sie, hörst du? Gleich morgen gehen wir wieder hierher! Zusammen! Aber jetzt wartet Vati zu Hause auf uns. Hab keine Angst, er schimpft nicht, Peter, bestimmt nicht! Doch du musst mir versprechen, liebster Junge, dass du nie, nie wieder wegläufst, tust du das? Bitte. Du bist doch erst vier! Gib mir die Hand drauf.

Hat Mutti Angst um ihren Peter, hat sie Angst um mich? Noch nie habe ich mich so sehr geborgen und von ihr geliebt gefühlt. Mein Versprechen nimmt sie ernst. Ich auch. Das ist richtig feierlich. Die Aufregung verstehe ich trotzdem nicht. Ich weiß nur, dass es niemals wieder so schön sein wird auf dem Vogelschießen wie heute Abend. Dies waren die abenteuerlichsten, vielleicht sogar die freiheitlichsten Stunden meines jungen Lebens.

9. VERHÄNGNISSE

Unter Peter Littichs Mitschülern im zweiten Schuljahr fällt Emil am meisten auf. Emil Berger ist der Längste in der Klasse, vielleicht auch der Dümmste, aber das ist nicht erwiesen. Helmke hingegen ist der Kleinste, noch ein ganzes Stück kleiner als Peter. Helmke lacht nie und blickt immer so finster, als führte er was im Schilde.

Der Helmke klaut, sagen die anderen. „Der ist von Klemmke und Langfinger."

Immer fröhlich hingegen: die Schaede-Brüder, Albert und Walter Schaede, zwei Zwillinge – „Zwillinge genügt, Peter, Zwillinge sind immer zwei!" – also gut, aber die Schaedes sind eineiig. Komisches Wort. Man kann die beiden nur dadurch unterscheiden, dass Albert vor dem linken Ohr einen kleinen Leberfleck hat.

Klassenkameraden. Marginalien im Buch der Erinnerung. Wie Klebstoffreste hinter herausgerissenen alten Fotos.

Überhaupt: Kameraden. Bei der SA wird KAMERADSCHAFT großgeschrieben, sagt Vati. Und hier, in der Klasse? Peter gibt sich angepasst. Einzelkind gleich Einzelgänger – das mag er sich nicht leisten, lieber bleibt er unauffällig in der Menge. Ein leichtgläubiger, allzu gutgläubiger Knabe, der abwartet, was passiert.

Du hast es ja nicht weit, Peter, Mutti blickt dir lange nach, Winke-winke, Hand wirft Küsschen, sie kann fast hinkucken zum Schulgebäude, bist du auch warm genug angezogen?

Meine Güte, Helene! Leibchen und Strumpfhalter, dazu dunkelbraune, lange Strümpfe – nein, Peter,

auch wenn es warm ist, du weißt, wie empfindlich dein Hals ist, Kniestrümpfe darfst du anziehen, wenn die drei gestrengen Herren vorbei sind – wie heißen die noch gleich? „Pankratius, Servatius, Spekulatius!“ Ach, Junge. Hast du auch alles, dein Brot? Mutti denkt mit und achtet sehr darauf, dass ihr Peter immer anständig in Zeug geht – und dass das sauber ist. „Er kleckert ja so viel, wissen Sie?“

Kaum aus dem Haus, hat Peter seine langen Strümpfe runtergekrempelt, um die Wade sitzt jetzt ein dicker Wulst. Er ist ein bisschen eigenmächtiger geworden nach der schrecklichen Blamage im Februar. Es war saukalt an dem Tag, und er war eingemummelt von Kopf bis Fuß ...

Als Peter in die Klasse kommt und seinen Mantel auszieht, wird er beobachtet.

„Oh, kuckt doch mal, der Littich trägt noch 'ne Schürze! Baby! Baby! Baby!“

Erst sagt das ein Junge, der Pommer heißt, dann fallen sie im Chor über ihn her. Natürlich hätte er die grünliche Schürze vorher zu Hause ausziehen müssen! Peter, der Dölmer. Wie konnte das passieren? Aber jetzt ist Schluss mit Schürze. Nie wieder wird Peter so was überziehen, um Hemd und Hose zu schonen, nie, nie wieder, Mutti!

„Dein Zeug kann geflickt sein, mein Junge, wenn du arm bist. Aber sauber muss es sein. Merk dir das!“

Ja, Vati. Und aber – aber wenn es zu groß ist, das Zeug, viel zu groß?

Helmut ist nicht mit, als Helene den Mantel kauft, Omi auch nicht, sonst wäre das wohl nicht passiert. Kinder wachsen ja so schnell in dem Alter, Frau

Littich. Nehmen Sie den Mantel ruhig zwei Nummern größer. Schwupp – passt!

Es ist ein Lodenmantel. Praktisch, mit Kapuze, Peter, wenn du unterwegs bist und es regnet. Grün? Natürlich. Lodenmäntel sind immer grün. Hässlich? Was ist daran hässlich? Nur weil du Grün nicht magst? Stell dich nicht so an. Der Mantel ist teuer genug.

Lang genug ist er auch. Viel zu lang! Er geht fast bis an die Erde. Damit wird Peter in die Schule geschickt, monströs kostümiert.

„Littich! Wie siehst du denn aus? Paster! Paster! Ha ha ha!"

Aber die Uniform der Pastoren – man sagt Amtstracht, Peter! – ja, aber die ist doch schwarz und nicht grün!

Das weiß er natürlich, aber das zu sagen, fällt Peter nicht ein. Er fühlt sich Oswald Pommer unterlegen, ausgeliefert, ist nicht gefasst auf so viel Bosheit. Erst die Schürze, und jetzt das. Und dann begleitet dieser Bengel ihn auch noch ein Stück auf dem Heimweg! Als Peter eine hübsche Spielfigur auf der Straße findet und sich darüber freut, sagt Pommer: „Zeig doch mal", und als Peter sie ihm gibt: Zack!, wirft er sie über einen hohen Zaun. „So. Jetzt hat sie keiner von uns beiden." Eigentlich ist das Maß voll, aber Peter ist keiner, der sich prügelt. Noch nicht. Das passiert erst zwei Jahre später. Elementar, zur freudigen Überraschung der halben Klasse: „Kommt mal alle her – Littich verhaut Pommer!"

Dass Oswald Pommer seinen Mitschüler Peter auch mal „Lachtaube" genannt hat, ist vergessen. Dabei hatte Peter sich darüber gefreut! Lachen befreit, wird zur Strategie … nur nicht zu Hause. Das schafft der Junge

nicht, noch nicht. Diese Kräche, dies Dauerthema! Immer dasselbe! Endlos. Wenn Helmut Beamter wäre, ja dann – ! Als Beamter wärst du unkündbar, Vati, denk doch auch mal an die Pension später! Lene, hör damit auf, verdammt noch mal! Immer machst du so'n Menkenke! Dabei weißt du genau, wie wenig Gehalt ich anfangs bekäme, und das als Alleinverdiener, dann kannst du ja gleich bei deiner Mutter wohnen! Helmut, ich bitte dich – lass meine Mutter aus dem Spiel!

Wieder und wieder gehört, bis die Ohren schmerzten. Mittelohreninfektion, Frau Littich.

In der Schule hat Peter mehr zu lachen als zu Hause. Mehr zu lachen – und mehr zu schwatzen. *Peter schwatzt zu viel*, schreibt Lehrer Deckert ihm ins Zeugnis. Aber die Zensuren sind gut bis sehr gut, ausnahmslos, und damit um einiges besser als die von Glissmann, dem Sohn des Inspektors aus dem Landratsamt. (Welch eine Genugtuung für Helmut: Sein Sohn ist klüger als der Filius vom Chef!) Dass Deckert den kleinen Peter ein paarmal mit dem Rohrstock gezüchtigt hat, steht nicht im Zeugnis (stünde es drin, würde Helmut sagen: „Dann hast du's auch verdient, mein Sohn!“ Garantiert.). Warum schwatzt Peter auch dauernd während des Unterrichts?

„Komm nach vorne! Bück dich!“ – Zwusch! Zwusch! Zwusch! – „Setzen!“

Die Würde des Menschen? Die Würde des Kindes? Kinder haben keine Würde ... zu haben. Lehrer und Eltern dürfen ihren Nachwuchs weiterhin züchtigen. Und zwar von Rechts wegen. Noch jahrzehntelang. Was in der Schule der Rohrstock, ist daheim der Ausklopfer: verlängerter Arm des Stärkeren.

Wenn es in der Klasse aber heißt: „Stell dich in die Ecke!“, ist das überhaupt nicht schmerzhaft, körperlich. Man muss sich auch nicht schämen vor den anderen Jungs, denn die kann es genauso treffen. Aber todlangweilig ist es, so zu stehen, mit dem Gesicht zur Wand, ohne zu wissen wie lange noch, obendrein ohne irgendein Spielzeug, das einem die Zeit vertreibt. Das denkt wohl auch Hans Lückner, und – ja, was macht der denn da in der Ecke, der Lückner? Holt sein Ding raus, zieht es lang? Soll das – soll das so groß werden wie das von Lores Vater?

„Sie hat das selbst gesehen, Mutti, hat Lore gesagt. So groß! Mindestens!“ Peter zeigt es mit den Händen. Zwanzig Zentimeter? Ach was, Peter, das geht ja gar nicht. Die lügt, die Lore. Mit der spiel man nicht mehr, hörst du? Ja, ist gut.

Lore, das Lügenmädchen. Lore ist einen halben Kopf größer und bestimmt zwei Jahre älter. Jetzt geht Peter ihr aus dem Weg. Zwanzig Zentimeter … Er mochte Lore sowieso nicht so gern.

Lückner aber, der Schüler Lückner hat den Hosenstall geöffnet, es sieht aus, als hielte er einen Regenwurm in der Hand, er zieht und dreht und zieht … Und das im Klassenzimmer! Peter traut seinen Augen nicht. Du sollst nicht petzen? Ja ja, ich weiß, aber das hier, das geht entschieden zu weit.

„Herr Deckert! Herr Deckert! Lückner spielt mit seinem Spitzpopo!“

Der Lehrer beißt sich auf die Lippen. Fängt sich.

„So? Na, dann setz dich mal wieder hin, Lückner.“

Der kommt einfach so davon, der Lückner? Das ist ja völlig verkehrt. Peter Littich wäre zu Hause für solch

eine Sauerei windelweich geprügelt worden, Herr Deckert! Herr ... Deckert?

Ein anderes Mal, bei anderer Gelegenheit, gibt es überhaupt keine Strafe. Dabei war das fast noch schlimmer. Oder ist das etwa nicht schlimm, wenn ein Junge auf seinem Platz sitzt und einfach lospiet? Jochen Krönke, Peters Spielkamerad, steht zitternd auf und schluchzt. Er hat sich nassgemacht und steht in einer Pipi-Lache. Igittigitt!

„Geh nach Hause, Krönke. Es ist nicht schlimm. Nimm deine Sachen, geh zur Toilette, mach dich ein bisschen sauber und dann geh nach Hause. Willst du das?“

Jochen nickt, packt ein und geht. Deckert hat mit ganz weicher Stimme gesprochen. Mitfühlend. Weil Krönkes Vater ein 'Geheimer' ist?

Kurz darauf dürfen wir alle raus auf den Schulhof, obgleich es noch gar nicht zur Pause geläutet hat. Als wir wieder zurückkommen in die Klasse, ist Jochens See ... wie weggewischt. Nur die Fußbodenbretter sind an der Stelle noch ein bisschen feucht.

Emil

Emil Berger war wirklich schon ein großer Junge. Vierte Klasse, mindestens. Trotzdem ging er erst in die zweite. Merkwürdig. Der Emil war fast so groß wie Herr Deckert. Jedenfalls kam einem das so vor. Es wurde gemunkelt, Emil sei schon zweimal sitzengeblieben. Aber geht das überhaupt? Kann man in der zweiten Klasse sitzenbleiben? Zweimal nacheinander? Peter konnte sich das nicht vorstellen.

Emil hätte das beantworten können, aber aus Emil war nichts rauszukriegen. Kam er von außerhalb? Hatte er

zu Hause Probleme, war er krank, war er, wie man heute sagen würde, Legastheniker? Auf den Gedanken wäre niemand gekommen. Doch selbst wenn eine Lese-Rechtschreib-Schwäche vorlag (und erkannt worden wäre): Wer hätte Emil denn helfen sollen?

Äußerlich sah er ganz gesund aus, doch wenn unser Lehrer ihn aufrief, sprang er zwar auf und machte sich grade, antwortete aber nicht. Kein einziges Mal! Konnte er nicht? Wollte er nicht?

Wir Jungs wussten gar nichts von ihm. Emil sonderte sich überall ab, auch auf dem Schulhof. Lehrer Deckert ist auch nicht aus ihm schlau geworden, hat nicht gewusst, was er von ihm halten oder mit ihm anfangen sollte. Hat er mal mit Emils Eltern gesprochen? Vielleicht kam er ja aus dem Waisenhaus. Aber dann muss er doch einen Vormund gehabt haben!

Niemand scheint sich für ihn interessiert oder sich um ihn gekümmert zu haben.

•

Es kam ein Tag, der allen in der Klasse unvergesslich bleiben sollte. Die Sonne schien, wir hatten Kopfrechnen bei Herrn Deckert. Plötzlich flog die Tür auf, und Rektor Senger stürmte herein. Das war noch nie passiert. Wir konnten gar nicht schnell genug aufspringen, Haltung annehmen und „Heil Hitler!“ rufen. Deckert war, einem Gummiball gleich, hochgehüpft und hatte von seinem Pult aus einen Satz auf den Rektor zu gemacht, doch der forderte uns mit einer Handbewegung auf, Platz zu nehmen, legte, zu Deckert gewandt, den Zeigefinger der rechten Hand auf die Lippen und verwies den zum Schweigen Gebrachten zurück in die Deckung hinter dem Pult.

Dann steuerte er auf mich zu und ich dachte, jetzt ist alles aus: Der weiß um meine Schwäche und ist gekommen, um mich in Kopfrechnen zu prüfen. Doch er blickte mich nur kurz an – und setzte sich zu Emil.

Emil saß links vor mir allein auf der Zweierbank, Rektor Senger setzte sich neben ihn auf die Tischplatte. Jetzt konnte er Emil aus nächster Nähe ansehen – und das tat er auch. Der blickt ja scheißfreundlich, habe ich gedacht, total scheißfreundlich! Ich hatte zuvor noch nie gesehen, dass der Rektor lächelte.

Er war hochgewachsen, hatte dichtes schwarzes Haar, an den Schläfen grau meliert, pechschwarze Augenbrauen und einen stechenden Blick aus dunkelbraunen Augen.

Wir hatten Respekt, großen Respekt vor jedem Lehrer, und der Rektor, als Chef aller Lehrer dieser Schule, war ja eine Art höheres Wesen. Wir hätten auch jedem anderen Rektor unsere Hochachtung erwiesen, doch Herrn Senger sehen und ein schlechtes Gewissen haben, das war eins. Um den machte jeder Schüler einen großen Bogen, sofern das möglich war – oder schlich auf Zehenspitzen eilends davon. Sogar des Rektors Unterschrift im Zeugnis war furchteinflößend! ***Senger*** – wie mit dem Faustkeil gemeißelt.

Es gibt solche Figuren. Die sehen böse aus und sind es auch. Prototypen. Und jetzt sitzt er plötzlich vor mir, Rektor Senger, zum Anfassen nah. Sein Parteiabzeichen am Revers blinkt in der Sonne. Alle hier im Raum schweigen angespannt und starren konzentriert auf das Schauspiel „David gegen Goliath".

David? Ach, du liebes bisschen! Mensch, Emil. Dem müsste doch jemand zu Hilfe – ?

Deckert rutscht fast unters Pult.

„Nun, mein Junge", sagt Senger mit butterweicher Stimme, „wie geht es dir?"

Emil will aufstehen, doch der Rektor winkt ihn zurück auf den Platz. Es dauert eine Weile, ehe der Junge seine Stimme findet.

„G-gut."

„Das ist schön, das freut mich", schmeichelt Senger.

> Ich habe beide im Blick, doch das ist nicht etwa so, dass ich denke: Du Aas von Rektor! – ganz und gar nicht. Möglich, dass in meinem Unterbewusstsein solche Gedanken sind, doch nicht in meinem Kopf und schon gar nicht in meinem Herzen: Das puckert vielmehr bis zum Hals, vor lauter Schiss. Der führt was im Schilde, der Rektor, das ahne ich nicht, das weiß ich.

„Schau mal auf die Fensterbank. Siehst du dort den Kaktus?", fährt Senger fort.

„J-ja."

„Fein, mein Junge. Dann sage mir doch mal: Welche Farbe hat der Kaktus?"

„Grün!", entgegnet Emil, wie aus der Pistole geschossen. Der kann ja doch antworten! Zum ersten Mal ist ihm so etwas wie Erleichterung anzumerken. Das ist ja ein Mensch, der Rektor, vor dem muss man doch keine Angst haben!

„Aber nein", süßholzraspelt Senger. „Was sagst du denn da? Der ist doch nicht grün! Der ist blau, der Kaktus. Also, welche Farbe hat der Kaktus? Wie? Na? Lauter, bitte!"

„G-grün."

„Junge, mach mich nicht ärgerlich. Der Kaktus ist

blau. Das sieht doch jedes Kind! Blau! Nun – welche Farbe hat der Kaktus?“

„Grün!“, sagt Emil, und mir kommt es so vor, als habe seine Stimme an Festigkeit gewonnen. Denkt er womöglich, das ist ein Spiel, das er gewinnen, eine Probe, die er bestehen kann?

„Zum Donnerwetter! Bist du blind? Der Kaktus ist blau! Blau! Blau!! Also – Antwort!“

Sengers Gesicht gleicht einer Teufelsfratze. Er sieht aus, als würde er im nächsten Augenblick zuschlagen. Aber Emil, abwechselnd rot und weiß im Gesicht, nimmt all seinen Mut zusammen und sagt noch einmal, leise, mit bibbernden Lippen: „Grün.“

Was ist das? Will der Schüler Emil Berger ihn, den Schulrektor Senger, vor der ganzen Klasse blamieren, obendrein auch noch vor Lehrer Deckert? Was bildet sich dieser unverschämte Lümmel denn ein?!

Der Rektor springt auf, beugt sich nach vorn, so dass er Auge in Auge vor Emil steht und schreit ihn an, den Kopf hochrot wie ein Feuermelder: „Verdammt noch mal! Du wagst es, Bürschchen? Ich kann auch anders! Blau! Blau! Blau ist der Kaktus! Verstanden? Raus mit der Sprache – wie ist die Farbe?“

Eine stecknadelstille, kaum wahrnehmbare Pause.

„B-blau“, flüstert Emil.

Und dann hören wir ihn schluchzen, er zittert am ganzen Körper und beginnt leise zu weinen, der große Junge. Etwas anderes als das Weinen ist nicht zu hören in unserer Klasse.

Senger dreht sich um, steuert dem auferstandenen Lehrer Deckert entgegen und sagt: „Na also. Sie haben

es ja selbst erlebt. Ab in die Hilfsschule mit dem Bengel! Heil Hitler!“

Weg ist er. Behutsam lösen wir uns aus der Starre. Deckert steigt vom Podium hinab, geht zu Emil an den Platz und stellt sich neben ihn.

„Dann pack mal deine Sachen, Junge. Schaffste das alleine?“

Emil nickt kaum merklich. Bleibt sitzen. Hält inne. Wenn jetzt die Uhr stehen bliebe ... Etwas sagen, man müsste etwas sagen. Schnell! Aber was.

Dann packt Emil seine Habseligkeiten zusammen, bedächtig, fast geräuschlos. Als er aus der Tür geht, ist es totenstill.

Niemand von uns hat Emil jemals wiedergesehen.

•

Nachzutragen. Den Dialog hat es gegeben, die Umstände ebenso. Wortwörtlich erinnere ich mich, was der Rektor beim Abgang gesagt hat. Und wir? Wir haben das hingenommen, haben geschwiegen. Auch der Lehrer. „Doch die Verhältnisse, sie sind nicht so“, sagt Brecht. Spätestens nach 1933 mutierte die Staatsmacht zur Allmacht, die Verhängnisvolles gebar, etwas, das heute den Einzelnen traf, morgen die Gruppe und schließlich ganze Völker. Das Schreien der Mächtigen drang bis ins Papier von Verordnungen und machte Betroffene stumm. Kollektive Angst erzeugte kollektives Schweigen. Dies Verhalten reichte weit über den Krieg hinaus (der zu dieser Zeit noch gar nicht begonnen hatte) und endigte weder mit der Hitler-Diktatur noch mit dem Tod der Opfer und der Verursacher.

Alles aufzuarbeiten ist unmöglich. Aber die Pflicht besteht, unentwegt daran mitzuwirken.

Alltägliches

Wenn Peter Littich im Wust seiner Erinnerungen kramt, tauchen Sätze auf, Bemerkungen, die gesprochen, Worte, die gefallen sind, Geschehnisse, Bilder – oftmals stark genug, um zu wissen, dass er das weder im Nachhinein gelesen noch im Radio gehört oder es sich nur eingebildet hat.

Den Hannes Schulze hamse abgeholt, vorgestern. Wieso? Wieso, wieso – was weiß denn ich. Hat das Maul wohl zu weit aufgerissen. Oder Feindsender abgehört. Vorlaut war der ja immer. Nett? Nett, nett. Ja, sicher war er nett. Aber da kann der sich jetzt auch nix für kaufen.

Helmut, kuck doch mal die alte Frau da drüben im Garten – na da, hinterm Haus, im Apfelbaum! Wie die sich abplagt, um den trockenen Ast abzusägen! Willst du nicht mal rübergehn und helfen? Nein? Warum denn nicht? Ach, die kennst du? Die war bei euch auf dem Amt? Und hat was? Auf unsern Führer geschimpft? Na, das geht ja nicht, da hast du recht. Da soll die sich mal lieber vorsehen. Die kann ja froh sein, wenn du sie nicht meldest! Müsstest du eigentlich. Wo du beim Staat bist.

Alltagsgeschichten.

Einmal ist Onkel Arnold zu Besuch gekommen, der Bruder von Oma Littich. Es hieß, der sei was Besseres, aber für Peter hat er nichts mitgebracht, weil er dich zu wenig kennt, sagt Helene. Dafür hat er sich Vatis Briefmarkensammlung angesehen und dies und jenes daraus mitgenommen, danke, lieber Helmut. Vati sagt, nächstes Mal wird er Onkel Arnold klarmachen, dass er gerade die Marken behalten will, die der sich

beiseite gelegt hatte: „Der kann sich auf was gefasst machen, Lene, verlass dich drauf! Das nächste Mal zieh ich andere Saiten auf!“

Peter weiß nicht, ob linke oder rechte Seiten aufgezogen werden, aber es hört sich bedrohlich an. Dabei ist sein Vater gar nicht so stark, das fühlt er. Wenn jemand anders Helmut Littich herausfordernd entgegentritt, dann kneift er. Dazu passt, was Mutti dem Jungen anvertraut hat (wie eine Verbündete, die ihr Mütchen kühlt, indem sie ein gefürchtet-geliebtes Idol vom Sockel stößt):

„Du musst mal drauf achten, wenn wir unterwegs sind. Sobald sich ein Hund blicken lässt, drängt Vati sich eng an mich. Dein Vater hat Angst vor Hunden.“

Der Vater hat Angst? Vor Hunden? Komisch. Peter mag Hunde. Angst hat viele Gesichter. Manchmal zeigt sie sich ganz spät … nachträglich. Die Narbe, Vati, deine Narbe oben an der Nase. Das muss doch furchtbar weh getan haben? Die Kommunisten, die über dich hergefallen sind, als du von einer SA-Versammlung kamst und nach Hause wolltest – das waren doch Kommunisten, oder? Auf jeden Fall waren die zu dritt. Diese Feiglinge! Peters Vati hätte tot sein können! Ein Segen, dass die jetzt nichts mehr zu sagen haben, all die Kommunisten und die Sozis. Früher, bevor wir unseren Führer hatten, da ist es zu Straßenschlachten gekommen sogar in Hamburg. 1932, beim Altonaer Blutsonntag, sind 18 Menschen erschossen worden! „Und willst du nicht mein Bruder sein, so schlag ich dir den Schädel ein!“ Wer hat das gesagt? Die Kommunisten? Weiß nicht. Zuzutrauen wäre ihnen das. Mit dem gesunden Menschenverstand kannste das nicht fassen. Heute ist das anders, Peter,

heute würde die SA da ruck, zuck durchgreifen und kurzen Prozess mit denen machen. Notfalls: Rübe ab! Ja! So traurig das auch ist, aber Deutschland lässt sich nichts mehr gefallen. Und wenn alles nichts hilft, greift der Führer persönlich ein. Jede Wette! Schließlich hat Adolf Hitler auch die ganzen Arbeitslosen von der Straße geholt, die Bettler sowieso. Wir können von Glück sagen, dass jetzt alles so friedlich ist. Und wem verdanken wir das? Ich sage nur: Gott sei Dank, dass wir den Führer haben.

Manche sagen auch einfach „Adsche" statt Adolf. Das gehört sich nicht, findet Peter.

•

> Das Zusammentreffen geschah zufällig und dauerte nur wenige Minuten; es schien nicht der Rede wert. Zu alltäglich, um mein Gedächtnis zu belasten, versank es im tiefen Meer der Erinnerung. Erst nach mehr als sieben Jahrzehnten gelangte es wieder an die Oberfläche und zeigte an, dass es gut ist, sich zu erinnern.

Richard Helmer soll damals verlobt gewesen sein, wurde in der Verwandtschaft erzählt. Onkel Ricky, wie ich ihn nannte, war der Sohn von Tante Else. Ein Muttersöhnchen – er war schon über dreißig. Doch jetzt wollte er sogar zu Hause ausziehen und heiraten! Aber auf einmal hieß es, er habe das Verlöbnis gelöst. Ganz plötzlich, ja! Es wäre doch nie gutgegangen mit dieser Frau. Das kann man verstehen ... Zu gefährlich, ja. Warum? Warum wohl.

Gerede. Aufgeschnappt, halb zugehört. Uninteressant. Geh mal zu Tante Else, Peter. Ja.

Damals meldete man sich nicht an bei jemand, der in der Nähe wohnte; man ging einfach hin, wenn etwas

auszurichten war; ein Telefon besaßen nur Geschäftsleute. Peter sollte bestellen, Tante Else, die Tante von Peters Vater, sei am Sonntag zum Essen eingeladen.

Als er eintrat bei den Helmers, saßen sie zu dritt in der Küche, Tante Else, Onkel Ricky und eine fremde Frau. Peter wusste nicht, dass sie zu Onkel Ricky gehörte, er hatte sie nie zuvor gesehen, doch er ahnte, wer sie war.

Die drei blickten ihn überrascht an, als habe er sie bei etwas Verbotenem ertappt. Peter fühlte sich unbehaglich wie ein Störenfried, der hier nichts, aber auch gar nichts zu suchen hätte, doch sie konnten ihn ja nicht gut wieder wegschicken. Ja, danke, sagt Tante Else, danke, Peter, ich komme gern zu euch, bestell man schöne Grüße, nicht vergessen, hörst du?

Dann wird er der jungen Frau vorgestellt.

Peter gibt ihr die Hand und verbeugt sich. Er blickt sie an und weiß, dass er sie nur heute, nur hier und jetzt sehen wird und danach niemals wieder. Sie ist bildhübsch; sie sieht irgendwie ... orientalisch aus; dunkelhaarig, üppig, sinnlich – so würde ein Mann sie beschrieben haben. Peter fängt einen liebevollen Blick aus dunklen Augen auf, der zugleich traurig ist und tausend Ängste zu verbergen sucht, wie der unsichere Blick eines Kindes, das sich fragt, ob von dem Erwachsenen eine Gefahr ausgehe.

Aber der Junge hier, der Peter, der ist doch noch nicht mal in der Hitlerjugend! Trotzdem. Nichts anmerken lassen. Man kann nie wissen. Lächeln. Es ist alles ganz harmlos, nicht wahr, ganz, ganz harmlos. Die Spannung löst sich, die Erwachsenen atmen durch. Ja, äh, die Dame ist eine Bekannte von Onkel Ricky, weißt du, erklärt Tante Else, sie muss aber plötzlich verreisen, weit weg von hier, leider, also äh, heute noch.

Das braucht sie Peter gar nicht zu sagen.

„Auf Wiedersehen."

Mehr bringt er nicht heraus. Gute Reise hättest du ihr wünschen sollen, Junge, das tut man doch. Aber er presst die Lippen zusammen, gibt ihr flüchtig die Hand, ohne sie anzusehen, dreht sich schnell um und ist heilfroh, als er aus der Tür ist.

•

Nach dem Weltkrieg 1918 hieß die Parole „Nie wieder Krieg!" Das war vor zwanzig Jahren, jetzt haben wir 1938. Eigentlich leben wir ja im tiefsten Frieden. Bis auf … na ja, aber mit den Juden haben wir Littichs nichts zu tun. Und was ist, wenn ein Krieg kommt?

Unsinn, Junge. Kein Mensch will jemals wieder Krieg.

Wirklich nicht?

Es ist historisch verbürgt, dass bereits am 17. Januar 1934 in Hamburg eine große Verdunklungs-Übung stattgefunden hat. Und 1937 wurde die Volksgasmaske eingeführt – oh ja, Peter erinnert sich, wie er eine aufprobiert hat. Das hat Spaß gemacht! Er war überhaupt nicht wiederzuerkennen! Seine Stimme klang dumpf.

„Es tanzt ein Bi-Ba-Butzemann – "

„Hör auf! Sei still! Setz sofort das Ding ab! Warte, ich helfe dir."

Na gut. Dabei ist das doch alles nur eine Vorsichtsmaßnahme, nichts Ernstes, Mutti.

Doch sie zeigt sich entsetzt. Gibt es etwa wieder Krieg? Womöglich einen Giftgas-Krieg? Ach was. Peter hat überhaupt keine Angst. Wir haben doch unseren Führer!

Aufruf in der Presse: Es ist die sittliche Pflicht jedes einzelnen, für sich und die Seinen die Volksgasmaske zu erwerben.

Noch mal zurück in das Jahr 1938. Am 30. Januar wird das Luftschutz-Ehrenzeichen gestiftet, meldet die Zeitung. Beunruhigt das jemand? Am 30. September 1938 tritt das so genannte Münchner Abkommen in Kraft. Was heißt das denn? Peter weiß nur, dass das Sudetenland – wo liegt das eigentlich? – also dass das jetzt zu uns gehört, sagen die Leute, weil unser Führer Adolf Hitler es ins deutsche Reich heimgeführt hat, genau wie Österreich im März. Chamberlain und Daladier, das sind wohl die Führer von England und Frankreich, die hat er überzeugt, dass das richtig ist. So hat der Führer den Frieden für Deutschland bewahrt. Dass ihm das gelungen ist! Man kann ihn nur bewundern und muss ihn einfach lieb haben, irgendwie.

Doch Peter überkommt ein Frieren, innerlich, ein beklemmendes Gefühl, ohne dass er sagen könnte, warum. Er behält das lieber für sich. Vielleicht ist es ja Hitlers Stimme, die ihn frieren lässt. Oder das, was er sagt, obgleich ein kleiner Junge wie Peter nicht alles davon begreift. Aber dann ist da ja auch immer der Jubel und das *Heil-Heil-Heil!* Da wird einem wieder warm ums Herz.

> Dass Hitler Anfang Dezember 1938 die komplette (sic!) Einbindung aller deutschen Volksgenossen in die Partei- und Staatsorgane propagiert und hinzufügt: *„Sie werden nicht wieder frei ihr ganzes Leben."*, erfahre ich erst Jahrzehnte später, ebenso vom Nichtangriffspakt zwischen dem Deutschen Reich und Frankreich, 1938.

Sonst noch was? Ach ja: Am 3.12. entzieht Reichspolizeichef Himmler allen Juden den Führerschein. Aber wie gesagt, mit den Juden haben wir nichts zu tun. Vati arbeitet zwar am Landratsamt in der Kraftfahrzeugabteilung und ist natürlich kein Jude, das wäre ja noch schöner! Aber einen Führerschein hat er trotzdem nicht. Man kommt auch ohne aus.

Schwierigkeiten

Wer sich mit schriftlichen Zeugnissen der NS-Zeit befasst, kommt an der Sprache des Dritten Reiches nicht vorbei. Viktor Klemperer hat sie in seinem Buch LTI *(Lingua Tertii Imperii)* dokumentiert und gebrandmarkt. Was ist davon bei Peter Littich hängen geblieben, was hat er verstanden und was nicht? Sehr früh aufgefallen ist ihm die verschleiernde Ausdrucksweise. Es gab beispielsweise keinen Kriegsminister mehr, stattdessen einen Rüstungsminister. (Notabene: Speer hieß der Mann.) Aussagen wie „den hamse abgeholt" oder „der war im Konzertlager" (KZ) mögen an seine Ohren gedrungen sein, Begriffe wie „Schutzhaft" und „Schutzhaftlager" wird er in der Zeitung gelesen, doch deren eigentliche Bedeutung damals nicht einmal geahnt haben.

Die Erwachsenen aber, wussten die denn nicht längst, dass alles auf den nächsten Krieg hinauslief? Es gab doch, neben der verschleiernden, auch die entlarvende Sprache! „Kanonen statt Butter!" etwa, Göring zugeschrieben. Der hat das so nie gesagt, doch sinngemäß wurde diese Aussage nicht erst 1939 publik, sondern bereits einige Jahre früher. Und „Mit eisernem Besen auskehren" und Menschen „hinausfegen" wollte Göring bereits 1933: „Die Städte müssen

wieder gesäubert werden von ihren volks- und rassetrennenden Erscheinungen, die durch ihre zersetzende Tätigkeit deutsche Sitten untergraben."

> Ist das, war das auch eure Überzeugung, Helmut und Helene Littich, die ihr meine Eltern wart?

Sind denn damals alle blind gewesen? War das ganze deutsche Volk besoffen-patriotisch? Dies war ja erst der Anfang. Das Alltagsgeschehen muss vieles überdeckt und überstrahlt haben. Mein Gott, wie haben wir Hitler verehrt ––! *„Ein Volk! Ein Reich! Ein Führer!"* Und: ein Brei, ein Topf? Ja, Eintopf! Eintopf gab es ab 1933 an jedem vierten Sonntag, von März bis Oktober. Das war staatlich verordnet, und jede deutsche Hausfrau, die auf sich hielt, hielt sich daran. Pro Essen sparte sie immerhin 50 Pfennige – die wurden abkassiert für das Winterhilfswerk. Es lebe die deutsche Volksgemeinschaft! Was tut man nicht alles für den geliebten Führer. *„Heil, Heil, Heil!" „Sieg Heil, Sieg Heil!" „Heil Hitler!"*

Man kann es nicht oft genug wiederholen.

•

„Ein Löffelchen für Vati, ein Löffelchen für Omi ..."

Nein nein, die Zeiten, da Peter Littich gefüttert wurde, sind längst vorbei, doch sein Frühstücks-Einerlei heißt Haferbrei. Haferbrei ist sehr gesund, Peter, weiß Mutti, doch der Junge ist und bleibt ein schlechter Esser. Und wie langsam er isst! Die Portion Haferbrei wird immer mehr auf seinem Teller. Jedenfalls kommt ihm das so vor. Es hilft nichts, Junge: Der Teller wird leergegessen! Mutti verziert den Brei mit einem Gesicht aus Rosinen. Von da an rutscht es besser, weil sich Peter – „das Beste kommt zum Schluss!" – die Rosinen aufspart, um sie zuletzt zu essen.

Gesunde Ernährung hieß jedoch auch, täglich einen Esslöffel reinen Wal-Lebertran zu sich nehmen, und zwar den echten gelben und nicht die weiße, süßliche Emulsion. Walfang war damals noch ein Abenteuer, und die Herden der Wale waren unermesslich groß …

Lebertran beugte Rachitis vor. Von Rachitis kriegt man O-Beine, wie die kleine Lotti aus der Nachbarschaft. Peter mag Lebertran. Aber Helene! Wenn sie ihrem Filius die tägliche Dosis verabreicht, könnte sie sich schütteln – ihr wird regelrecht übel von dem penetranten Fischgeruch.

•

Was haben wir unserem geliebten Führer nicht alles zu verdanken! Die Autobahn? Unwissende Zeitgenossen halten sie auch heute noch für Hitlers Idee. *Im Kino zeigt die Deutsche Wochenschau den ersten Spatenstich durch den Führer, und, Wochen später, die Einweihung eines Teilstücks durch ihn – Deutschland über alles!*

Die Autobahn, also unsere Reichsautobahn, das ist schon was Bedeutsames, Helene. Und dein Mann arbeitet am Landratsamt in der Kraftfahrzeug-Abteilung, da kannst du stolz drauf sein!

Ja, aber … wir haben doch gar kein Auto!

Nein, das sagt Frau Littich nicht, natürlich nicht. Sie denkt sich ihr Teil und freut sich, dass sie mit ihrem Mann die Ausstellung „Entartete Kunst“ besucht hat. Man will ja doch mitreden können! Manches fand sie übrigens gar nicht hässlich und hätte sich nicht getraut, das „entartet“ zu nennen. Andererseits: „Also auf einem Bild war ein Mann dargestellt, der hatte sechs Finger. S e c h s! Das muss man sich mal vorstellen. Natürlich von einem Juden gemalt. Glaub ich wenigstens.“

Adolf Hitler hat auch dafür gesorgt, dass Helmut jetzt mehr Urlaub kriegt. Früher bekamen Arbeiter und Angestellte 8 bis 12 Tage Ferien, jetzt sind es 14 bis 21 Tage, das ist doch was! Begründet hat er dies mit den Worten – Zitat: *[…] nur allein mit einem Volk, das seine Nerven behält, kann man große Politik machen.* Deutlicher noch, an anderer Stelle: *Nur ein gesundes Volk wäre imstande, Krieg zu führen.*

Manche behaupten ja bis heute, es sei nicht alles schlecht gewesen unter Hitler. Beispielsweise die KdF-Reisen. Ja, „Kraft durch Freude!" Nordlandreisen! 1938 für 60 Reichsmark mit dem Kreuzfahrtschiff eine Woche lang nach Norwegen! Urlaub für jedermann – zumindest für die, die der DAF angehören, der Deutschen Arbeitsfront, so wie Helmut Littich. Aber auch für andere Menschen, die Hitler treu ergeben sind, zumindest aber eine weiße Weste haben wie Omi Fellner, und sich die Tour leisten können (immerhin etwa 40% des durchschnittlichen Monatsverdienstes).

Vati sagt, er hat keine Lust auf so was. Omi lädt Mutti ein. Und was wird aus Peter? Den geben wir zu Tante Else, ist ja nur für eine Woche.

Tante Else freut sich, Peter weit weniger. Sie hat den Jungen wirklich gern, aber sie ist so streng – er kriegt noch mehr Ermahnungen als zu Hause, kaut bitter Heimweh und fühlt sich verlassen.

Helmut ist Strohwitwer in der Zeit. Komisches Wort. Hinterher wird gemunkelt (Peter spitzt die Ohren), sein Vater habe gesumpft wie in alten Zeiten, noch dazu ohne schlechtes Gewissen.

Für Helene aber bleibt die Fahrt unvergesslich. Keinerlei Pflichten, nichts! Nur faulenzen an Bord, und das

gute Essen genießen. Sie nimmt acht Pfund zu in den sieben Tagen.

„Aber als wir in Norwegen mal an Land gingen – ich weiß nicht mehr wo genau, da haben die Einheimischen vor uns ausgespuckt, sogar die Frauen. Warum bloß? Wir haben denen doch gar nichts getan!“

•

Peter trägt jetzt kurze Bleyle-Hosen, genau wie die anderen Jungs. Die Ränder scheuern auf der Innenseite der Oberschenkel, besonders nach dem Pinkeln im Freien, gegen den Wind, wenn die Haut nass wird und sich stark rötet, aber die Hosen sind wenigstens dunkelblau statt weiß. Mit weißer Kleidung hat ihn Omi Fellner ausstaffiert, als er noch kleiner war, wie niedlich!

„Sieh dich aber vor, wenn du rausgehst, mach dich nicht schmutzig, hörst du?“

Ja. Nein. Und dann rutscht er auf einem Sonntagvormittag mit Jonny einen Abhang hinunter, abwechselnd, wieder und wieder. Ausgerechnet mit Jonny, dessen Oma eine Schluntsche ist, wie Helmut behauptet, und dessen überschminkte Mutter „so eine, na, du weißt schon, Helene“. Natürlich hat Jonny seine olle Büx an, der kennt ja kein Sonntagszeug. Aber Peter? Der Abhang ist grasbewachsen, und das Gras ist feucht. Das geht nie wieder raus aus der weißen Hose!

Was möchtest du denn mal werden, wenn du groß bist?

„Aschenkübelmann!“, hat Peter gestrahlt; es wurde ja mit Kohle geheizt und die Asche landete in Kübeln, die jede Woche von den Müllwerkern geleert wurden. Die Aschenkübelmänner durften sich immer schmutzig

machen, ohne ausgeschimpft zu werden, und kriegten auch noch Geld dafür! Was für ein schöner Beruf.

Peter beäugt die Menschen, beobachtet und überlegt. Dass zwei Menschen sich gegenseitig auf den Mund küssen, das geht ja gar nicht, eigentlich. Da sind doch beide Nasen im Wege!

Als er eines Tages aus dem Fenster sieht, stellt er etwas Merkwürdiges fest. Alle Menschen auf der Straße schlenkern beim Gehen mit den Armen! Wenn sie etwas tragen, ein volles Einkaufsnetz beispielsweise, schlenkert nur der eine Arm. Dieses Armeschlenkern sieht bescheuert aus, wie eine, na, das Wort kennt er nicht: wie eine Zwangshandlung. Kuck mal da drüben, die Frau Schmidt, die immer so vornehm tut: *schlenker-schlenker*, oder hier, der zackige SA-Mann: *schlenker-schlenker-schlenker-schlenker* ... Das ist doch total albern! Peter lacht sich kringelig. Er geht nach draußen und schlenkert nicht mehr, lässt beide Arme lose am Körper hängen. Aber nicht lange. Er fällt auf. Und überhaupt: es strengt ziemlich an.

Geschichten. Peter liebt Geschichten. Als ich noch junges Mädchen war – erzählt Mutti oft ...

„Als ich noch junges Mädchen war, habe ich bei einem Zahnarzt gearbeitet, der hieß Strauß und war Jude. Wenn dessen Frau sich von ihm behandeln lassen musste, flehte sie immer: ‚Gustav, Gustav, tu mir bitte nicht weh!', aber er herrschte sie an: ‚Reiß dein Maul auf!'"

Welch ein Grobian! Ja. Ein jüdischer Grobian.

Ich glaube, Vati ist auch ein Grobian, nur nicht so jüdisch. Mutti sagt oft zu Vati: „Sei doch nicht so flotzig!" Das ist plattdeutsch, aber das weiß sie nicht,

sonst würde sie sich anders ausdrücken. Plattdeutsch wurde bei euch in Moorburg gesprochen, ich weiß, Helmut, aber wir wohnen doch nicht im Dorf! Also lass das bitte, wie soll der Junge sonst richtig Deutsch lernen?

10. 5 UHR 45

Zu Beginn des Jahres 1939 scheint es noch ein weiter Weg bis zum historischen Zeitpunkt „5 Uhr 45“ am 1. September, jener Lüge, nach der Hitler angeblich zurückschießen ließ, tatsächlich aber das kleine Polen überfiel und damit den Beginn des Zweiten Weltkriegs auslöste. Doch wie blauäugig sind die Menschen? Fürchtet niemand einen neuerlichen Krieg?

Ende Januar 1939 findet in Hamburg erneut eine große Luftschutz-Übung statt. Am 14. Februar läuft hier die „Bismarck“ vom Stapel, das größte Schlachtschiff der Welt. Umjubelter Besucher anlässlich der Taufe ist Adolf Hitler. Am 15.März lässt er die Wehrmacht in Prag einmarschieren und proklamiert das Protektorat Böhmen und Mähren, und irgendwo tauchen in der Erinnerung von Peter Littich Namen wie Chamberlain, Daladier oder auch Beneš auf, aber sonst? Was hat der Junge damals mitgekriegt? Er war ziemlich unbedarft. Er hat von der Freien Stadt Danzig gehört und vom polnischen Korridor, aber einen Korridor hatten die Littichs in ihrer Wohnung schließlich auch.

Lasst den Jungen erst mal richtig Lesen und Schreiben lernen! „Rauf, runter, rauf – Pünktchen obendrauf!“ Eine ganze Schiefertafel voll kleiner i, schön geschrieben in deutscher Sütterlin-Schrift. Bald aber schreibst du schon auf Papier und mit Tinte; du tauchst die Redisfeder ein, ohne zu klecksen… meistens. Noch ist das Papier weiß und glatt, dass es gelblich ist und man so leicht darin festhakt mit der Schreibfeder – was Peter lebhaft in Erinnerung bleibt – , das kommt erst viel später, Junge, mitten im Krieg. Da durftet ihr Schüler längst nicht mehr die deutsche Schrift verwenden,

sondern nur die lateinische (obgleich die doch *nicht* deutsch ist!), und ihr durftet auch nicht mehr „Komma“ und „Semikolon“ sagen, sondern „Beistrich“ und „Strichpunkt“. Deutscher ging's nicht.

Genug davon. Noch leben wir im Frieden.

Natürlich wurde Peter zu Ostern in die 2. Klasse versetzt, etwas anderes kam gar nicht infrage. Neu in der Klasse ist Emil. Er überragt alle anderen mindestens um Haupteslänge, muss aber bald darauf in die Doofenschule wechseln und bleibt für immer verschwunden.

Etwas anderes scheint wichtig, geschieht mehr als ein-, zweimal und bleibt haften: Die Schüler werden aufgefordert, ihren Namen zu nennen, ihre Religionszugehörigkeit und den Beruf des Vaters (berufstätige Mütter waren nie gefragt). „Evangelisch-lutheerisch“, sagt Peter, betont die vorletzte Silbe, wie man es ihm beigebracht hat, und, mit stolzgeschwelltem Brüstchen: „Staatsangestellter“.

Ein Staatsangestellter muss etwas Besonderes sein, mindestens so prima wie der Vater von Klaus, der ein Schupo ist, „ein hohes Tier“ bei der Polizei. Oswalds Vater ist Zahnarzt, aber nur Dentist, sagt Helene verächtlich, und der Papa von Max hat eine Weinhandlung. Lauter wohlhabende Familien, mit deren Söhnen Peter von jetzt an befreundet ist, nur mit Oswald nicht so richtig. Sie laden sich gegenseitig zum Geburtstag ein, alle wohnen nahe beieinander. Beim ersten Mal, als der Klaus Geburtstag hat, geht Helene noch mit, um Peter hinzubringen, sie möchte die Mutter von Klaus kennenlernen, sagt sie. Peter staunt über die dicken Teppiche im Wohnzimmer, echte Perser, sagt

Mutti, die sind so was von teuer, und die Möbel alle massiv Eiche.

Am eindrucksvollsten ist ein breites Wandbild, das im Wohnzimmer hängt und im Profil übergroß drei naturgetreu gezeichnete Köpfe berühmter Männer zeigt: hinten prangt Friedrich der Große, in der Mitte Bismarck, und vorne (natürlich vorne!) unser Führer. Unter dem Bild steht – das kann Peter jetzt schon lesen: *Die drei größten Deutschen.*

„Na", meint Helene Littich leise, „das soll sich erst noch herausstellen."

Wie bitte? Das ist ja – ! Wie kann sie so was sagen? Da müsste man doch sofort – ! Aber Peter schweigt lieber. Er hat das Gefühl, dass sie sonst Ärger kriegen würde. Draußen ist schlechtes Wetter, deshalb müssen die Kinder drinnen spielen. Weil Klaus noch eine etwas jüngere Schwester hat, spielen sie gemeinsam Topfschlagen, Blindekuh und „Spitz pass auf". Die Mutter von Klaus schummelt, damit ihr Sohn den ersten Preis kriegt, aber sie ist eigentlich doch ganz natürlich, die Frau, erzählt Mutti später zu Hause, „das soll man gar nicht denken."

Peter denkt, dass die Mutter von Klaus eine falsche Schlange ist, doch der Vater ist schlimmer. Als der erscheint, direkt nach dem Dienst, in Uniform zackig, zackig, dann aber – ganz Herr der Situation, gelernt ist gelernt! – spontan umschaltet auf extrem wohlwollend-kindlich-kindisch und sich klein macht, körperlich, und furchtbar lustig tut, fängt Peter einen liebevoll stolzen Blick von dessen Frau auf, die ihren menschelnden Gatten bewundert. Auweia! Mit diesem Schupo möchte er nicht aneinander geraten. An dem

ist nichts, aber auch gar nichts echt. Er muss an den Spruch denken (die Gesten spart er sich): Schuh, Po, Hals, Maul – „Schupo, halt's Maul!"

Bald darauf hat Max Geburtstag. Max hat ein rotes Schuco-Auto mit Fernsteuerung gekriegt. Was das wohl gekostet hat? Alle wollen damit spielen, nur Peter nicht.

„Das ist ein Mercedes! Genauso einen fuhr der berühmte Rennfahrer Bernd Rosemeyer!", behauptet Max. „So einen?", fragt Klaus skeptisch. „Na ja", druckst Max, „vielleicht so ähnlich. Jedenfalls war es ein Mercedes. Aber wir haben einen Adler. – Was? Ach, Quatsch, Peter! Das ist kein Vogel, sondern ein Auto, wie Mercedes und Horch oder DKW und so. Kennste doch!"

„Na klar", nickt Peter schnell. Er hat überhaupt keine Ahnung, und es interessiert ihn auch nicht. Als die Klassenkameraden eines Tages zu ihm kommen, zu seinem Geburtstag, kramt er seine Eisenbahn hervor, die Schienen, die Lok, die Wagen, und obendrein die Bleisoldaten und die Indianerfiguren. Er staunt, wie die Jungs die Schienen zusammensetzen und sich mit seinen Spielsachen begeistern. Beim ihm liegt das sonst alles im Schrank.

Gedruckt

Peters Welt sind die Bücher und alles, was gedruckt ist und was man lesen kann, selbst wenn es Schilder sind. BETTELN UND HAUSIEREN VERBOTEN! Oder: *Das Spielen und der Aufenthalt von Kindern auf dem Hof und in der Durchfahrt ist verboten.* In Telefonzellen: *Nimm Rücksicht auf Wartende. Fasse dich kurz.* Und in der

Straßenbahn: *Linke Hand am linken Griff* sowie: *Beim Niesen, Husten, Spucken bediene Dich des Taschentuches.* – Eklig.

Peter darf auch schon mal, in einem Umschlag, die Miete zu Herrn Devis bringen. Herr Devis ist der Hauswirt und wohnt eine Etage über Littichs, links, auf der anderen Seite. Er ist schon über achtzig, aber trotzdem ziemlich freundlich. Peter bekommt eine Quittung und einen Bonbon. An der Wand im Flur hängt ein eingerahmter Geldschein. *Eine Milliarde* steht da drauf, und darunter: *Wenn ich dich seh, dann muss ich weinen.*

„Der stammt aus der Inflationszeit", erklärt Herr Devis. „Neunzehnhundertdreiundzwanzig. Da warst du noch nicht auf der Welt, mein Junge. Eine Milliarde – das war damals überhaupt nichts wert. Gar nicht zu vergleichen mit der Reichsmark heute, verstehst du? Viele Leute haben zu der Zeit ihr gesamtes Vermögen verloren. So was kann heute Gott sei Dank nicht mehr passieren."

Ein Segen, dass wir unseren Führer haben!

Herr Devis und seine Frau – das ist die, die beim Einzug zu Helmut gesagt hat: „Herr Littich, sind Sie auch im BDM[1] oder so?", weil sie sich so anstellt mit ihrer gebohnerten Treppe im Haus und jedes Mal hinterher poliert, sobald jemand kommt oder geht, sie hängt ständig am Spion in ihrer Tür – also Herr und Frau Devis haben ihr Vermögen bestimmt retten können, denn denen gehört ja das ganze Haus und sogar die Schlachterei im Parterre, wo ihr Sohn Erich der Chef ist.

[1] BDM: Bund deutscher Mädel, Pendant zur männlichen Hitlerjugend

Im Flur ihrer Wohnung hängt eine Urkunde: *Gold gab ich für Eisen.* Was heißt denn das nun wieder? Mit dem Gold wurde Eisen gekauft, um Kanonen daraus zu bauen, aha. Nein, mit der Inflation hat das nichts zu tun, sondern mit dem Ersten Weltkrieg.

„Aber ich denke, den hat Deutschland verloren?"

„Nun geh man schön spielen, mein Junge."

Gold? Mutti hat eine goldene Armbanduhr, Vati auch, aber die ist nicht echt. Talmi, sagt Mutti. Trotzdem würden Peters Eltern die Uhren nicht weggeben. Auch nicht für den Führer, nie im Leben.

Eisen scheint aber wichtig zu sein im Krieg, wichtiger noch als Butter. Eisen braucht man für Kanonen. Mit Kanonen kann man sich wehren, mit Butter aber nicht. [NS-Zeitung „Völkischer Beobachter", im März 1937.]

Es dauert noch einige Monate, doch eines schönen Tages werden die Schmiedeeisengitter ausgegraben und abgeholt. Die standen vor dem Haus, das Herrn Devis gehört und in dem auch die Littichs wohnen, und hatten den kleinen Vorgarten umzäunt. Im Krieg muss man Opfer bringen für Führer, Volk und Vaterland, das ist klar. Kommunisten geben nichts, die haben hier nichts verloren, und die Juden sollen am besten ganz verschwinden. Weil die unser Unglück sind, das sagen alle.

Also ist das auch klar. Jüdische Ärzte haben inzwischen Berufsverbot. Das muss doch einen Grund haben! Ab 17. Januar 1939 gilt das nun auch für Zahnärzte und Tierärzte, sogar für jüdische Apotheker.

Juden dürfen abends nach 20 Uhr auch nicht mehr ausgehen, im Sommer erst nach 21 Uhr; das ist doch

menschlich, irgendwie. Aber sie müssen ihre Radios abgeben, sonst werden sie bestraft.

Die Littichs haben damit nichts zu tun. Absolut nichts! Man kümmert sich nicht um die Juden in der Nachbarschaft. Niemand tut das. Machen kann man ja doch nichts für die, selbst wenn man das wollte. Will das überhaupt jemand?

Die Hauptsache ist doch, dass alles friedlich bleibt.

•

Peter hat haufenweise Spielsachen, interessiert sich aber weder für die Bauklötze noch für seine Eisenbahn und lässt die Indianerfiguren ebenso links liegen wie die Bleisoldaten. Wirklich begeistert ist er nur von Büchern; Bücher sind sein Ein und Alles. Ist das noch normal?

Seine Eltern versuchen, auf ihn einzuwirken, und da es der Spielzeugindustrie gelungen ist, kleine Soldatenfiguren aus Kunststoff herzustellen, fast naturgetreu und farbig bemalt („Da hätte man ja selbst noch Freude dran!"), bekommt er den teuren „Führer mit Grußarm" zum Geburtstag – einen Mini-Hitler, sieben Zentimeter hoch, stehend, in Parteiuniform, mit beweglichem Grußarm (wird heutzutage im Militaria-Handel für über 100 Euro angeboten). Adolf Hitlers Heil-Hitler-Grußarm kann man ganz nach hinten drehen, rundherum, immer wieder! Hitler mit Dreharm. Lächerlich, mein Führer. Peter wundert sich, dass der das erlaubt hat. Aber vielleicht weiß er davon gar nichts. Obwohl … Eigentlich weiß unser Führer ja alles. Adolf Hitler spricht sogar mit Gott, glaubt Peter. „Die Vorrrsehung", nennt das der Führer. Es soll wohl geheim bleiben, dass das der liebe Gott ist.

Weil der Junge so gut ist in der Schule, bringt Vati seinem Petermann aus dem Spielzeugladen eine Figuren-Gruppe mit. Zwei Soldaten tragen in ihrer Mitte einen dritten, der verwundet ist; er kann nicht mehr laufen und trägt einen blutdurchtränkten Kopfverband. Peter tut so, als würde er sich freuen über das Geschenk, denn die Soldatengruppe war sicher recht teuer.

Aber spielen tut er damit nicht. Stattdessen liest er lieber.

Eines seiner ersten Bücher ist „Der Struwwelpeter". Es läuft ihm kalt über den Rücken, als er sehen und lesen muss, wie dem Daumenlutscher, der es nicht lassen kann, vom „Schneider mit der Scher'" die Daumen abgeschnitten werden. Ob ihm das auch passieren könnte?

Peter liest, was an den Litfaßsäulen steht, die überall in der Stadt zu finden sind. Kino-Reklame, Bekanntmachungen, Veranstaltungen, Suchmeldungen der Polizei. Und dann gibt es noch die schmalen grünen Säulen, „Persil", mit der jungen Dame in dem langen weißen Kleid, oder das Blechschild mit dem Baby, „Persil *gepflegt*". Sprüche fallen ihm auf: *Kampf dem Verderb*, und auf den Papiertüten beim Krämer *Esst mehr Obst, und ihr bleibt gesund!* Das alles ist kurz und knapp; interessanter als die Märchen mit dem stupiden Anfang „Es war einmal" und dem unglaubwürdigen Ende: „Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute."

Helmut fördert auch das Lesen seines Sohnes und schenkt ihm Bücher. „Gullivers Reisen", „Lederstrumpf", „Robinson Crusoe", „Max und Moritz" sowie, in späterer Zeit, tendenzielle Titel: „Götter- und

Heldensagen“, „Zwei Jungen im Burnus“ und „Raubstaat England“. Als er größer ist, darf er schon mal das große Wilhelm-Busch-Album zur Hand nehmen, aus dem Helmut ihm oft vorgelesen hat, aber vorsichtig, Junge, keine Ecken umknicken, hörst du, keine Eselsohren, nichts einreißen!

Ja, Vati. Nein, Vati.

Peter wird selbstständiger, auch etwas selbstbewusster. Verträumt ist er nach wie vor, aber aufs Lesen geradezu versessen. Alles andere kümmert ihn wenig, und wenn er ermahnt wird, gibt er Widerworte. Richtig ungezogen! Helene weiß sich manchmal nicht anders zu helfen, als ihn mit Leseverbot zu bestrafen – in ihren Augen ein probates Mittel, den blassen Stubenhocker zu zwingen, nach draußen an die frische Luft zu gehen. Ohne Buch, versteht sich.

Wenn der Junge aber zu Hause nicht lesen darf, dann doch wenigstens in der Schule! Natürlich heimlich eingesteckt und heimlich gelesen das Buch, während des Unterrichts, unter der Bank.

Ist dies, die Heimlichtuerei, ein Charakterzug von ihm, oder haben die Umstände diese Tendenz gefördert? Was bekommt ein Kind mit von seinen Eltern, im Aussehen, mehr aber noch im Wesen? Wie viel Ähnlichkeit zeigt sich, welche Unterschiede werden sichtbar? Sprachliches Talent hat Peter wohl von beiden; von seiner Mutter mehr noch als von seinem Vater. Helenes mathematische Begabung hingegen („Hast du daheim eigene Bücher?“, haben die Mathe-Lehrer sie gefragt) – vermutlich ein Erbe des Eisenbahn-Oberingenieur-Großvaters – hat er nicht, und auch nicht das bis ins hohe Alter volle, leicht wellige

Haar seines Vaters. Peter hat die kleinen Gliedmaßen geerbt von der Mutter; doch die Zärtlichkeit seiner Fummelhände ist erlernt, während des Vaters Hände naturbegabt sind. Der hat nicht nur den „grünen Daumen", wenn es um Gartenpflanzen oder um Kakteen geht, sondern er hat noch eine andere Begabung. Eine alte Nachbarin, die unter unerträglichen Rückenschmerzen leidet, massiert Helmut Littich mehrfach und lindert ihre Qualen – derselbe Vater, der seinen kleinen Jungen halbtot geprügelt hat.

> Aber wer bin ich, dass ich unentwegt urteile und verurteile? Bin ich, charakterlich, „besser" als meine Eltern?
>
> Besser nicht. Ähnlich ja. Und doch ganz anders.

•

Lehrer Deckert bleibt dabei (vermutlich auf Anweisung): Alle Schüler müssen ihre Plätze zu Beginn des neuen Schuljahres in alphabetischer Reihenfolge einnehmen. Wer gute Antworten gibt, tauscht den Platz mit seinem Nachbarn. Peter schafft es schnell, nicht nur Glissmann zu überflügeln. Bald sitzt er „oben" auf dem ersten Platz aller Bankreihen. Emil säße jetzt vermutlich da, wo Herr Deckert oft steht, ganz vorne vor dem Pult, damit der ihn besser im Griff hat, aber Emil ist ja in der Dummenschule.

Ein Fach heißt „Singen", und da muss jeder etwas vorsingen, am besten sein Lieblingslied. Peter legt los:

„Jung Siegfried war ein stolzer Knab',
ging von des Vaters Burg herab ..."

Er weiß, dass solch ein Heldenlied gut ankommt. Dieser Siegfried würde er selbst gern sein. Peter hat eine gute Stimme und bekommt seine Eins.

Gesungen wird in dieser Zeit bei allen möglichen Gelegenheiten – in erster Linie natürlich bei Gedenktagen. Ein Erlass des Reichsinnenministers Frick verlangt bereits seit 1934: *Zu Beginn der Schule nach allen Ferien und zum Schulabschluß vor allen Ferien hat eine Flaggenehrung vor der gesamten Schülerschaft durch Hissen bzw. Niederholen der Reichsfahnen unter dem Singen einer Strophe des Deutschland- und Horst-Wessel-Liedes stattzufinden.*

Von Staats wegen verordnetes Singen für Deutschland. Mit Flaggenehrung. Hat die Flagge etwas Heldenhaftes vollbracht? Junge, das verstehst du nicht. Wir Schüler stehen in Reihen neben- und hintereinander und singen mit hoch erhobenem Heil-Hitler-Arm. Peter hat schnell spitz, dass er sich zumindest in die zweite Reihe stellt, nie in die erste. Beim Deutschland-Lied kann er seinen Heil-Hitler-Arm noch oben halten, doch beim folgenden Horst-Wessel-Lied „Die Fahne hoch" schafft er das nicht mehr und legt ihn heimlich bei seinem Vordermann auf der Schulter ab.

Im Fahne-hoch-Lied, das ist sozusagen die zweite Staatshymne, kommt eine Stelle vor, die, rhythmisch gesungen, voll daneben ist und deren Text Peter nicht versteht:

„Kameraden, die Rotfront und Reaktion erschossen,
marschier'n im Geist in unsern Reihen mit."

Redaktion? Nein nein, Junge: Re-ak-tion. Reaktion worauf? Und welche Kameraden marschieren im Geiste mit? Die leben doch noch, wenn sie es waren, die Rotfront und Reaktion erschossen haben! Oder war das umgekehrt? Wer war überhaupt „Rotfront"? Die Kommunisten, ach so. Und was heißt „Reaktion"?

Keine Ahnung. Frag nicht so viel.

Man hinterfragt das nicht. Wenn es alle mitsingen, wird das wohl richtig sein. Wer weiß denn schon, dass damit die konservativen und monarchistischen Kräfte des Bürgertums gemeint sind, gegen die sich die SA ursprünglich abgrenzte! Und auch die Anspielung auf den Hitlerputsch von 1923 verstehen damals wohl nur wenige – der kleine Peter sowieso nicht. Er weiß nur, dass der Nazi-Held Horst Wessel – „Peter! Nazi sagt man nicht!" – also dass der ein nationalsozialistischer junger SA-Mann gewesen ist, der von Kommunisten ermordet wurde. Was er nicht weiß: Dass Wessel seinerseits Linke und Schupos zusammengeschlagen hat. Aber das war ja in Ordnung, vor allem, was die Kommunisten betraf. Die haben doch die ganzen Saalschlachten angezettelt – oder etwa nicht?

Die Deutschen – wir Deutschen waren zu jener Zeit längst hinters Licht geführt worden, die meisten wie ahnungslose Schafe, die sich in naher Zukunft willig zur Schlachtbank führen lassen werden.

Führergeburtstagsvorabend

"Nun gut, wenn England den Krieg will, so soll es ihn haben ... Und es wird ein Zerstörungskrieg werden, wie keine Phantasie ihn sich ausmalen kann." Sagte: Wer? Der Führer und Reichskanzler Adolf Hitler. Zum Außenminister Rumäniens. In Berlin. Am 19. April 1939.

(Bezug: Die britische Garantie für Polen.)

Ist diese Aussage seinerzeit in der Presse erschienen? Vermutlich. Das friedliebende Großdeutschland lässt

sich nämlich nichts mehr gefallen und spannt schon mal die Muskeln an.

Heute indessen, am Mittwoch, an eben jenem 19. April 1939, geht es doch wirklich um etwas Friedliches, und das passt zu diesem Tag, der viel zu warm ist für die Jahreszeit. Darüber hinaus aber wäre nichts Erwähnenswertes zu berichten. Eigentlich ein unwichtiger Tag, wie man so sagt.

Unwichtig? Im Gegenteil! Ganz Harburg – , ach was: Das ganze Reich putzt sich heraus, als gelte es, die Wiedergeburt Jesu zu feiern. Deutschland ist trunken vor Freude, es taumelt einem Verherrlichungsrausch entgegen, wie es ihn nie zuvor gegeben hat. Der Anlass? Aber das weiß doch jedes Kind! ER, Gottvater persönlich, nein, Adolf Hitler wird morgen fünfzig! Er sieht sich ja auch wirklich als den „von der Vorrrsehung" Auserwählten. Und so schmückt sich denn ganz Großdeutschland, unser Hakenkreuz- und Führerland, für den Unvergleichlichen. Solch ein Fahnenmeer, ein solch gewaltiger Hakenkreuzfahnen-Ozean ist einzigartig, einmalig auf der Welt! Das muss man erlebt haben, um es glauben zu können. Grandios! Unfassbar!

Die Littichs machen sich am Abend auf, um mit eigenen Augen zu sehen, wie Harburg sich im Zentrum präsentiert. Peter darf mitkommen. Gibt es überhaupt irgendein Fenster ohne Hakenkreuzfahne, irgendein Haus, eine Straße ohne festliche Girlande? Und die Fahnen, riesig groß, blähen allüberall im Winde, als habe sich eine nationalsozialistische Sintflut ergossen.

Der Volksgenossinnen- und Volksgenossen-Führer ist auf dem Höhepunkt seiner Beliebtheit.

Alle, wirklich alle himmeln den Führer an. Bezweifelt das jemand? Kein Schaufenster zeigt sich ohne Hitlerbild, kein einziges! Mittelgroß, größer und übergroß, meistens nur der Kopf mit staatsmännisch-ernstem Blick, der Rahmen häufig lorbeerbekränzt. Auch Nachdrucke von Gemälden zeigen ihn, wunderbar pathetisch posierend. Das schönste, eindrucksvollste Großbildfoto protztprangt bei Foto-Flink. Es ist nicht schwarz-weiß, sondern farbig! Vermutlich handkoloriert. Erhaben. Ergreifend. Hitler. Hitler von vorn? Wenn du daran vorbeigehst, scheint dein Führer dich anzusehen. Geh nach links, geh nach rechts: Seine Augen folgen dir, verfolgen dich.

Helmut hat das entdeckt. Ein fremdes Ehepaar probiert es auch aus. Man nickt einander zu; ein stummer, stolzer Moment vollkommenen Einverstandenseins, hautnah spürbar, und doch unsagbar: „Unser Führer. Den macht uns keiner nach!“ Unvergesslich. Adolf Hitler kann stolz auf sich sein.

Fünfzig, denkt Peter, der Führer wird fünfzig Jahre alt. Peters Vater wird achtunddreißig. Nicht auszudenken, wenn Adolf Hitler etwas zustoßen und er womöglich sterben würde. Das wäre ganz, ganz furchtbar! Was sollten wir ohne ihn nur machen?

Die drei Littichs wandern noch ein Stück aus der Innenstadt heraus, bis zu den Phoenix Gummiwerken. Dort gegenüber, in den Seitenstraßen, wohnen ärmere Leute. Arbeiter, die bei der Phoenix ihr Brot verdienen. Kommunisten? Wahrscheinlich. Denn hier zeigt sich ein unglaublicher Gegensatz: Nur aus ganz wenigen Fenstern ragen Hakenkreuzfähnchen ins Freie. Das sieht aus, als würden sie sich schämen. Es sind wirklich nur Fähnchen, man muss das so deutlich

sagen, die allerkleinsten Papierfähnchen an Holzstöckchen, die es gibt. Unerhört!

„Na, lass man", sagt Helmut Littich und reckt sich, „die kommen auch noch dran."

Auf einmal überläuft es Peter eiskalt.

„Junge, du hast ja Gänsehaut!", erschrickt sich Helene. „Komm, zieh schnell die Jacke über. Es ist frisch geworden."

Aber das stimmt doch gar nicht!

•

Ein langer Spaziergang. Peter ist froh, als er schließlich mit seinen Eltern wieder zu Hause ist. Am Tag darauf, Hitlers eigentlichem Geburtstag, haben alle frei. Deutschland feiert! Die Straßen sind voller Menschen, die meisten in Uniform. SA, SS, HJ, BDM, Parteigrößen, Soldaten, Schützenvereine. Peter mittendrin, und doch abgedrängt: ein Kind, das keine Uniform trägt, eine Randfigur. Marschmusik ertönt. Gesang. Alle sind fasziniert, freudig erregt bis zum Verzücktsein, und doch war die dekorierte Stille gestern irgendwie … bewegender, feierlicher, findet Peter. Als auf dem Hermann-Göring-Platz die markigen Reden beginnen, geht er nach Hause. Solche Reden sind langweilig. Führergeburtstag – das ist doch der Höhepunkt! Der muss doch noch viel schöner und größer sein als gestern!

Ja, Peter, das ist er auch. *„Der Führer wird vom Volk gefeiert, wie nie sonst ein sterblicher Mensch gefeiert worden ist"*, notiert Reichspropagandaminister Joseph Goebbels, der alles arrangiert hat. Das war aber nicht hier, sondern in Berlin, Peter, wo unser Führer wohnt, verstehst du? Da haben ihm die begeisterten Menschen gestern Abend sogar einen Fackelzug gebracht.

„Einen Fackelzug?“

Den Jungen beschleicht ein unbehagliches Gefühl. Er hat das Bild des SA-Trupps vor Augen, der am Abend des 10. November 1938 durch die Eißendorfer Straße zur Synagoge marschierte, mit seinem Vater an der Spitze, und er muss an dessen Worte denken: „Die kommen auch noch dran.“ Die Juden waren ja schon dran, mit ihrer Kirche. Doch es gibt ja auch noch andere Leute, die gegen unseren Führer sind. Die Kommunisten von gegenüber der Phoenix, zum Beispiel. Oder unseren Schuster, den Sozi, der so komisch grüßt. Was mag aus denen werden, wenn die mal dran sind?

Bomben

So enttäuscht Peter auch sein mag von der Feier zum 50. Geburtstag, das Datum 20. April kann er nie vergessen. 1942, als er in die Hitlerjugend kommt, muss er, wie alle Pimpfe, den Lebenslauf des Führers auswendig lernen. (Es ist nur der „kleine“ Lebenslauf, die 14-jährigen Hitlerjungs müssen den „großen“ beherrschen, der weitaus umfangreicher ist.)

> *„Unser Führer Adolf Hitler, geboren am 20. April 1889 in Braunau am Inn …“*

Das bleibt haften. Lebenslang.

An den 23. August 1938 aber erinnert sich Peter Littich überhaupt nicht, auch später nicht. Dabei ist doch der an diesem Tag beschlossene Nichtangriffspakt zwischen Hitler und Stalin, politisch gesehen, von herausragender Bedeutung! Große Teile der Vereinbarung – der Beschluss, England zu vernichten und sich halb Polen einzuverleiben, „brüderlich geteilt“ – bleiben

zwar geheim, doch dieser Pakt beinhaltet ja weitaus mehr, und das ist, später nachgelesen, sogleich wieder präsent: Stalin und die Sowjets, die doch Kommunisten sind, sollen plötzlich Deutschlands Freunde sein! Oder zumindest Bundesgenossen. Das ist doch rätselhaft! Das versteht nicht mal Peters Vater.

„Das ist vermutlich höhere Politik, Helene", sagt er und zuckt die Achseln. „Jedenfalls will Hitler keinen Krieg, das ist ja wohl klar."

Der Monat August geht vorüber, und mit ihm stirbt die Hoffnung. Das Ereignis tritt ein, das wenige ersehnt und viele befürchtet haben: Freitag, der 1. September 1939. Kriegsbeginn. Gerade mal fünfundzwanzig Jahre sind vorüber, nur ein Wimpernschlag der Geschichte trennt uns von der Katastrophe des Ersten Weltkriegs. Damals, 1914, sind die Menschen hierzulande begeistert gewesen und haben die marschierenden Soldaten, die „zu Felde zogen", jubelnd an den Zug gebracht, haben sie, begleitet von zackiger Marschmusik, mit Blumen und Küssen verabschiedet und einander versichert: Weihnachten sehen wir uns wieder, dann ist der Krieg zu Ende.

So hat man es erzählt, so ist es berichtet worden überall, auch in der Schule. Und jetzt? Und heute? Wo sind die Blumensträuße, wo bleiben die Jubelrufe, warum schreit keiner Hurra?

Oder wenigstens Heil Hitler?

Nichts von alledem. Die Stimmung ist gedrückt. Doch der historische Tag gräbt sich ein in Hirn und Herz. Abrufbar aus tiefen Regionen des Erinnerns: die KRIEGSERKLÄRUNG. Gehört – intensiv gehört und am nächsten Tag nachgelesen: Hitlers Rede vor dem

Reichstag. Dabei erklärt er gar nicht den Krieg. Muss man ja auch nicht. Wenn es regnet, dann regnet es. Dafür braucht man keine Erklärung. Und den Krieg haben wir ja nicht angefangen, sondern nur zurückgeschossen.

Vieles hat Peter Littich damals noch nicht verstanden. Versailler Vertrag, zum Beispiel. Oder die Sache mit Danzig. Doch was meinte unser Führer, als er sagte, er wolle *„nichts anderes jetzt sein, als der erste Soldat des deutschen Reiches“*? Adolf Hitler ein einfacher Soldat? Geht das überhaupt? Er war doch im Ersten Weltkrieg Gefreiter! Und weiter: *„Ich habe damit wieder jenen Rock angezogen, der mir einst selbst der heiligste und teuerste war. Ich werde ihn nur ausziehen nach dem Sieg, oder ich werde dieses Ende nicht erleben!“* Einen Rock will er anziehen? Er ist doch keine Frau! Ach, Peter. Er spricht vom Waffenrock, das weißt du doch. Aber den „heiligsten und teuersten“ will er „nur ausziehen nach dem Sieg“? Na, hoffentlich – der Gedanke ist da – hoffentlich hat er einen zweiten zum Wechseln. Der Führer scheint aber auch nicht auszuschließen, dass Deutschland den Krieg verliert. Entsetzlich! Warum fängt er ihn dann überhaupt an? *„Polen“*, behauptet er weiter, *„hat nun heute Nacht zum ersten Mal auf unserem eigenen Territorium auch durch reguläre Soldaten geschossen.“* Ach ja? Das kleine Polen greift Großdeutschland an? Die müssen verrückt sein, die Polen!

Hat Peter, der Kindskopf, wirklich solch schlaue Gedanken gehabt? Er hat mit niemandem darüber gesprochen, damals. „Kinder haben den Mund –“ schon gut. Am Nachhaltigsten von Hitlers Rede blieben drei Sätze im Gedächtnis, als seien sie eingemeißelt:

Seit 5 Uhr 45 wird jetzt zurückgeschossen!
Und von jetzt ab wird Bombe mit Bombe vergolten!
Wer mit Gift kämpft, wird mit Giftgas bekämpft!

Bomben. Giftgas. Peter Littich, der kleine Achtjährige, der doch um vieles älter und verständiger ist, hört das, liest es nach, ängstigt sich und traut sich doch nicht, seine Ängste zu benennen, irgendjemanden zu fragen, mit irgendjemandem zu reden. Wen soll er ansprechen? Und wie? „Haben Sie auch Angst?", zu einem Erwachsenen, „Was sagst du dazu?", zu einem Kind?

Ein Krieg, ob mit oder ohne Erklärung, ist furchtbar; es ist die schlimmste Sachlage, die es gibt. Sie sollte, auch und gerade für Kinder, begreifbar sein, müsste von Rechts wegen verständlich gemacht werden mit allen entsetzlichen Folgerungen … Ein frommer Wunsch. (Nicht nur im nationalsozialistischen Großdeutschland.) In Peter Littichs Elternhaus undenkbar. Man will ja auch das Kind nicht beunruhigen! Und so bleibt Peter allein mit dem nicht erklärten Krieg – und nicht nur damit. *Gemeinnutz geht vor Eigennutz* und *Kampf dem Verderb!*, solche Sprüche versteht er. Aber was bedeutet *Du bist nichts, dein Volk ist alles!*? Wieso ist er ein Nichts? Wie? Ist er denn gar nichts? Bedenklich, wenngleich unabänderlich: Solche staatlichen Phrasen werden ergänzt durch private Regeln, die zu befolgen sind. *Frag nicht soviel* und *Sei nicht so neugierig*, gekrönt von: *Kinder haben den Mund zu halten. Kinder haben nur zu reden, wenn sie gefragt werden.*

Brav musst du sein hierzulande, auch als Erwachsener, das ist klar. Deine Eltern, Kleiner, wären nie auf die Idee gekommen, einen sogenannten Feindsender

abzuhören. Deutsch sein heißt für sie und alle anderen folgsamen Volksgenossen: *Ein* Radio. *Eine* Zeitung. *Eine* Partei. *Ein* Führer. Alles gleich und gleich und gleich und gleichgeschaltet. *Rechts um! Im Gleichschritt – marsch!*

So könnte man das sagen. Sollte man? Lieber nicht. Wir schreiben das Jahr 1939. Der Einheitsbrei wird gelöffelt, doch die Konsequenz wird noch nicht wahrgenommen.

•

Als der Junge wieder mal Omi Fellner besucht, findet er in ihrem Keller eine leere alte Flasche. Die könnte man doch füllen, nach dem Krieg, mit Sekt oder so, und dann anstoßen auf den Frieden. Vielleicht dürfte er das dann auch, gemeinsam mit den Erwachsenen?

Er spült die Flasche aus und beklebt sie mit Schlagworten, die er aus der Zeitung ausschneidet. Möglichst schlimm sollen sie sein. Unfall, Gift, Wunden, Schande, Blut, Skandal, Gefecht, Mord … was er so findet. Aber es fehlt noch was, etwas Typisches. Ja, so was wie das hier: die Abbildung eines Totenkopfs! Den klebt er mitten auf die Flasche. Genau richtig!

Und vor dem Krieg hast du gar keine Angst, kleiner Mann?

„Angst? Ich doch nicht! Ich denke an später, wenn alles vorbei ist."

Dann werden sie gemeinsam darüber lachen. Omi und Peters Eltern werden sich wundern.

„Was denn, das hast du damals schon überlegt? Du hast dir den Frieden vorgestellt, den wir jetzt zusammen feiern, nachdem der grausame Krieg vorbei ist?

Also wirklich. Da denkt der Junge so weit voraus, und unsereins kriegt davon überhaupt nichts mit. Unglaublich. Prost, Peter!“

Ja, Prost. Nachdenklich betrachtet er die Flasche, ehe er sie irgendwo sorgfältig versteckt – zu sorgfältig; unauffindbar. Das macht aber nichts. (Ehrlich gesagt: Er hat später nie danach gesucht.)

•

Peter denkt unentwegt an die Kriegserklärung, die es so nie gegeben hat, auch durch die Polen nicht. Er kommt nicht davon los. Also Bombe wird mit Bombe vergolten? Peter weiß, wie eine Bombe aussieht. Eine große Bombe. Und er weiß auch, was sie anrichten kann. Die Littichs wohnen nicht weit ab vom Harburger Rathaus, und dort, auf dem großen Platz davor, steht eine nachgebaute Bombe zur Erinnerung an ein Bombardement aus dem Ersten Weltkrieg. Durch solch eine Bombe kamen 1916 in Karlsruhe 120 Menschen ums Leben, darunter 71 Kinder. Es war einer der ersten folgenreichen Luftangriffe, und er traf die deutsche Zivilbevölkerung. Das Mahnmal, wenn man es so nennen will, die Nachbildung dieser Bombe auf dem



Rathausmarkt, ist wohl drei bis vier Meter hoch. Peter ist oft daran vorbeigegangen. Jetzt sieht er sie mit anderen Augen. Ein Teufelsding!

Und Gas? Mit Gas wird geheizt. Mit Gas wird gekocht. Mit Gas wird … getötet? Gas ist ganz gefährlich, sagt Mutti immer. Man muss aufpassen, wenn man den Gashahn aufdreht und der Anzünder nicht gleich funktioniert. Dann riecht es richtig giftig. Giftgas sollen die Franzosen im Ersten Weltkrieg verwendet haben. Deutsche Soldaten seien damit grausam getötet worden, heißt es. Doch es waren deutsche Truppen, die am 22. April 1915 als Erste Chlorgas einsetzten. Aber das weiß Peter natürlich nicht. Und was ist mit seinen Eltern?

Am Abend liegt Peter lange wach. Er friert vor Angst und fühlt sich von Gott und der Welt verlassen. Doch das ist nicht das erste Mal, und ein deutscher Junge weint ja nicht.

Schlagartig

Ab sofort wird vieles anders. Grundsätzlich. Und schlagartig. Bereits am Tage der Kriegserklärung – nein, einen oder zwei Tage später war's, da gingen abends befehlsgemäß überall die Lichter aus. Keine Straßenlampen mehr. Keine Leuchtreklame, nichts! Unheimlich, diese Dunkelheit. In den Wohnungen müssen sämtliche Fenster verdunkelt werden; zuerst nehmen die Leute Wolldecken oder Pappe. Das ist ziemlich mühsam. Vor allen Dingen muss man von außen kucken, ob kein Lichtschein durchdringt, nicht der geringste! Spezielle Verdunklungsrollos aus schwarzem Papier gibt es erst später zu kaufen. Die werden aber schnell löchrig oder reißen ein.

Wehe, jemand schaltet das Licht an und hat vergessen zu verdunkeln.

„Licht aus!“

Fast ein Angstschrei, der da von der Straße her ins Wohnzimmer dringt.

Die Fenster in den Zügen und den Straßenbahnen werden blau übermalt, desgleichen bei den Autos die Scheinwerfer, oder sie werden abgeklebt bis auf einen schmalen Schlitz. Aber es fahren ja noch nicht so viele Autos, die meisten werden bald beschlagnahmt – und die übrigen dürfen nur noch für kriegswichtige Fahrten genutzt werden. Die Bäume an den Straßen erhalten weiße Markierungen; so sollen Unfälle vermieden werden. Wer jetzt bei Dunkelheit als Fußgänger unterwegs ist, muss vorsichtig sein. Es ist, als wollten alle Leute Verstecken spielen. „Hallo, such mich mal!“ Abenteuerlich. Peter wäre um ein Haar mit einem älteren Herrn zusammengestoßen. Dabei trugen sie beide eine phosphoreszierende Leuchtplakette am Revers ihrer Jacken, sicherheitshalber, aber kleiner als ein 5-Mark-Stück.

Wer gar nicht mehr auftaucht und sich wirklich versteckt – so scheint es jedenfalls –, das sind die Juden auf der Nachbarschaft in ihrem Häuschen. Abends können die schnell alles verdunkeln mit ihren grünen Fensterläden, die man einfach zuklappt. Aber die Bewohner gehen anscheinend überhaupt nicht mehr raus, denn ihre Fensterläden sind jetzt immer geschlossen, bei Tag und bei Nacht. Warum schotten die sich so ab, die Juden? Haben die was zu verbergen? Mauscheln die etwa im Dunkeln? Womit? Oder sind sie einfach zu faul, tagsüber die Läden zu öffnen?

Man macht sich ja so seine Gedanken, wissen Sie.

Und die Lebensmittel?

Die Zwangsrationierung erfolgt stufenweise, das Tempo ist atemberaubend. Fett, Fleisch, Butter, Milch, Käse, Zucker und Marmelade gibt es vom 1. September an nur noch auf Lebensmittelkarten – nein, halt: Die Ausgabe erfolgte bereits ab 28. August! Die Marken müssen also schon lange vorher gedruckt worden sein, vermutlich, während unser Führer sich noch um Frieden bemüht hat! Brot und Eier folgen ab 25. September. Mitte Oktober 1939 wird dann *für die nicht Uniform tragende Bevölkerung* die Rationierung von Textilien mittels einer "Reichskleiderkarte" eingeführt. Sie ist ein Jahr gültig; ihr Wert beträgt 100 Punkte. Ein Paar Strümpfe "kostet" beim Einkauf 4 Punkte, ein Pullover 25 Punkte, ein Damenkostüm 45 Punkte.

Fast alle Namen der Lebensmittelkarten beginnen mit „Reichs-". Den Begriff „Großdeutsche Reichs-" hat man vermieden; eine „Reichseierkarte" ist lächerlich genug, doch es lacht niemand. Ohne „Reichs" kommen die Raucherkarten aus, dafür mit dem Aufdruck „M" für Männer, gültig für 40 Zigaretten im Monat, und „F" für Frauen, gültig für 20 Zigaretten. Die meisten Frauen rauchten jedoch damals nicht, so auch Helene Littich, zur Freude ihres Gatten Helmut. Handwerker sind ebenfalls empfänglich, wenn Reparaturen im Haushalt mit Zigaretten bezahlt werden, denn die sind nach und nach mehr wert als das Geld. So entsteht die „Zigarettenwährung", die später auch als Tauschmittel funktioniert (Zigaretten gegen Butter, Butter gegen eine Winterjacke usw. ...). Dass Zigaretten gesundheitsschädlich sind, kümmert damals kaum jemand. Peter erinnert sich an den Spruch: *Die deutsche Frau raucht*

nicht in der Öffentlichkeit. Und das war ernst gemeint! Auch warnten Plakate davor, dass sie trinkt und sich schminkt, die naturschöne, nüchterne deutsche Frau.

„Hoffentlich", sorgt sich Helene Littich, „kriegen wir nicht wieder so einen Steckrübenwinter wie 1916 im Weltkrieg. Da gab es fast nichts anderes zu essen. Nur Steckrüben, im ganzen Winter!"

Für Peter kein Problem. Steckrüben sind sein Leibgericht.

Es geht aber in rasantem Tempo weiter abwärts mit den Lebensmitteln; die aufgedruckten Werte werden immer weiter reduziert. Parallel zur Geldentwertung folgt also eine Nahrungsmengen-Entwertung sowie ein „Nicht-Angebot": Sogenannte Südfrüchte kriegst du bald gar nicht mehr. Keine Apfelsinen, keine Ananas, keine Bananen, keine Kokosnüsse, Peter. Schokolade? Oh ja, ich weiß! Die gab es mal, in deinen frühen Kinderjahren.

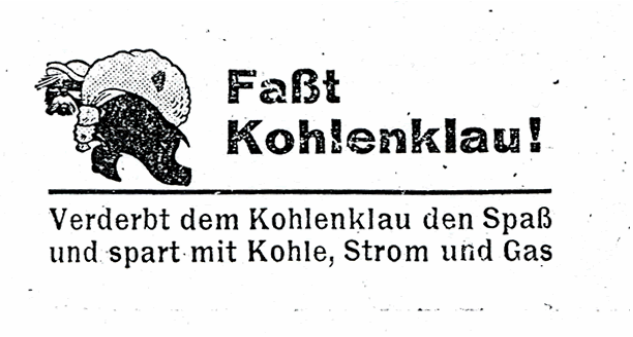
Sei vorsichtig mit deinem Zeug, hörst du? Mutti kriegt nur noch für 20 Pfennig Nähmittel – im Vierteljahr! Also Stopfgarn, Zwirn, Nähseide. Bald gibt es auch keine „richtige" Seife mehr, nur noch welche, die kaum schäumt, und Schnürsenkel sind aus Papier.

Später wurden öffentliche Tanzlustbarkeiten verboten, aber dafür bist du ja noch zu klein. Groß genug bist du allerdings zum Anstehen, wenn es irgendwo „was gibt". Die Mangelwirtschaft führt dazu, dass längst nicht immer und überall vorhanden ist, was man so braucht, selbst die Dinge des täglichen Lebens nicht. Aber man darf darüber natürlich nicht sprechen, dass man jetzt überall Schlangestehen muss, weißt du, sonst hört das der Feind!

Peter fände das gar nicht so schlimm, aber jetzt muss wohl alles geheim bleiben. Er kennt ja die warnenden Plakate. *Feind hört mit!,* steht da drauf. Zu sehen sind ganz normale Leute irgendwo im Gespräch, im Lokal, auf der Straße oder im Zug, aber im Hintergrund ist immer der übergroße schwarze Schatten eines Mannes mit Hut. Peter würde zu gern wissen, wie der in Wirklichkeit aussieht. Er hat noch nie einen Feind gesehen. Ach, Junge! Der schwarze Schattenmann ist nur symbolisch, weißt du, genau wie der andere Butzemann, der Alte mit dem Sack auf der Schulter.

„Ja, das ist der Kohlenklau!"

Richtig. Du kennst doch den Spruch: *Verderbt dem Kohlenklau den Spaß und spart mit Kohle, Strom und Gas*.



Klar kennt er das. Das stand neulich auf einer Postkarte.

„Peter, träum nicht! Mutti löst dich nachher hier ab beim Anstehen. Aber pass schön auf, dass die Erwachsenen sich nicht vordrängeln! Bleib hier stehen, hinter der älteren Frau, ja?"

Selbstverständlich kann der Junge nun auch schon mal allein zum Einkaufen gehen, sobald er seine Schularbeiten fertig hat, findet Helene. Peter ist davon

alles andere als begeistert, denn es kommt öfter vor, dass sie ihn losschickt, und so baut sich Spannung auf. Mutti denkt aber gar nicht daran, seine Faulheit womöglich noch zu unterstützen und selbst einkaufen zu gehen, oh nein! Sie wird ihn auch nicht freundlich darum bitten. Man muss konsequent sein in der Erziehung.

„Du wirst jetzt mal zu Krämer Niemann gehen und einholen. Hier ist der Einkaufszettel und das Geld, und auf der Kommode liegen die Lebensmittelkarten, die du brauchst. Verlier aber nichts, hörst du? Hast du gehört? Ja? Dann antworte gefälligst!“

Missmutig macht sich Peter auf den Weg. Es ist regnerisch und kühl, deshalb hat er seinen Lodenmantel übergezogen. Die Lebensmittelkarten – er nimmt vorsichtshalber die ganze Mappe mit, vielleicht braucht er von den anderen auch noch welche – steckt er lose oben rein in den zugeknöpften Mantel.

Als er vor der Ladentür bei Niemann steht, greift er in seinen Mantel, erschrickt, greift tiefer, öffnet ihn, blickt suchend zu Boden, geht langsam, mit Argusaugen spähend, ein paar Schritte zurück und findet – nichts. Er hat die Lebensmittelkarten verloren! Voller Angst, das Herz klopft bis zum Hals, sucht er den ganzen Weg ab. Vergeblich. Die Karten bleiben verschwunden. Er geht den kleinen Weg noch einmal, sieht überall nach ... Peter mag sich nicht vorstellen, was ihm zu Hause blüht! Wie ein geprügelter Hund schleicht er zurück. Wartet. Klingelt schließlich. Mutti öffnet.

„Junge! Wie siehst du denn aus? Ist was passiert? Komm erst mal rein, tritt die Füße ab und zieh den

Mantel aus. So. Also. Was ist? Hast du – du hast doch nicht – hast du etwa das Geld verloren?“

Kopfschütteln.

„Na, Gott sei Dank! Da bin ich froh. Aber du hast doch was? Raus mit der Sprache! Moment mal, was ist mit – ich meine – um Himmels willen! Wo sind die Lebensmittelkarten? Verloren? Ja?! Und was noch? Wie bitte, du – du hast sie alle mitgenommen? Wirklich alle? Und wo sind die jetzt? Weg? Alle weg?“

Gleich knallt’s. Peter duckt sich. Doch Mutti kriegt weiche Knie, sie muss sich setzen, sie schlägt die Hände vors Gesicht und beginnt bitterlich zu weinen. Ach herrje. Das ist schlimmer, als wenn sie Peter ohrfeigen würde, viel, viel schlimmer. Er schluckt, geht zu ihr, umarmt sie unbeholfen und weint mit, er kann nicht anders.

Es dauert einen Augenblick, dann streichelt sie den Jungen.

„Meine Schuld“, schluchzt sie. „Ich hätte das nicht zulassen dürfen, ich hätte aufpassen müssen, du bist noch zu klein, ich –“

Sie trägt die Verantwortung, das ist ihr klar. Wie schlimm der Verlust ist und welche Folgen das hat oder haben kann, das ahnt der Junge nicht im Entferntesten. Es ist Monatsanfang, Peter. Lebensmittelkarten sind Dokumente! Unersetzlich! Ohne Marken gibt es nichts! Wir müssen verhungern! Wirklich? Um Himmels willen, Mutti, das hat der Peter nicht gewollt, nicht gewusst – nein, ganz bestimmt nicht. Eine Katastrophe. Peter, der Dölmer. Er hat doch gedacht, die Marken sind … also die sind … so eine Art Beigabe, wenn man bezahlt.

Er schämt sich. Sie fasst sich.

„Hör auf zu weinen, Junge. Ich gehe jetzt. Ich muss zum Amt. Du bleibst so lange hier, verstanden? Nein, du gehst nicht mit! Keine Widerrede! Und kein Wort zu Vati, hörst du?“

Später wird sie berichten, dass sie verzweifelt war wie noch nie in ihrem Leben und dass sie dem Beamten in der Ausgabestelle etwas vorgeheult hat, zum Steinerweichen. Sie schafft es tatsächlich und kommt mit neuen Karten zurück.

Am Vormittag des 29., als der Monat fast vorbei ist, klingelt es bei Littichs. Ein junger Soldat steht vor der Tür. „Die hab ich gefunden“, sagt er, zieht aus der breiten Manschette seiner Uniformjacke die Lebensmittelkarten, die Peter verloren hatte, und übergibt sie Helene; es steht ja die Adresse der Littichs drauf. Es fehlt nichts; alle Marken, bedruckt mit unterschiedlichen Gültigkeitsdaten, sind noch dran. Wieso? Hatte der Soldat Fronturlauber-Lebensmittelkarten, oder lebte er auf einem Bauernhof? Sie murmelt einen Dank und fragt nicht weiter. Sie weiß nur eins: Sie muss damit sofort zur Ausgabestelle, muss dem Beamten die Karten geben und ihm zeigen, dass sie nichts Unrechtes getan hat.

Sie zieht den Mantel über, doch dann hält sie inne. Man wird ihr Fragen stellen. Woher? Von wem? Warum erst jetzt? Ein Risiko. Gut, dass ihr das eingefallen ist! Es soll ja sogar gefälschte Lebensmittelkarten geben.

Und die restlichen Marken? Die meisten Fristen zum Einlösen sind ja abgelaufen. Aber ein paar sind doch noch gültig! Um die wäre es ja schade. Damit könnte sie doch bei Niemann einkaufen. Einfach abschneiden

geht aber nicht, man muss immer die ganze Karte vorlegen.

„Ach, sieh mal an, Frau Littich! Sie haben noch volle Lebensmittelkarten am Monatsende? Das ist ja merkwürdig. Sie waren doch aber öfter hier ... Haben Sie die Marken doppelt bezogen? Wie schön für Sie! Bin ja mal gespannt, was unser Ortsgruppenleiter dazu sagt."

Nein danke, Herr Niemann. Weg damit – ins Feuer mit den Lebensmittelkarten!

Panzer

Wenn du ins Kino gingst in jenen Tagen, lief vor dem Hauptfilm ein Kulturfilm, und vor dem Kulturfilm lief *'Fox tönende Wochenschau'*. Die Wochenschau war ab September 1939 im Wesentlichen eine Kriegsberichterstattung, „handverlesen": Die deutschen Soldaten eilten von Sieg zu Sieg! Sie schaffen Polen in achtzehn Tagen, und so sieht man sie meistens fröhlich und unbeschwert marschieren und singen. Ja, so muss er sein, der Krieg, so macht er Spaß! Beim Truppenbesuch erlaubt sich sogar unser ruhmreicher Führer ein staatsmännisches Lächeln.

Natürlich werden in der Wochenschau Waffen aller Art gezeigt. Es ist ja kein Geheimnis, dass die deutschen Truppen die besten Waffen der Welt haben – zu Lande, zu Wasser und in der Luft! Mit leichtem Schaudern sieht Peter, wie sich Fallschirmspringer furchtlos aus dem Flugzeug stürzen, doch mit leuchtenden Augen bestaunt er, wie Panzer alles niederwalzen, was ihnen im Wege steht. Unsere Panzer sind unbezwingbar. Das ist doch prima! Helmut freut sich über die Begeisterung seines Sohnes.

Bald darauf ist Weihnachten, und diesmal wird Peter eine Überraschung erleben, die er nie vergisst. Er selbst hält auch eine kleine Überraschung bereit. Es ist ja mittlerweile endlich eine Rückbesinnung auf unser urdeutsches Germanentum erfolgt, angefangen bei der Nibelungensage, weiter zur Runenschrift und schließlich zur Wintersonnenwendfeier. Das althergebrachte Weihnachtsfest ist doch ziemlich verstaubt, und das betrifft auch die Lieder. 'Stille Nacht' ist überholt, meint Peter. Laut singt er „Hohe Nacht der klaren Sterne", das ist modern. Mutti ist überrascht und kriegt große Augen, denn die Rolle der Mütter wird in diesem Lied dermaßen verklärt, dass auch Peter seine Mutter mit anderen Augen sieht. Sie ist ... so rein, irgendwie. Beinahe heilig. Alle Mütter sind heilig. Am heiligsten ist Maria, die Mutter von Jesus, aber darüber spricht man hier nicht, weil die ja katholisch gewesen ist, und wir sind evangelisch. Ist Adolf Hitler eigentlich verheiratet? Ach, Junge, wo denkst du hin? Der hat gar keine Zeit für so was! Stimmt, der hat ja unendlich viel zu tun. Man stellt sich das immer so leicht vor, aber zu solchen Aufgaben gehören übermenschliche Kräfte.

Es bleibt aber natürlich beim Tannenbaum, Weihnachten. Und wann ist die Bescherung? Gleich ... Hab Geduld und warte, hier auf dem Korridor. Du weißt ja inzwischen: Den Weihnachtsmann gibt es nicht. Nicht wirklich. Aber erst wenn das Glöckchen erklingt, darfst du hinein in die gute Stube. Dann brennen die Kerzen am Tannenbaum, und ihr singt gemeinsam Weihnachtslieder, deine Eltern und du, „...freue dich, o Christenheit", wie im vorigen Jahr, ja, ganz genau so! Dein Vater hat eine herrliche Stimme. Und du singst „Hohe Nacht der klaren Sterne".

Was für Geschenke du wohl kriegst? Bücher hast du dir gewünscht ... Bücher? Keine Bleisoldaten? Nein, keine Bleisoldaten.

Du wartest. Und wartest. Diesmal dauert es besonders lange. Es ist totenstill da drin in der Stube. Nur dein Herz schlägt. Schnell, und laut. Kein Rascheln dringt hinaus auf den Flur, keine leisen Schritte, kein Wispern, nichts. Komm, schau mal durchs Schlüsselloch ... Na los, trau dich einfach. Was siehst du? Keinen Lichtschimmer? Nein? Gar nichts? Alles dunkel? Das kann doch nicht sein. Was ist da los? Vielleicht solltest du mal rufen, Junge! Oder du drückst die Türklinke runter. Na? Ist noch abgeschlossen, oder geht die Tür auf? Ja? Tatsächlich! Vorsichtig drückt Peter die Türklinke herunter, ganz leise. Die Tür ist nicht zugeschlossen, sie lässt sich öffnen! Doch das Wohnzimmer bleibt stockdunkel. Unheimlich. Mit ängstlicher Stimme:

„Wo – wo seid ihr?“

Nichts. Doch plötzlich blitzt in der äußersten Ecke der Stube etwas am Fußboden auf. Funken stieben, wie Mündungsfeuer! Was ist das? Es bewegt sich, fährt unter dem Esstisch quer über den Teppich, kommt mit knirschend malmendem Fahrgeräusch langsam auf dich zu, Junge: ein kleines, Feuer speiendes Ungetüm –

„Nein!“

Jäh verschlingt grelles Kronleuchterlicht die Dunkelheit, mit einem Schlag ist die ganze Stube taghell. Nun kuck sich einer dies Häufchen Elend an! Wahrhaftig: Der Knabe hat sich in die Arme seiner Mutter geflüchtet, die nicht weiß wie ihr geschieht, da sie doch mit

dem Vater um die Wette lachen muss über diesen hübschen kleinen, überaus gelungenen Scherz …

War doch nur Spaß, Junge! Nun beruhige dich und kuck erst mal: Es ist ein Spielzeug-Panzer! Schau ihn dir an! Solche Panzer hast du doch schon gesehen, neulich erst, in der Wochenschau, weißt du? Da warst du doch total begeistert! Und sieht der hier nicht total echt aus? Und der hört sich auch so an, wenn er fährt. Original wie ein Panzer! Der kann sogar Feuer speien, richtige Funken! Da ist ein Feuerstein eingebaut, wie beim Anzünder vom Gasherd, verstehst du? Und wenn man ihn aufzieht, dann fährt er und spuckt Feuer, der Panzer, ist das nicht großartig? Warte, wir machen das Licht noch mal aus, dann kannst du ihn besser –

„Nein! Nicht ausmachen!!“

Ja, hat man da noch Worte? Er klammert sich regelrecht an seine Mutter, der große Bengel, und schluchzt! Nicht zu fassen. Da kauft man ihm zu Weihnachten das Neueste – war ganz schön teuer, das Ding! Der kann sich sogar überschlagen, der Panzer, und fährt danach weiter! –, und dann so etwas. Hat Angst vor einem Spielzeug, der achtjährige Herr Sohn. Na, wenn der erst in die Hitlerjugend kommt, der kann sich auf was gefasst machen!

Schluss jetzt mit dem Geheule! Wir wollen Weihnachtslieder singen, sonst wird noch das Essen kalt. Nun mal los, alle zusammen!

„Sti-hille Nacht, hei-lige Nacht …“

Meier

„Wenn auch nur ein feindliches Flugzeug unser Reichsgebiet überfliegt, will ich Meier heißen!“

(Hermann Göring in einer Rundfunkrede bei Kriegsanfang)

Peter Littich ist zu klein, besser gesagt zu jung, um große Politik zu verstehen. Wenn aber einer der Mächtigen deutliche Worte spricht, dann hört er zu. Er weiß inzwischen genau, dass der dicke Göring immer rundheraus sagt, was er denkt – jedenfalls glaubt das der Junge. Hermann Göring ist ja deshalb bei den Erwachsenen beliebt. Die Menschen grinsen, wenn sie ihn zitieren: „Hermann hat gestern 'Scheiße' gesagt in seiner Rundfunkrede.“ Und jetzt hat er sogar gesagt, er will Meier heißen, wenn auch nur ein feindliches Flugzeug deutsches Reichsgebiet überfliegt, das hat Peter genau gehört. Das ist ja ein Versprechen, darauf kann man vertrauen und muss keine Angst haben, Gott sei Dank! Außerdem steht in der Zeitung, dass überall die Flak „in Feuerstellung gegangen“ ist. Ein Ring von Geschützen, schreibt die Zeitung, macht Luftangriffe sinnlos. Na also! Uns kann gar nichts passieren.

Bald darauf aber fallen dennoch die ersten Bomben auf Deutschland. Unglaublich! Peter ist fest davon überzeugt, dass der Göring in seiner nächsten Rede verkünden wird, dass es ihm leid tut, was er gesagt hat, und dass er jetzt Meier heißen will.

Ach, Junge! Wo denkst du hin? Das geht doch gar nicht!

„Nein? Warum denn nicht? Ich denke, ein Versprechen muss man halten? Was? Ach so, er hat das nicht

so gemeint. Wie denn? Das ist politisch? Aha. Na ja … Ungerecht ist das trotzdem."

Es ist das erste Mal, dass Peter einen Politiker beim Lügen ertappt hat. Das wird er sich merken, Hermann Meier!

•

Allerdings: „Sicher ist sicher!", das galt von Anfang an. Man kann ja nie wissen! Deshalb wurden die Luftschutzkeller gebaut, vorschriftsmäßig. So einen haben wir jetzt auch im Haus. Mit hölzernen Betten und Stützpfeilern. Mit einem sandgefüllten Eimer und einer Feuerpatsche zum Löschen von Brandbomben. Im Luftschutzkeller sind wir alle sicher! Aber der Feind darf Deutschlands Grenzen sowieso nicht überfliegen … hätte es nicht dürfen, eigentlich. Als Hitler am 1. September den Krieg gegen Polen verkündet, rechnet niemand an Alster und Elbe mit Luftangriffen. Aber dann, zwei Tage später, erklären England und Frankreich Deutschland den Krieg. Und schon am 4. September um 17.35 Uhr gibt es Fliegeralarm. Doch bis Frühjahr 1940 werfen die Briten über Hamburg nur Flugblätter ab.

Im Mai 1940 passiert etwas. Mitten in Harburg, Am Sand, auf dem Marktplatz, wird eine britische Fliegerbombe abgeworfen und reißt ein ziemlich großes Loch in den Boden. Die trauen sich was, die Engländer! Der schöne Platz! Die Menschen strömen von überall hierher, um sich den Krater anzusehen, sogar aus Hamburg kommen welche mit dem Zug oder mit der Straßenbahn. Das hat der Führer sich bestimmt nicht träumen lassen. Und das ist erst der Anfang.

Manche Geschäfte sind jetzt einfach zu. *Wegen Einberufung geschlossen*, steht da dran.

Peter interessiert sich plötzlich für Beiträge in der Zeitung. Merkwürdige Begriffe tauchen da auf; mit den meisten kann er nichts anfangen: Achsenmächte. Commonwealth. Dolchstoß-Legende. United Kingdom. Kombattant. Die Fünfte Kolonne. Volksdeutsche. Kor-p-s? Nein. Korps spricht man „Chor", aber das hat nichts mit Singen zu tun, und Entente – das kann aber sowieso kein Mensch aussprechen – nichts mit Ente. Keine Ahnung, was das soll – wen interessiert das schon? Es wird einem ja sowieso nicht erklärt, Kindern schon gar nicht. Frag nicht so viel.

„Aber diese Karte mit den witzigen Zeichnungen, Mutti, die hab ich gefunden, was ist das denn für ein Text?"

„Zeig mal. Ach, da geht es um Tschörtschill, das ist der Führer der Engländer."

„Aber hier steht *Churchill* – so schreibt man das? Wie bitte – weil das englisch ist? Ach so. Der alte Herr Devis spricht das aber nicht englisch aus, also der sagt *Churchill*, wie gedruckt. Und hier steht: *Oh, du alte Lügenhaut, was sind das für Sachen? Wenn der Tommy dich durchschaut, hast du nichts zu lachen.* Und dann noch was von Lügenlord von der Seeräuberei, und dass er über Bord springen soll ..."

Peter Neugier. Gut; der Tommy, das ist der Engländer, versteh mal, oder auch die Engländer, also alle Engländer. Da heißen wohl viele so mit Vornamen, so wie Peter eben Peter heißt. Deswegen Tommy als Spitzname. Ja, das versteht der Junge. Nur das mit dem Durchschauen nicht. Und dass der Führer der Engländer schlechtgemacht wird, findet er überhaupt nicht richtig. Das ist doch auch so einer wie der, den wir

haben! Jedenfalls so ähnlich. Aber das behält er lieber für sich.

Es ist alles furchtbar kompliziert. Die Engländer und die Russen soll man hassen, und dabei liest Peter *Dr. Dolittle und seine Tiere*, und sein Vati liest sogar was von Tolstoi und Dostojewski.

Keller

> Luftschutzkeller. Ich habe in der Zeit der Bombardements meine Angst … abgespalten. So sehe ich das heute. Manches habe ich gesehen und gehört, ohne es zu verinnerlichen. Natürlich hatte ich Angst – ein dunkler Keller ist immer unheimlich –, aber ich habe sie nicht an mich herangelassen. Vielleicht sind nur Kinder dazu in der Lage. Und manches überstieg sicher meine Vorstellungskraft.

In den kommenden Wochen und Monaten gibt es nachts immer wieder und immer häufiger Fliegeralarm. Der auf- und abschwellende Warnton der Sirene ist ohrenbetäubend laut – sie befindet sich auf dem Schulgebäude, direkt gegenüber.

Bei Alarm müssen alle in den Keller. Mitten in der Nacht! Peter findet das sehr interessant. Wenigstens am Anfang. Herr und Frau Devis gehen nur einmal mit runter und dann nie wieder. Es ist ihnen zu anstrengend, sagen sie, sie sind ja auch schon alt und haben ihr Leben gelebt.

Man kommt einander räumlich näher in der Nacht, zwangsläufig. Was für einen komischen Schlafanzug die Geschiedene aus dem zweiten Stock unter ihrem Straßenmantel trägt. Einen Schlafanzug statt Nachthemd! Sei still, Junge! Wo willst du hin, Vati? Mit Peter? Seid vorsichtig!

Das ist wirklich aufregend: mit Vati vor die Haustür zu gehen. Da steht auch der junge Herr Devis. Es ist eigentlich verboten, aber man kann Flugzeuge am Himmel sehen. Ob das unsere sind?

„Die sind mindestens zehntausend Meter hoch!“, schätzt Erich Devis.

Helmut schätzt, dass Erich Devis ein Angeber ist, aber das behältst du für dich, Peter, hörst du?

Jetzt ballert auch noch die Flak – und da, da! Getroffen! Mit einer Rauchwolke am Heck zieht der ab. Wo der wohl runter geht? Hoffentlich nicht in ein Wohnhaus. Marsch in den Keller, Peter!

Die schlafen da inzwischen alle. Was soll man sich auch erzählen, mitten in der Nacht? Wo ist Erich Devis? Der schläft wohl in der Butze hinterm Schlachterladen. Nein? Ach so, im Schlafzimmer bei seiner Frau … Stimmt, in der Butze schläft Lore, die macht den Laden immer sauber nach Feierabend. Die Lore soll ja was mit einem Soldaten haben, hat Peter gehört.

Als er am nächsten Tag in den Keller muss, um Kohlen zu holen, steht die Tür zum Luftschutzkeller weit offen. Neugierig blickt Peter hinein. Bei Tage sieht alles anders aus … Was liegt denn da auf dem Zementboden? Gelblich, glitschig, zehn Zentimeter lang oder länger. Igitt – das muss ein Gummi sein, davon hat Alfred neulich erzählt, der große Junge aus der Nachbarschaft. Was das ist? 'n Präser, Junge. Kennste nich? Das braucht man für – und dann hat er so komische Bewegungen gemacht. Bestimmt war das Lore, sagen die Leute im Haus. Gleich darauf wird sie entlassen.

Noch kommen die feindlichen Flugzeuge nur nachts. Peter hat es inzwischen geschafft: Er hört die Alarm-

sirene nicht mehr, schläft einfach weiter. Sein Vater trägt ihn dann samt Bettdecke und Kopfkissen vom ersten Stock runter in den Keller, ohne dass der Junge aufwacht – und wenn die Sirene mit langgezogenem Dauerton Entwarnung gibt, auch wieder hoch. Wird Peter aber im Keller mal wach, dann isst er Knäckebrot, trocken, eine Scheibe nach der anderen, das beruhigt, weiß Mutti. Dauert der Alarm länger, fällt am Tag darauf Unterricht aus, aber das ist Peter egal.

Im Keller traut er sich nicht zu nuckeln, vor den anderen. In dieser Zeit mag der Junge das Zähneknirschen entwickelt haben; tagsüber kommt das Nägelkauen hinzu. Beides kann aber auch eine andere Ursache haben als die nächtlichen Ruhestörungen.

Oder mehrere. Unsicherheit wird zum ständigen Begleiter.

Zerstörungen, welche die Bomben anrichten, kann man im ersten Kriegsjahr noch besichtigen; es spricht sich herum, wo eine eingeschlagen ist. Wo? Denickestraße? Da muss man hin, das muss man gesehen haben! Bombentourismus am Sonntag. Nun kuck dir das Haus an: Die ganze Vorderfront fehlt, wie abgeschnitten! Du kannst direkt in die Zimmer sehen. Da liegen Teppiche und eine umgekippte Stehlampe, da steht ein Sofa, dort ein Tisch und da – da hängt sogar noch ein Gemälde! Welch ein Anblick … Wie eine übergroße Puppenstube. Peter staunt mit offenem Mund.

„Kommt schnell mit, wir wollen Eis essen!“

So reagieren Eltern, die nicht fähig sind, mit ihrem Kind über das Gesehene zu sprechen. Und Peter? Puppenstube, riesig groß. Das ist das Bild, das sich eingeprägt hat.

Später, weitaus später, als das Photographieren (sic!) von Bombenschäden bereits verboten war, ebenso das Betreten zerstörter, abgesperrter Straßenzüge – *Achtung! Lebensgefahr! Einsturzgefahr! Seuchengefahr!* – dazu ein stilisierter Totenkopf und, natürlich, Strafandrohungen, na klar, das ist heute eben so, überall ..., also später bereichert den Fundus kriegsbedingter Erinnerungen völlig unerwartet ein anderes Bild: der liebenswerte Kopf eines Klassenkameraden.

Peter hatte kaum Kontakt mit dem Jungen, doch dessen offenes, aufgewecktes Gesicht war ihm aufgefallen. Dazu die hellblauen Augen und die braunen, welligen, zum Teil lockigen Haare – dass Uwe musikalisch hochbegabt war, sah man ihm direkt an. Eines Tages aber fehlte er. Klar, jeder ist mal krank, dann und wann. Doch nach einer Woche fehlte er immer noch. Und als Peter nachfragt:

„Das weißt du nicht? Der Uwe ist doch umgekommen beim Bombenangriff. Im Keller erstickt."

Erstickt? Im Keller? Uwe. Zwölf Jahre alt. Dann kann man also tatsächlich umkommen, bei einem Bombenangriff! Sogar als Klassenkamerad. Aus. Vorbei. Unbegreiflich. Und im Keller ist man gar nicht sicher? Nein nein, aber wir sind ja noch da, wir anderen, du doch auch, Peter, na, siehst du, Kopf hoch, Schwamm drüber.

Man spricht nicht mehr über Uwe. Erledigt.

Dann der Fliegerangriff, als du in den Ferien bei Omi Fellner übernachtet hast und Omi, die sonst immer im Bett liegen blieb, auch mit runter musste in den Keller, Helene zuliebe:

„Mama, was soll Peter denn sonst denken? Du musst Vorbild für ihn sein, ich bitte dich!"

Da krachte ganz in der Nähe was runter, da wackelte das Haus bis in die Grundfesten, und Omis tauber Untermieter Erhorn stieß entsetzt hervor: „Bumm, Frau Fellner?!“

Aber es ist noch mal gutgegangen.

Man darf den „Deutschen Grußarm“ nur bis Augenhöhe heben, weil darüber die alliierte Lufthoheit beginnt. Junge! Bist du verrückt? Wo hast du das denn her? Erzähl das bloß nicht weiter, sonst werden deine Eltern abgeholt!

Doch die Bombenangriffe hörten nicht auf – im Gegenteil! Das schlimmste Bombardement traf Hamburg 1943. Dem Inferno, später als 'Operation Gomorrha' bekannt geworden, fielen etwa 34.000 Menschen zum Opfer.

In Harburg passierte vergleichsweise wenig, doch die Menschen fühlten sich auch hier nicht mehr sicher in ihren Kellerräumen. Mittlerweile hatte auch der naivste Führer-Anbeter begriffen, dass große, unterirdische Keller und stabile Bunker im Zweifelsfall mehr Schutz bieten.

Frau Littich hofft, dass alles gut geht, man stumpft allmählich ab, wissen Sie? In Harburg haben es unsere Feinde auf die Industrie abgesehen und nicht auf die Gegend, wo die Littichs und ihre Nachbarn wohnen, das sagen alle, und das gibt … ein bisschen Sicherheit, sogar 1944 noch. Heute, am 25. Oktober 1944, zwei Tage nach Helenes 47. Geburtstag, wird sowieso nichts passieren.

Dafür ist das Wetter einfach zu schön.

Aber dann kommt mittags Alarm, bei blauem Himmel und Sonnenschein, ausgerechnet an diesem „goldenen“

Oktobertag! Irgendwie passt das nicht zusammen. Hoffentlich wird das nicht so schlimm. Auf die Flak ist im Ernstfall kaum noch Verlass, das kennt man ja inzwischen.

Helene ist allein, allein und nervös. In aller Hast schnappt sie sich den kleinen Koffer. Der steht immer parat. Er ist wichtiger als man selbst; er enthält alle Papiere, Ausweise, Urkunden, Sparbücher, Geld.

Ohne Koffer keine Identität, ohne Ausweis kein anerkanntes Weiterleben.

Es brummt bedrohlich am hellblauen Himmel … und kommt näher. Wird intensiver! Raus auf die Straße, rein in den Keller der gegenüber liegenden Schule. *Rette sich, wer kann!*

Es ist hier drangvoll eng. Helene Littich findet mit Mühe einen Sitzplatz auf einem der Feldbetten, eingepfercht zwischen zwei alten, rauchenden Männern. Die Luft ist stickig; es riecht nach Schweiß und Alkohol. Ein Baby weint. Sie fühlt sich verlassen in der fremden Umgebung. Hier ist nicht einer, den sie kennt, der ihr beisteht, der ihr hilft. Ihr Mann ist Soldat, das Kind evakuiert …

Angst nagt an ihr, ihre Knie zittern. Das verdammte Brummen da draußen verheißt nichts Gutes. Aber dass es 800 amerikanische Flugzeuge sind, die Harburg angreifen, wie man später festgestellt hat, ist nicht vorstellbar. Und jetzt auf einmal dieser Krach da draußen! Entsetzlich. Als ginge die Welt unter. Sind das Bomben? Ja.

7500 Bomben fallen auf Harburg, am schlimmsten trifft es diesmal die Wohngebiete …

Und du sitzt da, Helene Littich, wie erstarrt. Ohne Zeitgefühl. Wann hört dieser irrsinnige Lärm da draußen endlich auf? Rrrumms! Da! Da muss was runtergekommen sein, ganz in der Nähe! Die Wände wackeln. Steht die Schule noch? Kommen hier alle lebend raus? Eigenartige Geräusche dringen herein. Es knistert. Es scheint windig zu sein. Warten. Abwarten. Wie lange noch?

Entwarnung. Entwarnung? Ja, die Sirene funktioniert. Endlich! Raus aus dem Keller, hoch auf die Straße. Es ist – dunkel. Mitten am Tage! Fetter schwarzer Rauch hat die Sonne verschluckt. Es heult. Es faucht. Sturm! Es ist wärmer geworden. Wie spät? Mein Gott, sind wirklich zweieinhalb Stunden vergangen? Es riecht ... verbrannt. Ascheteilchen wirbeln durch die Luft. Da drüben, da oben auf dem Dach: Flammen schlagen heraus! Das Haus brennt, unser Haus brennt!

Helene rennt rüber, hinein in das brennende Haus, hält ein feuchtes Tuch vor das Gesicht, stürzt panisch die Treppen hoch in den ersten Stock, wo sie früher wohnten, und weiter in die neue Wohnung im zweiten, schließt auf, stolpert in den Flur. Sie atmet stoßweise, mit offenem Mund, das feuchte Tuch geballt in der Linken. Hiff! Hiff! Was kann sie greifen, was ist wichtig? In fliegender Hast durcheilt sie die Räume, um zusammenzuraffen, was sie fassen kann, schnell, schneller, verzweifelt. Hiff! Hiff! Sie muss doch etwas retten, das kann doch nicht alles verbrennen und verloren sein für immer! Sie reißt eine Tasche vom Haken, rennt zum Kleiderschrank: ihr Wintermantel, schnell, schnell! Und eine Mütze. Die Lebensmittelkarten? Nein, die sind doch in dem kleinen Koffer, verdammt! Das große Fotoalbum! Wo ist das Album –?

Moment – was ist? Da schreit einer.

„Ist da oben noch jemand? Ja?? Raus hier! Sofort raus! Das Treppenhaus brennt!“

Abschließen die Wohnungstür, ja, abschließen, man muss immer abschließen, Helene, aber halt! Da, auf dem Flur, da steht der kleine Koffer noch, der Koffer mit all den Papieren, den du immer bei dir hast, sobald die Alarmsirene heult – um ein Haar hättest du ihn hier stehen lassen und er wäre auch mit verbrannt, o mein Gott!

Helene Littich packt ihn, schlägt die Tür zu. Dann den Schlüssel zittrig ins Schloss. Ein letztes, allerletztes Mal.

Diese Hitze! Das feuchte Tuch … ist trocken. Funken regnen herab, versengen ihr Haar. Irgendwo knackt etwas, wie ein Holzscheit im Ofen. Eine Flamme leckt nach ihr! Hiff! Hiff! Keuchend, stolpernd, hustend hastet Helene die nicht enden wollenden Treppenstufen hinab ins Freie. Von jetzt an ist sie obdachlos, ist ohne Behausung wie 23.000 andere Harburger Bürger seit diesem schrecklichen Tag – und muss doch froh sein zu leben.

Dem Bombardement sind rings umher 700 Menschen zum Opfer gefallen.

Dieser Mittwoch, der 25. Oktober 1944, verändert ihr ganzes Leben, und auch sie selbst. Ohne dass sie es jetzt auch nur ahnt, ist ihr Immunsystem nachhaltig geschwächt. Sie bleibt kurzatmig, läuft, für die Nachbarn ein lebendes Warnsignal, bis zum Ende des Krieges bei jedem Voralarm sofort, beim ersten Ton der Sirene, mit ihrem Köfferchen zum nächstgelegenen Bunker, bekommt die Basedowsche Krankheit, entwickelt

als Folge den typischen, abstoßenden Blick aus hervorquellenden Augen und muss noch Jahre nach dem Krieg, bis in die fünfziger Jahre hinein, mit Medikamenten behandelt werden.

Sie war traumatisiert, ohne zu wissen, was das ist; man kannte so etwas nicht in jener Zeit, und was man nicht kennt, darüber kann man sich höchstens wundern. Wenn ihr Mann sagte: „Glotz nicht so!", erwiderte sie hilflos: „Aber ich kann doch nichts dafür!"

Behindert

Die meisten Jungs suchen nach Vorbildern, wenn sie heranwachsen. Oft ist es der große Bruder, doch für viele ist es der eigene Vater. Unter Hitler wurden, neben dem „Märtyrer" Horst Wessel, vor allem so genannte Helden unsere Vorbilder, deren Namen für uns Heranwachsende zeitlebens unvergesslich bleiben sollten – lauter ordenbehängte Offiziere „zu Wasser, zu Lande, in der Luft": Günther Prien fuhr in seinem U-Boot gegen Engeland; Rommel, der „Wüstenfuchs", siegte, siegte und siegte auf seinem Panzer in Afrika; Udet, Mölders und Galland waren die mutigen, unschlagbaren Helden der Lüfte, aber auch das Flieger-As des Ersten Weltkriegs, der „Rote Baron" Manfred von Richthofen, war noch immer ein Vorbild. Allen voran natürlich unser Führer mit seinem EK I, dem Eisernen Kreuz erster Klasse, und der war im Ersten Weltkrieg nur einfacher Gefreiter gewesen. Als Meldegänger war er verwundet worden und zeitweise sogar erblindet, angeblich. Dafür hat er das EK I gekriegt, und das als Gefreiter! So etwas kommt selten vor. Außerdem raucht Adolf Hitler nicht und trinkt keinen Alkohol, der lebt ganz entsagungsvoll, der kennt nur

seine Arbeit und seine Liebe zu Deutschland, dafür kämpft er Tag und Nacht. Und das Radio, also unseren Volksempfänger, dazu den Volkswagen, die NS-Volkswohlfahrt, die „Kraft-durch-Freude"-Reisen und das Winterhilfswerk – wer hat das geschaffen? Unser geliebter Führer!

„Richtig, mein Junge. Wenn man will, kann man alles!"

Ja, Vati. Aber Mutti hat gesagt, zur Toilette gehen muss der Führer auch, genau wie wir. Das ist doch merkwürdig. Der Führer beim … igitt. Mutti sagt, man braucht vor niemand Angst zu haben, Peter, du musst dir die Menschen nur nackt vorstellen, egal ob Kaiser oder sonst wer. Also auch Adolf Hitler! Wie bitte? Als Nackedei? Peter erschrickt bei dem Gedanken. Müsste man ihn dann trotzdem mit „Heil Hitler" grüßen? Achselzucken. Also Mutti, wenn das der Führer wüsste!

Wahrscheinlich weiß nicht mal Vati, dass Mutti so etwas zu Peter sagt.

•

Und dann war da noch Arnold Winkelried.

Arnold – wer? Er tauchte nach Peter Littichs Erinnerung etwa 1940 im Schul-Lesebuch auf. Seine Heldentat: Er soll 1386 (!) in einer Schlacht ein Bündel Lanzen habsburgischer Ritter gepackt und, sich selbst aufspießend, den Eidgenossen eine Bresche geöffnet und damit deren Sieg gegen die Habsburger eingeleitet haben.

Sich selbst aufspießend?

„Peter! Du bist mir so'n Held inne Bottermelk!"

Einverstanden. Immer noch besser, als Dölmer genannt zu werden. Aber Arnold Winkelried! Der soll ein Held sein? Das bezweifelt Peter. Also … also der

hat ein ganzes Bündel Lanzen gepackt und sich damit umgebracht? Wie doof ist das denn? Und wie hat der das gemacht? Hatte er überlange Arme? Haben die Feinde einfach stillgehalten? Der Neunjährige kann sich das nicht vorstellen. Der muss verrückt gewesen sein, der Winkelried. Ein Irrer! Oder die ganze Geschichte ist gelogen. Es ist ja nicht mal zweifelsfrei erwiesen, ob dieser Held tatsächlich gelebt hat – *nichts für ungut, Helvetia!* –, obgleich es in der Schweiz ein Denkmal gibt, das ihn darstellen soll.

Dass die Legende wenige Jahre später auf makabre Weise nachwirkt, ahnt damals niemand. Doch Winkelried wird, mehr als 550 Jahre nach seiner angeblichen Heldentat, zum Vorbild und Selbstmord-Animateur. Ende 1944 prägt Karl Dönitz, Großadmiral im Marschallsrang und Oberbefehlshaber der deutschen Kriegsmarine, den Begriff des „Winkelried" als Ehrennamen (!) für jene Angehörigen von Kleinkampfverbänden der Kriegsmarine, die sich im Einsatz „für Führer, Volk und Vaterland " in voller Suizidbereitschaft opferten (oder opfern sollten?), analog dem Vorbild der japanischen Kamikaze-Flieger, für die es eine Ehre war, sich in ihrem Flugzeug todesmutig auf ein feindliches Kriegsschiff zu stürzen.

Kamikaze zur See, sozusagen. Die Lufthoheit hatte Deutschland zu jener Zeit bereits eingebüßt.

•

Es muss um 1943 gewesen sein. Sportliche Wettkämpfe der Hitlerjugend waren angesagt, unter anderem ein 100-m-Lauf. Peter, inzwischen zwölf, war kein großer Sportler und beim Laufen nicht der Schnellste, wollte aber seine Kameraden und vor allem sich selbst keinesfalls blamieren. Der Zufall wollte es, dass er sich

das Knie verrenkte und humpelte. Er sagte das in einem Vorgespräch in einer Villa am Eißendorfer Pferdeweg seinem Jungenschaftsführer, dessen Familie dort wohnte.

„Du läufst mit!“, befahl jener. Peter, eingeschüchtert allein schon durch die Umgebung – am Eißendorfer Pferdeweg wohnten die Reichen, das sah man schon von außen, aber auch an der vornehmen Einrichtung, na ja, trotzdem waren wir ja jetzt alle Volksgenossen, ob arm oder reich – nein, Peter wagte nicht zu widersprechen, obgleich der andere kaum älter war. Befehl ist Befehl.

Tags darauf, am Wettkampftag, war sein Knie fast wieder gesund, aber eben nur fast. Peter hoffte bis zuletzt, dass sein Name nicht aufgerufen werde, aber vergebens. Und so humpelte er unter dem lauten Hohngelächter aller Umstehenden die Bahn hinunter, so gut es ging.

Es waren sehr, sehr lange hundert Meter.

•

Ein anderer Humpler ist überaus prominent. Nicht sonderlich beliebt, aber durchaus bewundert.

„Gut reden kann der ja, aber dass der so hinkt –?“

„Und wie! Er soll einen richtigen Klumpfuß haben. Eigentlich müsste man den – “

„Müsste was? Mensch, pass auf, was du sagst, nachher hört dich einer!“

Die kleine große Goebbels-Schnauze – oh doch, den Spitznamen kennt Peter! –, also der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda ist behindert? Peter Littich weiß ja, wie der Mann aussieht, er kennt das Gesicht aus der Zeitung, aber dass der hinkt? Beim

nächsten Kinobesuch beobachtet er in der Wochenschau, wie der geht. Tatsächlich, der humpelt. Aber er versucht, so zu tun, als gehe er normal. Meistens schneiden die das hinterher raus, wenn sie ihn filmen, Peter, und zeigen ihn nur, wenn er am Mikrofon steht und spricht. Stimmt; und da sieht er eigentlich ganz normal aus.

Behinderte ... sind komisch, irgendwie. Am Sand läuft manchmal eine Frau rum, die hat einen Riesenklumpfuß, „die tritt so was von in die Kuhle, also wirklich!" Und? Was noch? Die soll sich Männer suchen, um mit denen – so eine ist das, denk mal an, dabei ist die schon über fünfzig.

•

Worte ... können treffen und verletzen, Befehle können todbringend, Stimmen furchteinflößend sein. Hitlers Geschrei klingt kriegerisch, wird damals aber als machtvoll deutsch und selbstbewusst empfunden.

Kann eine Stimme auch behindern?

Peter hört sie – und friert; die Stimme ist klar, doch sie wirkt kalt und klingt ... metallisch. Er fühlt sich von ihr gleichermaßen angezogen wegen ihrer Entschiedenheit und abgestoßen, weil sie unerbittlich scheint. Sie setzt Maßstäbe, indem sie Szenen soldatischer Heldentaten kommentiert, die Peter sich nie und nimmer zutrauen würde. Das macht ihm Angst. Diese Stimme und das, was und wie sie es sagt, begleitet ihn ab 1940 (da ist er neun), so lange und so oft er während des Krieges ins Kino geht, bei jeder Wochenschau. Wer diese Kommentare spricht, der erweckt den Eindruck, ihm entgehe nicht das geringste Fehlverhalten, egal ob am Tage oder bei Nacht. Es ist die Stimme des „Großdeutschen Sprechers", Peter hat sie

heute noch im Ohr. Der Mann, ursprünglich Schauspieler, bleibt als Sprecher natürlich unsichtbar; er wurde von Hitler ausgewählt und wird auch in dem antisemitischen Film „Der ewige Jude" als Kommentator eingesetzt (1940). Nach dem Krieg wird er als „Mitläufer" eingestuft und bekommt zeitweise Berufsverbot. In den 60-er Jahren ist er Sprecher in einem Lehrfilm über Brandschutz und spricht dort, wie einst in der NS-Wochenschau, „vom heldenhaften Kampf der Feuerwehrleute, die bei ihrer Arbeit die brennenden Objekte angreifen, stürmen und schließlich besiegen."

Welch eine furchterregende Stimme! Nach 1945 war ich sicher, diesen Mann nie wieder hören zu müssen. Andererseits war das Kommentieren von gefilmten Beiträgen sein Job. Folglich bewarb er sich erneut als Sprecher der 1950 gestarteten „Neuen Deutschen Wochenschau", doch, wie ich später erfuhr, wurde seine Bewerbung abgelehnt. Es hieß, seine Stimme sei „noch zu bekannt". Plötzlich aber drang sie erneut an mein Ohr. Und wieder geschah es im Kino. Ich glaubte nicht richtig gehört zu haben: Schneidende Laute kommentierten innerhalb der Wochenschau eine filmische Sequenz – ausgerechnet den Bericht von einer Modenschau!

Es war wie ein Schlag in die Magengrube. Hätten die Models Uniform getragen und wären marschiert, hätte ich an eine Dokumentation aus der NS-Zeit geglaubt. Die unverkennbare Stimme dieses Sprechers blieb für mich so eng mit dem Krieg verbunden, dass sie meine kindlichen Ängste aus jenen Jahren wieder wach rief. Es lief mir eiskalt den Rücken herunter.

•

Haben Sie was gewusst, damals, ich meine, von so ... Sachen?

„Was soll das heißen: 'Sachen'?“

Na, so Sachen eben. Was die gemacht haben, mit Menschen.

„Mit welchen Menschen?“

Ach, vergiss es. Am Ende hat es sowieso keiner gewusst. Jedenfalls nicht so richtig. Eigentlich hat niemand irgendetwas gewusst.

„Eben. Wo gehobelt wird, da fallen Späne. Da muss man drüber wegsehen.“

Der Dialog ist nicht authentisch. Man könnte meinen, er sei übertrieben. Ist er das? Der ehemalige Leiter (1940-1945) des Kinderkrankenhauses Rothenburgsort, Wilhelm B., dort seinerzeit verantwortlich für das „Euthanasie“-Programm, sagte 1945, nach Kriegsende, in einer Stellungnahme (Zitat): *Was das angebliche Verbrechen gegen die Menschlichkeit anbelangt, so muß ich das deshalb ablehnen, da ein solches Verbrechen nur gegen Menschen begangen werden kann und die Lebewesen, die hier zur Behandlung standen, sind nicht als 'Menschen' zu bezeichnen.* (Zitatende)

Es handelte sich um sogenannte „Reichsausschusskinder“.

Hanne – gehörte Hanne auch dazu? Peter Littich hat sie gekannt: Hanne, die eines Tages – es muss um 1941 gewesen sein – verschwunden war, verschwunden für immer. Hanne war mongoloid, wie man damals sagte, ein Mädchen, besser gesagt eine nicht mehr ganz junge Frau, die ein ausgeprägtes Downsyndrom hatte und allem Anschein nach geistig ziemlich behindert war. Sie ging, soweit das Wetter es zuließ, nachmittags Tag für Tag an der Hand ihrer alten Mutter spazieren und

schien dabei ständig zu lächeln. Ein einträchtiges, friedfertiges Bild.

Die Mutter muss damals über siebzig gewesen sein. Sie war nicht mehr gut zu Fuß, und die Spaziergänge mit ihrer Hanne fielen ihr immer schwerer, das sah man.

Irgendwann fehlen beide; die gewohnte Szene bleibt … unbelebt. Das fällt sogar Peter auf.

Kurz darauf schickt seine Mutter ihn in den Laden von Schlachter Devis. Ein Viertelpfund Gekochte, sagst du. Hier ist das Geld, und hier sind die Marken. Verlier nichts! Ja. Nein.

Peter muss warten; hier beim Schlachter ist es eigentlich immer voll. Mutti sagt, sie könnte das ja auch vorbestellen und liefern lassen, wo die Littichs doch im selben Haus wohnen, aber nein, das macht der Devis nicht. Peter hört den Kunden zu.

„Wo ist denn eigentlich die alte Frau hin, die hier immer mit der Hanne rumlief? Die hab ich ewig nicht gesehen."

„Das wissense nich? Die Alte konnte zuletzt ja nich mehr. Die is jetzt im Heim."

„Verstehe. Aber die Tochter? Ich meine, die könnte doch nicht alleine – "

„Ach, wo denkense hin? Nie im Leben!"

„Ja aber, was ist denn jetzt mit der? Die ist doch auch weg!"

„Na, was soll sein? Die wird 'ne Spritze gekricht ham. Is ja das Beste für sie."

Spritze. Das Beste. Eine Spritze, Peter. Weißt du, was das heißt, was das bedeutet? Sieh mal, Junge, es gibt hochwertige und minderwertige Rassen und Menschen

auf der Welt, das hast du bereits gelernt. Zu den minderwertigen Existenzen zählen zum Beispiel Asoziale, Landstreicher, Alkoholiker und Irre – lauter unnütze Esser, die nur Geld kosten und Ballast sind für den Staat. Du hast doch auch sicher schon mal was von „lebensunwertem Leben“ gehört, stimmt's?

Kann sein. Aber ob er das richtig verstanden hat? Egal. Kinder haben den Mund zu halten.

11. AUFKLÄRUNGEN

„Sie sollten Peter mal verschicken, Frau Littich. Der Junge braucht Luftveränderung, dann kriegt er auch mehr Appetit."

Verschicken? Wohin denn? Wie geht das? Und was kostet das? Ach nein, danke, Herr Doktor Guthmüller, das können wir uns nicht – wie bitte? Ja, aber das –

Ob sie das denn nicht wolle, oder warum sie solche Bedenken habe – das Geld? Verstehe. Nun, das sollte ihre Sorge nicht sein, wirklich nicht.

„Ihr Mann ist doch in der Partei? Na also. Überhaupt kein Problem! Ein Anruf bei der NSV ..."

Guthmüller bittet seine Assistentin, ihn telefonisch zu verbinden. Er habe da einen Fall –

Die Tür schließt sich für kurze Zeit. Dann kommt der Doktor wieder raus.

„So, Frau Littich. Es ist geregelt. Peter kommt für acht Tage nach Grambek, das liegt äh – bei Mölln, irgendwo. Der Antrag geht heute zu Ihnen raus. Den füllen Sie aus, kommen damit zu mir, ich befürworte ihn, dann geht er zur Volkswohlfahrt zurück, und binnen drei Tagen bekommen Sie Nachricht, wann es losgeht. Und dann wirst du abgeholt, Peter, freu dich drauf!"

Abgeholt? Abgeholt. Weg von zu Hause. Vielleicht muss er woanders nicht mehr auf den Nägeln kauen? Oder er hört nachts mit dem Zähneknirschen auf? Ob die weißen Flecken auf den Nägeln wohl auch verschwinden?

Guthmüller meint, Peter sei sehr nervös. Ahnt er denn nicht, dass Peter Angst hat?

Peter hat den ganzen Tag Schiss, nur in der Schule nicht. Mal hat seine Jacke Flecken – „schon wieder! Wie oft hab ich dir gesagt –“, mal ist sein Zimmer nicht aufgeräumt, oder er hat das Geld für den Frisör verloren – irgendwas bedrängt ihn immer. Auch die Angst, erwischt zu werden, wenn er sich mit sich selbst beschäftigt. Aber manchmal hat Peter sogar Widerworte.

„Na warte, das erzähl ich Vati, wenn er nach Hause kommt.“

„Nein, bitte nicht, bitte bitte, Mutti!“

Er schämt sich für sein Betteln.

Wenn er verschickt wird, entfällt das alles. Aber kuschen muss er in Grambek auch. Und aufpassen! Im Schlafsaal darf niemand merken, dass der große Junge noch auf dem Daumen lutscht. Daran hatte er zu Hause nicht gedacht.

Mädchen und Jungs sind hier im Heim natürlich getrennt, meistens. Nachts sowieso. Nur nicht bei den Mahlzeiten und auf den Liegen während der Mittagsruhe.

Es ist Sommer. Morgens müssen alle zur Gymnastik raus. Die Mädchen turnen hinter dem Heim, die Jungs seitlich davon, ein Stück weit entfernt, am Rand einer Wiese. Zuerst muss jeder Junge die Turnhose ausziehen. Alle nackt! Das ist vielleicht unangenehm. Peter schämt sich; am liebsten würde er protestieren. Die beiden Lehrerinnen ziehen sich nicht aus, selbstverständlich nicht, aber der Peter ist doch kein Baby mehr! Die meisten Kinder sind kleiner als er, nur wenige sind etwas älter. Er versucht, sich hinter ihnen zu verstecken, wird aber zur Ordnung gerufen. Wenn

zwei Lehrer die Gruppe leiten würden, also Männer, dann wäre das weniger schlimm.

Heinzi, einer der größeren Jungs, hat ein schlimmes Bein, muss nicht mitturnen und beobachtet von einem Flurfenster im Heim die Gruppe der nackten Mädchen.

Heinzi hat ein Fernglas! Beneidenswert. Peter überlegt, ob er sich auch ein schlimmes Bein anschafft oder jedenfalls so tut, aber er ist nicht sicher, ob Heinzi ihm das Fernglas leiht.

Und dann ist da noch Anita. Sie mag zwei, drei Jahre älter sein als Peter und ist ziemlich frech. Mit der musst du dich gut stellen! Na ja, sie ist auch ganz hübsch. Leider hat sie ein verkürztes Bein. Sie hinkt, das tut Peter wirklich leid.

Während der Mittagsruhe schleicht sie zu Peter an die Liege, greift unter seine Decke und befummelt ihn. Das ist äh, ganz angenehm … sogar sehr. Hoffentlich kuckt keiner! Später zieht sie ihn ins Vertrauen und erzählt ihm, dass sie „es“ schon gemacht hat, mehrmals sogar. Peter weiß sofort, was mit „es“ gemeint ist, und kommt sich auf einmal erwachsen vor.

Am nächsten Tag hat Anita Tischdienst. Sie räumt das Geschirr ab, dann wischt sie mit einem feuchten Lappen den Tisch sauber. Peter isst noch, die anderen Kinder sind schon rausgegangen. Anita blickt ihn an, grinst, nimmt den feuchten Lappen und schreibt blitzschnell auf die Tischplatte: F I C K E N – dann lacht sie und wischt das Wort wieder weg. Von da an geht er Anita lieber aus dem Weg. Irgendwann sieht er, dass sie Heinzi küsst, natürlich heimlich.

Zwei schlimme Beine, ja, das passt, irgendwie.

Er ist dann froh, als die Zeit in Grambek vorüber und er wieder zu Hause ist. Das schlimme Wort aber, dessen Bedeutung er erst seit Kurzem kennt, verfolgt ihn. Das tun ja wohl – alle? Ja, wirklich: ALLE großen Leute ficken. Kaum zu glauben! Peter sieht die Erwachsenen plötzlich mit ganz anderen Augen an. Wenn das alle machen, dann ja auch seine Eltern. Natürlich, sonst wäre er ja nicht auf der Welt! Aber warum spricht niemand darüber, warum ist dieses eine Wort so schrecklich?

„Mutti, was heißt eigentlich ficken?"

Mensch, Junge, so was fragt man nicht! Schon gar nicht die eigene Mutter! Mag sein, doch die Frage lässt sich nicht zurückholen. Merkwürdig nur: Seinen Vater hätte Peter das nie gefragt.

„Das äh, also das ist ... Wenn Vati und Mutti sich ganz doll lieb haben."

So, mein Junge, jetzt biste aufgeklärt.

> In den Fünfzigerjahren, als ich bereits erwachsen war, wurde ich unfreiwillig zum nie entdeckten Ohrenzeugen eines Gesprächs zwischen meiner Mutter und Oma Fellner. Es ging um eine gemeinsame Bekannte, die operiert worden war. „Da unten, du weißt schon", sagte meine achtzigjährige Großmutter.
>
> „Eierstöcke?", fragte meine Mutter flüsternd.
>
> „Ja", flüsterte Omi zurück. „Eierstöcke."

Noch Fragen?

Szenenwechsel. Was war wichtig, nach dem Krieg? Ein Dach über dem Kopf, nicht hungern und nicht frieren. Selbstverständlich hatten auch Kinder ihren Teil beizutragen, und sei es durch das Sammeln von

Tannenzapfen und trockenen Ästen im Wald, um sie im Ofen zu verfeuern.

Ihre Ausbeute im Handwagen hastig hinter sich herziehend, kommt ein 13- bis 14-jähriges Mädchen aufgeregt nach Hause.

„Mutti, Mutti! Ich blute – ich muss mich verletzt haben im Wald!"

Tatsächlich läuft ihr Blut am Bein herunter.

„Ach, das", sagt die Mutter. „Das ist nicht weiter schlimm. Das wirst du von jetzt an öfter haben. So alle vier Wochen. Wasch dich man ab, und dann nimm den Lappen hier, den kannste dir in den Schlüpfer stecken."

Der Lappen war (und wurde wieder) ausgekocht. Etwas anderes gab es nicht zu der Zeit.

Zufälle

Als Eisenbahner wirst du oftmals dienstlich versetzt. Jedenfalls war das früher so, zu Zeiten von Opa Fellner. Eine Zeit lang wohnte die Familie kurz vor dem Hamburger Hauptbahnhof in einem gelblichen Klinkerbau, welcher der Deutschen Reichsbahn gehörte. Manchmal, Ende der 30er Jahre, fahren sie da mit dem Zug vorbei, wenn sie von Harburg kommen, Peter und seine Eltern.

„Sieh mal, da oben das hintere Fenster, da habe ich damals geschlafen", sagt Helene Littich. „Da war ich noch junges Mädchen. Wenn ich dann mal woanders schlief, in den Ferien zum Beispiel bei meiner Tante Emma, lag ich abends zuerst immer lange wach. Mir fehlte der ganze Lärm!"

Das kann der Junge gut nachfühlen. Hier am Hannoverschen Bahnhof fahren die Züge ja Tag und Nacht!

Richtig, Peter. Und von 1940 bis 1945 bringen die Züge eine spezielle Fracht hierher: Mehr als 7.000 Mitbürger aus Hamburg und Norddeutschland – Juden und Zigeuner. Dass die allermeisten von ihnen umgebracht wurden, erfährst du erst viele Jahre später. Noch später erfährst du, dass man besser Roma und Sinti sagt statt „Zigeuner".

> Gedenktafel am Lohseplatz, ehemals Hannoverscher Bahnhof:
>
> Zwischen 20.05.1940 und 14.02.1945 verließen nachweisbar 20 Deportationszüge den Hannoverschen Bahnhof am Lohseplatz. Mindestens 1264 Sinti und Roma und 5848 Juden wurden in Ghettos, Konzentrations- und Vernichtungslager in Ost- und Mitteleuropa verbracht. Fast 90% der Menschen wurden ermordet oder gingen an den elenden Lebensbedingungen zugrunde. Über Proteste der Hamburger Bevölkerung gegen die Deportationen ist nichts bekannt.

Es sind ... unfassbar grausame Verbrechen, und deshalb mag es unangemessen scheinen, einen Zusammenhang herzustellen aus der Zufälligkeit eines einstigen Wohnsitzes und dem Schicksal Tausender, die in den vierziger Jahren von hier aus deportiert worden sind. Doch manches erschließt sich erst später; Begegnungen bekommen plötzlich eine nicht für möglich gehaltene Bedeutung.

Ist das jetzt eine Annahme und ist der Zeitzeuge „der ärgste Feind des Historikers", wie eine gängige Floskel lautet? Subjektiv mag das bisweilen zutreffen, andererseits kann, was Zeitzeugen berichten, eine Wahrheit enthalten, die ein Historiker nicht erzielen kann.

Unstrittig im historischen Sinne: Daten, für die es Belege gibt. Oder ein Gespräch mit einem, der die Gräueltaten der Nazis überlebt hat und bereit war, darüber zu sprechen anlässlich einer Begegnung im Herbst 2002:

> Ein freundlicher, aufgeschlossener Mann sitzt mir in seiner Wohnung in Georgswerder gegenüber: der Sinto Gottfried Weiß, Jahrgang 1928, drei Jahre älter als ich. Als wir noch Kinder waren, haben wir uns sicherlich manchmal gesehen. Damals war die Großfamilie Weiß in Harburg auf dem Lagerplatz an der Wasmerstraße ansässig … Jetzt, im Gespräch, erfahre ich, dass der legendäre 'Vater Weiß' sein Großvater gewesen ist. Die ältere Frau, die sich in der Veranda meiner Großmutter meine Handlinien zeigen ließ, hieß Rosa, und der rothaarige, auffallend hellhäutige Mann Robert Weiß. Nach mehr als sechs Jahrzehnten bekommen diese Menschen, die mir damals begegnet sind, Namen, werden ihre Schicksale lebendig. Robert Weiß, Gottfrieds Cousin, der vor anderthalb Jahren verstorben ist, musste von 1942 bis 1944 in einem Harburger Kohlensäurewerk Schwerarbeit leisten – aber ohne Schwerarbeiterkarte und ohne Lebensmittel-Sonderzuteilungen wie seine Kollegen, und mit wesentlich geringerem Lohn.

Und er selbst, Gottfried Weiß, wie ist es ihm ergangen? 1939/40 wurde er einer anderen Schule zugewiesen und in eine 'Zigeunerklasse' überführt. „Für meinen Vater", fügt er hinzu, „begannen die Repressalien noch früher. Er wurde bereits 1938 abgeholt und unter Schlägen gezwungen, das KZ Sachsenhausen mit aufzubauen. Bei der Entlassung wurde er bedroht und musste über seine Erlebnisse schweigen. Einmal kam eine Postkarte von ihm,

mit einer Randbemerkung: 'Extragruß an Onkel Baribok.' Das bedeutete so viel wie: Großer Hunger.“

Zweisprachig seien sie aufgewachsen, er und seine Geschwister. „Wir sprechen Sinti [Romanes] *und Deutsch.“ Nein, Zigeuner ist für ihn nicht unbedingt ein Schimpfwort, obgleich ihm die diffamierende Assoziation 'ziehende Gauner' bekannt ist. Dass der Begriff dem Persischen 'Ci-ganch' (Musiker, Tänzer) verwandt ist – wer weiß das schon?*

Ein Bild drängt sich mir auf. Das Zigeunerlager in Harburg – verwaist. Die Zigeuner? Abgeholt? Großmutter, warum? Weiß nicht. Alle fort, über Nacht. Wohin? Ich, der Neunjährige, bin hin zum Lager. Zwei, drei Wohnwagen standen noch da. Stumme Zeugen. Im Bäckerladen nebenan, die Kunden, was sagten sie?

„Hoffentlich hat sich jemand um die Tiere gekümmert. Die können ja nichts dafür.“

„Es geschah am 16. Mai 1940“, berichtet Gottfried Weiß. „Ich war elf Jahre alt. Morgens um vier wurden wir aus den Betten geholt. Polizei, SA, SS – der ganze Platz war umstellt[2]*. Wir würden umgesiedelt, teilte*

[2] Anmerkung: Karin Guth hat Gottfried Weiß am 01.07.2002 interviewt. Er berichtete ihr unter anderem, dass am 16. Mai 1940 der ganze Platz von Polizei umstellt gewesen sei. So ist es auch dokumentiert. Mir gegenüber sprach er zusätzlich von SA und SS. Das lässt sich heute nicht mehr bestätigen. In einem Forum der Sinti und Roma heißt es, SS, Gestapo und Polizisten hätten das Lager umstellt. Diese Unterschiede ändern jedoch nichts an der gewaltsamen Vertreibung vonseiten der nationalsozialistischen Machthaber.

man uns mit, ins damalige Generalgouvernement, wir sollten nur das Notwendigste mitnehmen. Wir bekämen da alles neu, Möbel, Wäsche und so weiter. Man brachte uns auf Lastkraftwagen zum Hamburger Hafen."

Gedenktafel Baakenbrücke 2:

Im Mai 1940 wurden 910 Sinti und Roma auf Befehl Heinrich Himmlers in Hamburg und Norddeutschland zusammengetrieben, in einer leerstehenden Lagerhalle neben dieser Brücke mehrere Tage festgehalten und in das KZ Belzec nach Polen deportiert. Weitere Deportationstransporte verließen Hamburg in den Jahren 1943 und 1944. Nach Schätzungen wurden ca. 500.000 Sinti und Roma Opfer der NS-Rassenpolitik.

„In dem großen Fruchtschuppen mussten wir uns alle nackt ausziehen – Männer, Frauen und Kinder. Wir wurden nach Geld, Wertsachen und Schmuck durchsucht, auch unsere Kleidung. Es war für die Erwachsenen unsagbar erniedrigend und peinlich, sich vor den Kindern entblößen zu müssen. Sie waren es nicht gewohnt, verstehen Sie?" [O-Ton Gottfried Weiß in einem anderen Interview: „(...) Schließlich wurden wir am 20. Mai in die Waggons verladen. (...) Das war der Hannoversche Bahnhof, wo der Zug abfuhr. (...)"]

Es war die erste Station auf einem fünf Jahre währenden, qualvollen Leidensweg, an dessen Beginn das Lager Belzec in Polen, an dessen Ende das Vernichtungslager Bergen-Belsen stand, für Gottfried Weiß das schrecklichste KZ von allen.

Im Warschauer Ghetto schließlich meldet sich Gottfried Weiß, gekennzeichnet durch eine weiße Binde mit rotem Z, freiwillig, um dort Tag für Tag die Leichen einzusammeln – hauptsächlich Kinder – und sie auf einer zweirädrigen Karre abzutransportieren. Dafür gibt es täglich 200 Gramm Brot extra.

In Bergen-Belsen (...) wurde das Lager am 15. April [1945] durch britische Truppen befreit. (...)

Gab es wenigstens finanzielle Entschädigung?

„Für die fünf Jahre habe ich insgesamt 3.050,– DM bekommen. Viele von uns haben gar nichts gekriegt, und wissen Sie, warum nicht? Weil sie nicht lesen und schreiben konnten und deshalb das Ultimatum nicht erkannten, das ihnen in dem amtlichen Schreiben gesetzt worden war!"

> Gottfried Weiß. Ihm begegnet zu sein, hat mich bewegt. Er hätte verbittert sein können, doch gefestigt im christlichen Glauben, (…) hat er selbst den Mördern des NS-Regimes vergeben. (…) Ein imponierender Mann, der sich im Vorstand der „Roma und Cinti Union" engagiert und obendrein als Zeitzeuge überall, wo Jugendliche ihm zuhören wollen, gegen das Vergessen kämpft: in Deutschland, Russland, England, Polen, Litauen, Schweden, Israel.

Das Interview 'Begegnungen mit dem Sinto Gottfried Weiß' (hier gekürzt) erschien im 'Wilhelmsburger InselRundblick' 1/2003. Gottfried Weiß verstarb nach kurzer, schwerer Krankheit im März 2003.

Einsatz Osten

Als wir Deutschen noch *ein Volk, ein Reich, ein Führer* waren und *„Von Finnland bis zum Schwarzen Meer“* stürmten, wie es im 'Russland-Lied' heißt, da war unsere Welt noch in Ordnung. Im Radio kamen fast jeden Tag Sondermeldungen, und die versenkten Schiffe wurden immer größer. Irgendwann jedoch wendete sich das Blatt; die vernichteten Tonnagen wurden weniger, und schließlich kamen Sondermeldungen, da hat Peter Littich sich fast geschämt.

„So 'n kleiner Pott, und deswegen solch ein Theater?“ Ja, merkt denn das keiner, dass wir hier verschaukelt werden? Ach, Junge, davon verstehst du nichts. Wenn das so wäre, dann würden doch auch die Erwachsenen darüber sprechen! Wie geht das Lied denn nun weiter?

„Vorwärts nach Osten, du stürmend Heer!
Freiheit das Ziel, Sieg das Panier!
Führer befiehl, wir folgen dir!“

Niemand hat nachgefragt, was den Führer befiel – nein, nein, so hintersinnig hat damals wohl kaum jemand gedacht (Wenn aber doch? Um Himmels willen, schweig still!). Wir „alle“ haben ihn, den Glorreichen, seinerzeit verehrt bis zur Verzückung. Wenn die Wochenschau Adolf Hitler beim Reichserntedankfest (das hieß wirklich so) auf dem Bückeberg zeigte, und wie die BdM-Maiden ihn anhimmelten, heißwangig und feuchtäugig, dem mögen Gedanken gekommen sein, die der kleine Peter noch gar nicht haben konnte. Er nimmt das Bild mit Erstaunen in sich auf; das Verhalten der jungen Frauen verwirrt ihn und scheint ihm übertrieben. Doch eins begreift auch er: Unser geliebter Führer hat Frankreich besiegt, er hat es besiegt mit

seinen, mit unseren deutschen Truppen! Die Kapitulationsurkunde, die er am 22. Juni 1940 in eben jenem Wagen von Compiègne durch die geschlagenen Franzosen unterzeichnen lässt, in dem dies – umgekehrt – 1918 Deutschland tun musste, tilgt die „Schmach von Versailles“ ein für alle Mal.

Jetzt aber weiter gen Osten, du stürmend Heer, und zwar mit dem Panier! *Sieg das Panier.* Was ist das denn nun wieder? Peter kennt das panierte Kotelett, und dass jemand das Hasenpanier ergreift, also flüchtet, aber Panier? Nie gehört, doch keiner fragt, was das heißen soll (nämlich so viel wie 'Banner'), also scheinen das alle zu kennen außer ihm.

Es ist das Mundhalte-Gebot, das sich verfestigt hat, unwiderruflich sozusagen. Wer traut sich schon, „eine dicke Lippe zu riskieren“, noch dazu als Kind? Und so behält Peter seine Gedanken für sich, auch als er sieht, immer öfter sieht, Woche für Woche im Kino, wie viele Gefangene die Deutschen machen bei ihren Eroberungen. Wer kümmert sich um sie, wo werden die untergebracht, wie werden sie verpflegt? Dies alles sind Überlegungen und Folgerungen im Laufe der weiteren Kriegsjahre. Er behält sie für sich.

Eine Episode überrascht ihn. Es wird in den Schulferien gewesen sein, als er, wie so oft, bei Omi Fellner zu Besuch war. Sie hatte ihn zum Einkaufen geschickt. Als er in den Reeseberg einbiegt, hört er Gesang aus weiblichen Kehlen. Es klingt wie *Uta jessa dowadan* (und scheint russisch zu sein, eine „Übersetzung“ fehlt). Eine Kolonne gefangener Frauen, im Nazijargon Flintenweiber genannt, marschiert auf der Straße, bewacht von zwei oder drei Deutschen. Flintenweiber ohne Flinte.Vermutlich rücken sie zur Arbeit aus. Sie

wirken ganz fröhlich ... Auf einmal lässt eine deutsche Passantin auf dem Bürgersteig ein kleines Päckchen fallen – vermutlich mit geschmierten Broten – dicht am Rinnstein, neben den marschierenden Frauen. Hastig nimmt es eine von ihnen auf und steckt es ein. Merkwürdig. Dann haben die also Hunger?

Vielleicht sind die ja gar nicht so fröhlich, wie es den Anschein hat.

Und noch etwas an dieser Stelle: der Frontverlauf, nein, die vielen Frontverläufe während des Krieges. Peter Littich ist alles andere als ein Kartenleser. Ihm fehlt das Orientierungs-Gen, oder es ist verkümmert. Eines aber kann auch er verfolgen: wo die Fronten verlaufen. Das wird immer und überall bekanntgegeben, Kartenausschnitte werden abgebildet. Es summiert sich schließlich, in den vielen von uns besetzten Ländern, zu Aberhunderten von Kilometern. Wie gelingen da ununterbrochene Kontakte und lückenlose Absperrungen? Wie viele Menschen sind dafür erforderlich, wie viele bewaffnete Soldaten? Überlegt man das, als Kind? Ja, denn schließlich wird ihm, so ganz nebenbei, militärisches Wissen vermittelt, rein theoretisch, versteht sich. Clausewitz' Buch „Vom Kriege“ wird zumindest erwähnt. Aber sprichst du auch darüber, was dir durch den Kopf geht? Stellst du Fragen, Peter? Ja? Was fällt dir ein – willst du etwa Adolf Hitler kritisieren, unseren GröFaZ, den 'Größten Feldherrn aller Zeiten'?

„Junge, nun halt aber mal den Mund, verflixt noch mal! Rede nicht von Sachen, die du nicht verstehst! Wie siehst du überhaupt wieder aus? Deine Haare sind viel zu lang, und dein Scheitel sitzt überhaupt nicht. Kämm dich mal anständig! Morgen gehst du zum Friseur, verstanden?!“

Eines Tages ergeht an Helmut Littich eine sogenannte Abordnung. Er wird versetzt zum Landratsamt Pleß in Oberschlesien, ins von Deutschen besetzte Polen, und tritt dort am 29.4.1940 seinen Dienst an. Für diesen Einsatz hat er sich anscheinend mehr oder minder freiwillig gemeldet, doch hätte er sich weigern können gegen die Versetzung? Ohne Nachteile wohl kaum. Außerdem gab es für die Zeit Trennungsgeld.

Erhalten geblieben aus den Jahren 1940/41 sind einige briefliche Zeugnisse. Daraus geht hervor, dass er im Oktober 1940 ernsthaft erkrankte. Es waren polnische Juden, die ihm die besten Delikatessen zukommen ließen und ihn nicht zuletzt dadurch gesund pflegten.

3.1.41 Soeben erfahre ich, dass meine Versetzung durch die Regierung in Kattowitz angeordnet ist. (…) Ich habe mich s. Zt. unter der Voraussetzung freiwillig gemeldet, später in die Heimat zurück zu kommen. Dieses wurde mir auch (…) zugesagt. (…) vielleicht kann der Kreisleiter helfen. Wir haben den Auftrag, uns sofort nach einer Wohnung umzusehen. (…)

Kurz darauf wird er offenbar nach Krenau überwiesen (sic!), polnisch Chrzanów, Regierungsbezirk Kattowitz, Oberschlesien. Dort ist er bis in den Juli 1941 hinein tätig als Staatsangestellter beim Preußischen Landratsamt, und zwar als Sachbearbeiter für das Pass- und Ausländerwesen. Chrzanów ist 18 km von Oświęcim entfernt (Luftlinie).

Der deutsche Name von Oświęcim lautet Auschwitz.

9.1.41 L. Mutti! Ich grüße alle und nehme an, daß Du inzwischen schon Schritte unternehmen wirst

betr. unserer Versetzung nach hier. Heute habe ich schon die Anzahl der Zimmer für die Wohnung angeben müssen. (...) Atteste müssen vom Arzt und Amtsarzt sein. Ich kann von hier nichts unternehmen.

21.1.41 (...) Du [Mutti] stellst Forderungen, die mir zu erfüllen unmöglich sind. Weißt Du, dass Dein Vorschlag, diesen, also Deinen Brief der Regierung vorzulegen, unmöglich ist? Wer nicht umzieht, dem wird das Trennungsgeld entzogen – wovon soll ich also leben? (...) Und als Angestelltenfrau würdest Du nie nach hier kommen? Ganz abgesehen davon, daß auch ich hier nicht zu Hause sein möchte ... warum hast Du denn damals einen Angestellten geheiratet? (...) stelle ich doch fest, daß Du noch heute genau so von dem Beamtenfimmel besessen bist. (...) müßtest Du wissen, daß dieser Brief ein Boykott gegen den Führer ist. Weißt Du, was das heißt und was darauf steht? K.Z.

(Mensch, Vater! *„Boykott gegen den Führer"* – was soll das denn heißen? Und: *„Darauf steht KZ"* – bist du noch zu retten? Noch nie etwas von Briefzensur gehört? Das hätte auch schiefgehen können, und wie! Ich, dein Sohn, habe mich sehr erschrocken, als ich diese Zeilen Jahrzehnte später las.)

Und genau so würde man mit mir verfahren. (...) Neuerdings soll hier eine Klasse unter der Leitung eines Reichsdeutschen Lehrers zusammengestellt werden. (...) möchte unserem Jungen besseres bieten, das weißt Du. Er soll es später, wenn alles gut geht, einmal besser haben als ich. (...) Es wurden nach hier versetzt: Sekretär Robohm (...)

Hermann Robohm wurde sein Chef. Ein liberaler Vorgesetzter (ebenso wie übrigens dessen Chef); einer, der sich einsetzte für die verfolgten Juden und die Anweisung gab, ihnen Pässe auszustellen, damit sie ausreisen konnten aus dem Generalgouvernement.

Das ging nicht lange gut. Robohm, der „Judenfreund", wurde denunziert, genauso wie sein Chef, desgleichen jener Sachbearbeiter, der die Pässe ausstellte. Sie alle wurden auf Geheiß des Gauleiters abberufen. Heim ins Reich – Glück gehabt.

Robohm kehrt in seine Heimat zurück. Sein Mitarbeiter kommt nicht nach Harburg, sondern muss nach Soltau. Beide setzen am jeweiligen Landratsamt ihre Arbeit fort. Verbürgt ist Folgendes:

„Ich hab hier 'nen Juden."

Die Rettung des Samuel Grajower, 17, vom Zeitzeugen Robert Froese 1990 erzählt[3]:

(...) Die Familie des Salzwedeler Regierungsinspektors Robohm saß [1943/44] beim Abendessen. Es klingelte. Frau Adele Robohm wollte nachsehen. 'Laß', sagte ihr Mann, 'ich geh schon.' Er brachte einen verschüchterten Jungen herein. 'Samuel', flüsterte Adele überrascht. Der Junge trug ein dünnes rotes Hemd und eine graue Hose. Sie hatte ihn sofort als den Sohn des jüdischen Besitzers der Brauereiniederlage [Niederlassung] aus Chrzanów wiedererkannt. 'Wo kommst du

[3] Literaturhinweis: Zitiert aus Ido Abram/Matthias Heyl: „Thema Holocaust Ein Buch für die Schule", April 1996 (Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH), S. 276f, nach Irene Junge: „Onkel Max war jüdisch – Neun Gespräche mit Deutschen, die Juden halfen", Berlin 1991 (Dietz Verlag), S.110f.

her?' Samuel blickte sich scheu um. 'Aus dem KZ Dora, Nordhausen... Alle Juden aus Chrzanów sind weggebracht worden... Helfen Sie mir, Frau Robohm', stammelte der Junge. 'Ich bin geflohen. Man bringt mich um. Ich habe es in Dora gesehen – Berge von Leichen.' Hermann Robohm und seine Frau Adele standen vor der schwersten und gefahrvollsten Entscheidung ihres Lebens. Als er noch im Landratsamt in Chrzanów war, hatte er den Schuldirektor Czep mit seinen Eingaben aus dem KZ befreien können. Aber hier? 'Wo hast du unsere Adresse her?' 'Als ich im vorigen Monat aus Dora floh, bin ich auf Güterzügen nach Chrzanów zum Schulleiter Czep. Der gab mir Kleidung und Ihre Adresse.' 'Und nun bist du auf Güterzügen wieder hierher?' Samuel nickte. Herr Robohm tat einen langen Pfiff. 'Da hast du aber etwas hinter dir.' (...) Hermann blickte seine Frau fragend an. Sie faßte den Jungen am Arm und schob ihn auf einen Stuhl. 'Iß, Junge, du wirst Hunger haben', sagte sie. Und dann hat dieser Robohm Personalpapiere und eine Kennkarte auf den Namen Stanislaus Gorko, staatenlos, Eltern bei einem Bombenangriff auf Hamburg umgekommen, ausgestellt. Über einen Gustav Beier setzte sich der Regierungsrat mit unserem Bürgermeister Pollack in Jeetze in Verbindung, der gleichzeitig Vorsitzender der Molkereigenossenschaft war. Und der ist dann zu meinem Vater gegangen und hat gesagt, so und so, Konrad, „ich hab hier 'nen Juden, den müssen wir unterbringen." Da hat mein Vater geantwortet: „Is jut, wir stellen ihn als Molkereiarbeiter ein." Der Bürgermeister hat noch Lebensmittel- und Kleidermarken besorgt, und von Anfang an wurde Samuel in der Molkerei „Klaus" gerufen.

1. Zeitsprung

Am 2. November 1945 wird Peters Vater vom Landrat des Kreises Soltau aus politischen Gründen entlassen. Am 26. Mai 1946 richtet er, darauf Bezug nehmend, per Einschreiben eine Anfrage an die Militärregierung (!) in Soltau, sinngemäß mit der Bitte um Wiedereinstellung.

Er war, so schreibt er, 1933 im „Stahlhelm", Bund der Frontsoldaten (er war seit 1926 Mitglied), der von der S.A. übernommen wurde. Somit sei er nicht freiwillig in der S.A. gewesen. Seit April 1940 bis zum Zusammenbruch 1945 habe er an keinem S.A.-Dienst mehr teilgenommen. 1937 sei er in die Partei (NSDAP) gekommen, ohne dass er sich darum bemüht habe, doch habe er sich weder parteipolitisch betätigt noch Parteiversammlungen besucht. „(...) In Chrzanów", schreibt er weiter, „war ich in der Passabteilung tätig und habe vorzugsweise für Juden Pässe und Grenzübertrittscheine ausgestellt. Nachstehend aufgeführten jüdischen Einwohnern der Stadt Chrzanów habe ich mehrfach geholfen und war häufig Gast in deren Familien:

Viehhändler Friedmann,
Bierbrauer Grajower,
Zimmer,
Schneider Mayer,
Geschäftsinhaber Ascherleser,
Mandelbaum.

(...) Ende 1940 erkrankte ich in Chrzanów an einer Kehlkopfentzündung und habe es gerade den obigen Personen zu verdanken, dass ich gesundete, indem sie mich pflegten und mit Stärkungsmittel(n) versorgten.

(...) Ich bin bereit, mich, sofern diese Leute noch am Leben sein sollten, mit denselben in Verbindung zu setzen, um die Glaubwürdigkeit meiner Angaben nachzuweisen, und versichere ausserdem an Eides statt, dass die von mir gemachten Angaben auf Wahrheit beruhen. Einer geneigten Antwort gern entgegensehend, zeichne ich hochachtungsvoll ...“

Unterschrift. Handschriftlich vermerkt: *Rückantwort nicht erhalten.*

2. Zeitsprung

Gach Henryk, Leiter der städtischen Grundstücksverwaltung (?) in Walbrzych (deutsch: Waldenburg), schreibt[4] am 3.1.1947 auf Polnisch und Deutsch, Letzteres hier wiedergegeben wie im Original:

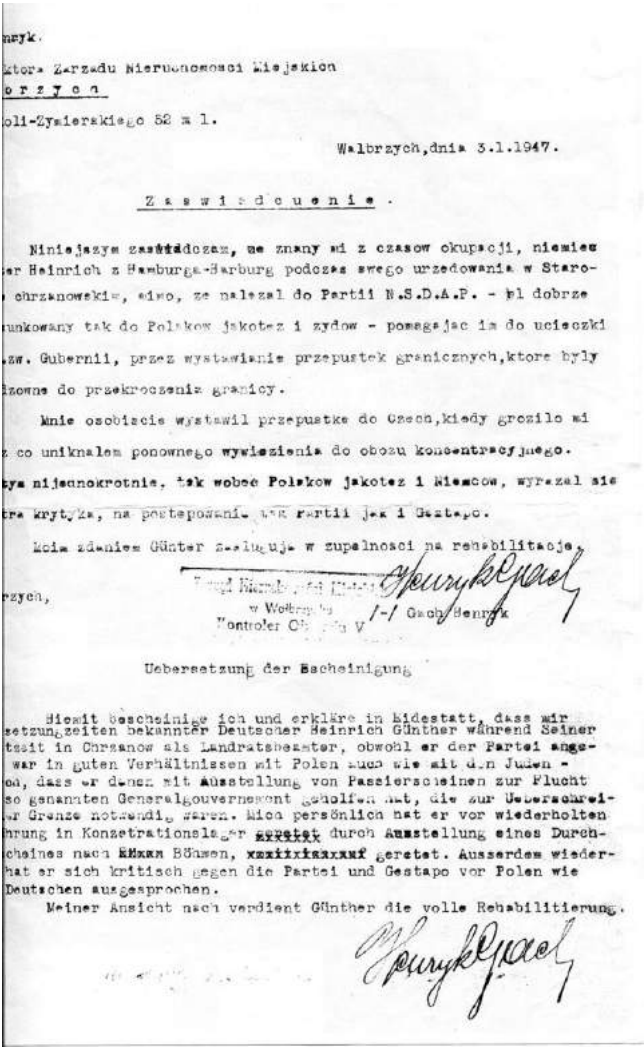
Uebersetzung der Bescheinigung

Hiemit bescheinige ich und erkläre in Eidesstatt, dass mir in Besetzungszeiten bekannter Deutscher H.G. *[hier genannt: Helmut Littich]* während Seiner Dienstzeit in Chrzanow als Landratsbeamter, obwohl er der Partei angehörte war in guten Verhältnissen mit Polen auch wie mit den Juden – dadurch, dass er denen mit Ausstellung von Passierscheinen zur Flucht nach so genannten Generalgouvernement geholfen hat, die zur Ueberschreiten der Grenze notwendig waren. Mich persönlich hat er vor wiederholten Ausführung in Konzetrationslager durch Ausstellung eines Durchlassscheines nach Böhmen, gere-

[4] Dieser sogenannte Persilschein – alle wollten nach dem Krieg wieder eine „weiße Weste haben“ – wurde vom Absender Gach unaufgefordert meinem Vater zugeschickt, doch dieser hat ihn nicht für sich genutzt. Vermutlich hatte er keine Ahnung, was und wie und wo er damit hätte etwas erreichen können.

tet. Ausserdem wiederholt hat er sich kritisch gegen die Partei und Gestapo vor Polen wie auch Deutschen ausgesprochen. (…) verdient die volle Rehabilitierung. – Unterschrift.

Darunter, handschriftlich: *Ich glaube (…), dass dies genügen wird, denn Du weisst wir stellen für die Gräueltäter keine Befürwortung (…) aus.*



nczyk.

ktora Zarzadu Nieruchomosci Miejskich
o r z y c o

oli-Zyzierskiego 52 m 1.

Walbrzych,dnia 3.1.1947.

Z a s w i a d c z e n i e .

Niniejszym zaswiadczam, ze znany mi z czasow okupacji, niemiec
er Heinrich z Hamburga-Harburg podczas swego urzedowania w Staro-
chrzanowskim, slyszalem, ze nalezal do Partii N.S.D.A.P. - Bl dobrze
unkowany tak do Polakow jakotez i zydow - pomagajac im do ucieczki
.zw. Gubernii, przez wystawianie przepustek granicznych,ktore byly
izowne do przekroczenia granicy.

Mnie osobiscie wystawil przepustke do Czech,kiedy grozilo mi
z co uniknalem ponownego wywiezienia do obozu koncentracyjnego.
kym niejednokrotnie, tak wobec Polakow jakotez i Niemcow, wyrazal sie
tra krytyka, na postepowanie tak partii jak i Gestapo.

Moim zdaniem Günter zasługuje w zupelnosci na rehabilitacje.

rzych,

w Wolbrzychu
Kontroler Ch[illegible] V

/-/ Czech/Henryk

Uebersetzung der Bescheinigung

Hiemit bescheinige ich und erkläre in Bidestatt, dass mir
setzungszeiten bekannter Deutscher Heinrich Günther während Seiner
tszit in Chrzanow als Landratsbeamter, obwohl er der Partei ange-
war in guten Verhältnissen mit Polen auch wie mit den Juden -
od, dass er denen mit Ausstellung von Passierscheinen zur Flucht
so genannten Generalgouvernement geholfen hat, die zur Ueberschrei-
er Grenze notwendig waren. Mich persönlich hat er vor wiederholten
hrung in Konzetrationslager ~~xxxxxx~~ durch Ausstellung eines Durch-
scheines nach ~~KKxxx~~ Böhmen, ~~xxxixixxxxxf~~ gerettet. Ausserdem wieder-
hat er sich kritisch gegen die Partei und Gestapo vor Polen wie
Deutschen ausgesprochen.

Meiner Ansicht nach verdient Günther die volle Rehabilitierung.

3. Zeitsprung

22.10.1948 Entnazifizierungs-Hauptausschuß des Kreises Soltau (…) ergeht (…) folgende Entscheidung [*meinen Vater betreffend*]:

> Der Betroffene ist entlastet
> (Kategorie V [„Mitläufer"]).

4. Zeitsprung

17.2.1956 Landgericht Darmstadt, 4. Entschädigungskammer: Betrifft Entschädigungssache Mojsche Eliezer Zolty-Stanislawski gegen das Land Hessen: „Das Gericht ist bemüht, die Umstände aufzuklären, unter denen die jüdische Bevölkerung von Chrzanow (Krenau) und Umgebung während des 2. Weltkrieges leben musste. Da Sie früher in Chrzanow gewohnt haben (…) Sie werden daher gebeten (…)"

1.3.1956 Antwort meines Vaters (Auszüge): *Verbote und Strafandrohungen waren auch in Ch. an der Tagesordnung; Schließung von jüdischen Geschäften und Ausweisungen aus der Wohnung usw. Ausgangsbeschränkungen haben bestanden. Die Einführung des Judensterns muß in Ch. ca. 1940 erfolgt sein. Die jüdische Bevölkerung war gezwungen, öfter den Wohnraum zu wechseln, falls derselbe für andere Personen benötigt wurde. Sie wohnte auf engstem Wohnraum zusammen. Ich habe des öfteren die Abende bei jüdischen Familien verbracht und weiß daher, wie erbärmlich sie lebten und dennoch gegen mich sehr gastfreundlich gewesen sind. Zu meiner Zeit hat es in Chrzanow noch etliche jüdische Geschäfte, Gastwirte, Weißwarengeschäfte, Schneider, etc. gegeben. Als Bewohner von Ch. habe auch ich*

hier gekauft. Von Arbeitsverhältnissen der Juden kann man nicht sprechen, und wenn schon dann nur von Zwangsarbeit. Die Lebensverhältnisse der Juden waren bestimmt nicht rosig zu nennen, wer von der Lebensmittelkarte leben mußte, war dem Hungertode preisgegeben, – langsam aber sicher – . Die Verpflichtung der [= zur] *Zwangsarbeit war wohl Sache des Arbeitsamtes, es wurden öfter Razzien auf offener Straße gegen die jüdische Bevölkerung abgehalten, bei denen Männer und Jünglinge zum Bahnhof unter Bewachung abgeschoben wurden, – wohin, entzieht sich meiner Kenntnis. (...) Ich habe sehr viel mit der jüdischen Bevölkerung dienstlich bei der Ausstellung von Pässen und Grenzübertrittsscheinen zu tun gehabt und kannte daher die Nöte und Sorgen derselben, einschl. der Polen.* [Eidesstattliche Versicherung, Unterschrift]

5. Zeitsprung

Peter Littich ist nie auf die Idee gekommen, sich auf der Karte anzusehen, wo Chrzanów liegt. Auschwitz (Oświęcim) ist von Chrzanów – rund 20 Kilometer entfernt. Nur 20 Kilometer! Eines Tages, Jahrzehnte nach dem Krieg, spricht ihn ein Bekannter darauf an ...

Plötzlich hat er eine Szene aus dem Jahr 1940 vor Augen. Helmut hat Urlaub, ist gestern aus Polen gekommen. Peter will seine Eltern etwas fragen, eilt aus seinem Kinderzimmer, läuft zum Wohnzimmer und öffnet ungestüm die Tür.

Ein Halbsatz von Helmut dringt an sein Ohr, ein unverständlicher Wortbruch, noch in derselben Sekunde verschluckt. Seine Eltern sitzen da, verstummt, verschreckt und wie erstarrt, als hätten sie eine Todsünde

begangen. Ihre Münder sind halb geöffnet, die Augen weit aufgerissen, sie scheinen ihn anzuflehen, sie nicht zu verraten. Ein Bild wie ein Schnappschuss, eingefroren inmitten einer Geste. Die Spannung ist kaum zu ertragen.

„Ich – ich wollte nur …", stammelt Peter. Er hat das Gefühl, ihnen eine Brücke bauen zu müssen. Äh, oh, ach ja, Junge, du hast sicher eine Frage …

Sie atmen auf und reden beide auf ihn ein, hastig, gleichzeitig.

> Auschwitz, Helmut. 20 Kilometer Luftlinie sind nicht viel. Hast du Ausflüge gemacht von Chrzanów aus? Wie nahe bist du Auschwitz gekommen? Hast du Rauch wahrgenommen? Wonach roch der Wind, wenn er auf Chrzanów hintrieb? Nun sag schon, Vati, sag an, worüber habt ihr gesprochen in Chrzanów, und was hast du hier in Harburg Mutti erzählt? Das sind doch nicht nur Gerüchte aus Auschwitz gewesen, die sich verbreitet haben, das müssen doch entsetzliche Aussagen gewesen sein! Na komm schon, Helmut Littich: Was hast du gewusst? Spuck es aus!

Aber das Erkennen, das Wiedererkennen dieser Szene und deren Hintergründe setzt erst viele Jahre nach dem Kriege ein, und so bleibt es beim Nachfragen hin und wieder, etwa bei Geburtstagsfeiern, wenn die alten Krieger beisammen sitzen: Erzählt doch mal, jetzt, wo alles vorbei ist, wie war das damals mit den Juden? Keine Antwort. Also noch mal, und lauter:

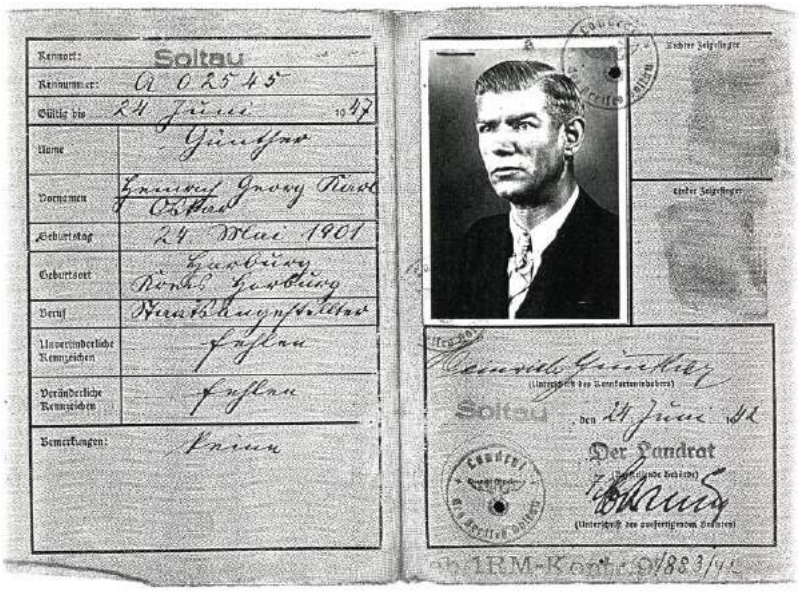
„Wie war das damals mit den – "

„Jetzt halt aber mal den Mund, zum Donnerwetter! Mal muss auch Schluss sein damit."

Soltau

Es ist Krieg, man muss sich einschränken, mehr und mehr. Auch die Väter werden rar. Alle wehrfähigen jungen Männer sind jetzt bei den Soldaten, manche sind schon gefallen.

Selbst jene, die noch gar keine Väter waren.



Kennkarte Helmut Littich

Helmut ist ja schon 40, der wird nicht mehr eingezogen. Noch nicht. Er hatte Urlaub bekommen nach seinem *Einsatz Osten* in Polen. Danach muss er nach Soltau. Doch zunächst ist er mal zu Hause und sonnt sich in der Rolle „Reicher Onkel aus Amerika“, nein, Polen: Etwas Schmuck für die Mutti hat er mitgebracht, außerdem schöne Stoffe – die kommen in einen Koffer, für später, und der Koffer kommt in den Keller – sowie kleine, handgeschnitzte, bemalte Figuren in bäuerlicher Tracht.

„Nun kuck mal an, die Polen! Dass die so was können – ? Soll man gar nich denken, nich?“

Und Schnaps hat Helmut, auch aus Polen. Den echten, 96-prozentigen! Reiner Sprit, sozusagen. Kann man den überhaupt trinken?

„Das ist, äh, Gewöhnungssache. Zuerst gehste in die Knie und denkst, dir wird das Rückgrat rausgetrennt. Hauptsache, du schnappst nicht nach Luft. Runterkippen – und dann den Mund zuhalten. Sonst kriegst du einen Hustenanfall, dass du denkst, deine Lunge fliegt mit raus!“

Helmut verdünnt ihn zur Hälfte mit Wasser. Dann hat er immer noch 48 Prozent. Den „echten“, unverdünnten, bewahrt er auf für besondere Gelegenheiten, wie den Besuch vom Blockwart, beispielsweise. Der Kerl soll ja so doof sein, aber alter PG! Er kann den nicht verknusen.

„Dem schenk ich jetzt einen ein!“, raunt Helmut seinem Sohn zu. „Aber richtig!“

„Auf den Führer!“ „Auf den Endsieg!“

Gekippt. Der Blockwart läuft rot an, gefährlich rot, die Augen tränen und quellen hervor, er geht tatsächlich in die Knie, japst nach Luft und hustet sich die Seele aus dem Leib.

„Oou!“, krächzt er, als er wieder zu sich kommt. „Der ist aber gut!“– Heilhitler, weg ist er.

Seinem Jungen muss Helmut auch mal langsam ein bisschen Mannsein beibringen. Es passt sich gut, am nächsten Tag, dass Helene zum Friseur muss und sie allein sind.

„Na, Peter, auch mal probieren?“

„Den echten? Ich weiß nicht …“

„Na komm – du bist doch schon groß!“

Klar, groß sein wollen alle Kinder, Jungs sowieso.

„Ich trink auch einen mit! Aber Mutti sagen wir nichts davon.“

„Prost, mein Junge! Auf ex!“

„Prost, Vati!“

Runter damit – und jetzt ist es der Junge, der fast zu Boden geht. Gleich, gleich werden seine Eingeweide verbrennen! Er presst die Lippen zusammen, schnaubt durch die Nase wie ein Walross, aber er hält durch. Helmut nickt anerkennend. Was wäre wohl geschehen, wenn der Junge den Mund geöffnet hätte? Sein Vater konnte nicht wissen, dass Peter gehört hatte, dass man das auf keinen Fall tun darf. Hat ihn das nicht gekümmert, wollte er ihn auflaufen lassen und sich an seinem Anblick weiden?

Am folgenden Tag fährt Helmut Littich nach Soltau, und irgendwann im Winter besucht Helene ihn dort, gemeinsam mit Peter. Der Junge hat sich inzwischen daran gewöhnt, dass sein Vater selten zu Hause ist. Es gefällt ihm, und er versucht, keinen Anlass für Klagen zu geben.

Was macht Vati eigentlich in Soltau?

In einer Nachkriegs-Arbeitsbescheinigung vom 19. Juni 1946 heißt es: *Ihm waren die Angelegenheiten des Ausländeramtes, der Freiwilligen- und Pflichtfeuerwehren, die Brandkassensachen sowie die Angelegenheiten der Feuerpolizei übertragen.* Das ist ’ne Menge Holz für einen kleinen Sachbearbeiter, so scheint es, doch das Amt hat außer ihm noch zwei andere Mitarbeiter.

Einer davon ist sogar 'ne Frau.

Kuck, sagt Vati, hier ist mein Schreibtisch. Hier arbeite ich.

Es ist saukalt. Hier drinnen ist geheizt, aber im Innenhof des Amtsgebäudes geht eine Gruppe zerlumpter, kahlgeschorener Männer auf und ab – barfuß! Die müssen doch frieren, oder?

„Das sind gefangene Sowjets", sagt Vati. „Kuck mal den einzelnen Mann da vorne rechts, Peter, siehste den? Das ist ein Lehrer."

Ein – ein Lehrer? Das glaubt Peter nicht, das kann doch gar nicht sein! Die Sowjets, das sind doch alles Untermenschen, und trotzdem haben die Lehrer? Der hier ist sogar noch ziemlich jung. Aber er hat Lumpen an! Ein Lehrer in Lumpen, das geht doch nicht. Auch wenn er ein Gefangener ist. Am liebsten würde Peter rausgehen, dem Mann die Hand geben und sich verbeugen, wenigstens das, damit der mal sieht, dass nicht alle so denken wie – ja, wie denken die denn, die Erwachsenen?

„Was wird denn mit dem Mann, Vati?"

Helmut zündet sich eine R6 an. „Keine Ahnung. Aber um die Gefangenen muss sich keiner Sorgen machen, die werden gleich abgeholt."

„Vati, Peter, kommt, wir müssen los, sonst kriegen wir den Zug nicht mehr!"

Abschiedsküsse mit Vati-Umarmung. Die zerlumpten Gefangenen ... sind verschwunden.

Gescheitert

„Spätestens Weihnachten ist der Krieg vorbei …"

Weihnachten? Wirklich? Welches Jahr? Welcher Krieg?

„Wir werden ihre Städte ausradieren!", hat Hitler bereits im September 1940 den Engländern prophezeit. Jetzt machen wir erst mal die Sowjets fertig. Am 22. Juni 1941 wird das „Unternehmen Barbarossa" gestartet – Vorhang auf, um 3 Uhr 15: Krieg gegen die Sowjetunion! Schuld daran sind natürlich die Bolschewiken. Das Weltjudentum und der jüdische Bolschewismus! Genau. Die wollen uns kaputtmachen, die wollen Europa unterwerfen! Dem musste Hitler zuvorkommen.

Dass dies ein ideologisch verbrämtes Lügengespinst war und Hitler – was kümmerten den Verträge! – die Sowjetunion überfallen hat, wie wir heute wissen, ahnten damals die wenigsten. Was aber wusste ein Zehnjähriger von den Bolschewiken und vom Bolschewismus? Nicht das Geringste. Es waren Schlagworte. Die liest du Tag für Tag in der Zeitung, ohne nachzudenken. Irgendwas wird schon dran sein.

Und die Erwachsenen? Wussten die mehr? Die meisten sicher nicht.

Peter Littich aber spürte, dass die Gefahr des Scheiterns größer geworden war. Schon allein dieser Nichtangriffspakt zwischen Hitler und Stalin hatte ihn misstrauisch werden lassen. Die Sowjets, das waren doch … Untermenschen, oder etwa nicht? Aber wieso waren dann wir, wieso war Adolf Hitler mit dem Führer der Untermenschen verbündet?

Gut, das war jetzt vorbei. Jetzt werden wir's dem Iwan zeigen! Doch die Menschen in der Umgebung von Peter wirkten seltsam bedrückt, auch wenn sie nicht darüber sprachen. Wer traute sich das schon? Er selbst ohnehin nicht. Niemand käme auf die Idee, dass der Junge eine Meinung, womöglich sogar eine kritische Einstellung zum Krieg oder zum politischen Tagesgeschehen haben könnte, und selbstverständlich glaubt auch er weiterhin an Hitler, an Wunderwaffen und an Deutschlands Sieg, der jetzt Endsieg heißt.

„Peter Littich, träum nicht! Mach deine Schularbeiten. Du willst doch auf die Oberschule!"

Doch er sieht sich die Sowjetunion auf der Karte an. Welch ein riesiges Land! Wir dagegen, unser „Großdeutschland": Lächerlich klein. Das kann nicht gutgehen! Daran ist bereits Napoleon gescheitert! Peter beschleicht ein Gefühl der Angst. Er hat ein Gemälde vor Augen: Napoleons Armee, 1812 geschlagen, flieht aus Russland: *„Mit Mann und Ross und Wagen hat sie der Herr geschlagen."* Aber Peter kann einfach nicht darüber sprechen, und er kennt niemand, dem er trauen, sich anvertrauen könnte. Die Vorstellung, der Knirps Peter Littich „weiß", nein, spürt, dass Deutschland den Krieg nicht mehr gewinnen kann – wie absurd ist das denn?

Da ist ja noch mehr, was ihn ängstigt. Der Sowjetstern ist rot, rot wie Blut. Hammer und Sichel, die Staatssymbole, sind die Werkzeuge der Arbeiter und Bauern, sie verkörpern gewissermaßen den Kommunismus, aber in seiner Vorstellung symbolisieren sie nur entsetzliche, furchteinflößende Mordinstrumente. Er sieht das Foto von dem geblendeten Mann aus dem Weißbuch wieder vor sich!

Am 7. Dezember 1941 überfällt Japan die Amerikaner in Pearl Harbor. Welch ein Erfolg unserer Verbündeten! Und nur vier Tage später, am 11. Dezember, erklärt Hitler im Namen Deutschlands den USA den Krieg. Moment mal: Deutschland führt Krieg gegen die Sowjetunion u n d gegen Amerika? Ist der Führer wahnsinnig? Wie soll man denn da hinkommen, nach Amerika, das ist doch viel zu weit weg!

„Junge, da schicken wir unsere U-Boote hin – du sollst mal sehen!"

Ach so. Ja! Und denk doch mal nach: Die großdeutsche Wehrmacht, die ist doch von Sieg zu Sieg geeilt! Ist unser Führer nicht einzigartig und unvergleichlich, und wir, sein Volk, ebenso? Wie rasend schnell dringen wir allein in Russland vor! Die Bevölkerung der Ukraine und Weißrusslands begrüßt uns Deutsche sogar als Befreier ... Dänemark haben wir besetzt, Norwegen auch, die Niederlande überfallen, sozusagen, dazu Belgien und Luxemburg. Griechenland haben wir in zehn Tagen besiegt, gemeinsam mit unseren italienischen Waffenbrüdern, Jugoslawien in zwanzig Tagen, Frankreich ist erledigt, na, und der Rest? Den schaffen wir auch noch. Das wär' ja gelacht!

Mutti traut sich, skeptisch zu sein.

„Aber Helmut, dieser Roosevelt – ist der nicht gefährlich?"

„Der Präsident der USA? Ach, Lene. Das ist ein Lügenjude oder so, hat unser Führer gesagt. Nichts weiter. Vermutlich hat er recht. Roosevelt heißt Rosenfeld. Allein der Name!"

(Nein. Jude ist er nicht.)

Dachte man so? Sprach man so? In den Zeitungen steht dauernd etwas von den Plutokraten, und dass es

jetzt dem Finanzjudentum in den Staaten an den Kragen geht. Eine Serie in einer Illustrierten mit dem Titel *Und das 'in Gottes eigenem Land'?* prangert tatsächliche oder angebliche Missstände in den USA an; Peter verfolgt die Beiträge interessiert. Die Stimmung in seiner Umgebung, so meint er sich zu erinnern, ist widersprüchlich. Es gibt eine nach außen getragene Zuversicht mit frohlockend-siegesgewissem Lächeln (und sei's mit zusammengebissenen Zähnen), und es gibt die innere, angespannte Ängstlichkeit, die Furcht vor dem Scheitern, vor der Katastrophe, über die aber niemand spricht, Peter, hörst du? Hast du deine Schularbeiten fertig?

Lehr-Reich

"Diese Jugend lernt ja nichts anderes als deutsch denken, deutsch handeln ..." Jawoll, mein Führer! Das hat Hitler begründet und fortgeführt: Sie hat einzutreten, diese, seine deutsche Hitler-Jugend, pflichtgemäß in die HJ, später in die SA, SS oder in das NSKK (das Nationalsozialistische Kraftfahrer-Korps), in die Partei, in die Wehrmacht ... Zum Schluss heißt es: *„... und sie werden nicht mehr frei ihr ganzes Leben und sie sind glücklich dabei ...*" (Aus einer Hitler-Rede, 1938. Der letzte Halbsatz wird beim Zitieren oft weggelassen).

Glücklich? Glücklich! Mit 10 kommst du in die Hitlerjugend, indoktriniert worden bist du schon lange vorher, Peter. Und nun, im Dezember 1940, mit 9 Jahren, wirst du sogar ausgewählt für einen Lehrgang, eine Schulung für das Reich sozusagen, das großdeutsche. Bestimmt sehr lehrreich! Nur die beiden „Besten" aus deiner Klasse dürfen daran teilnehmen, und du bist dabei. Sei stolz darauf!

Die anderen besten Teilnehmer kommen aus ganz Hamburg.

Es geht nach Hoisdorf in Schleswig-Holstein, in eine Jugendherberge. Eine Uniform habt ihr noch nicht, aber einen Trainingsanzug hat jeder. Sport, Drill, Schulung, Essen, Schlafen, Gemeinschaft, Volksgemeinschaft. Das ist doch was, Junge!

Boxen ist angesagt. Boxen? Ja, mit richtigen kleinen Boxhandschuhen, wie niedlich! Aber Peter hat mal im Radio gehört, dass ein Boxer unglücklich an der Schläfe getroffen wurde und daran gestorben ist! Das muss er unbedingt seinem Gegner erzählen und ihn bitten, nicht knallhart zuzuschlagen – er will schließlich am Leben bleiben.

Doch was macht der? Erzählt es laut den anderen! Riesengelächter. – Peter, du Dölmer, halt dich zurück!

Am nächsten Vormittag ist Schulung angesagt. Zettel, Stift, oben links den Namen draufschreiben und die Schule. Mündlich wird gefragt, schriftlich ist zu antworten. Verstanden?

„Wenn du groß bist, was möchtest du einmal werden?"

Keine Ahnung. Irgendein Held oder so.

Fallschirmjäger, schreibt Peter. Er hat das schon oft gesehen in der Wochenschau, wenn die aus dem Flugzeug springen. Es gibt nichts, wovor er mehr Schiss hätte!

Nächste Frage. „Warum?"

Warum? Ach, du liebe Zeit! Was soll man da bloß schreiben? Doch es gibt kein Zurück. Einfach einen Strich machen ist ausdrücklich verboten. Überleg mal schnell, was erwarten die?

Weil ich glaube, dass ich meinem Vaterland so am besten dienen kann.

Gut gemacht! Darüber würde sich sogar Adolf Hitler freuen. Peter Littich hat zum ersten Mal manipuliert. Er ist sich dessen bewusst und würde es im Bedarfsfall … vermutlich wieder tun. Erschreckend! Er behält diesen Satz für immer im Gedächtnis, Wort für Wort.

Einer der jungen Kameraden hat geschrieben, er wolle *Forscher* werden. „Forscher!" Wie kann man nur! Das wird laut verkündet, und schon hat der seinen Spitznamen weg.

So funktioniert sie halt, die Volksgemeinschaft.

Die nächste Prüfung, am folgenden Tag: Einmal um den kleinen Teich laufen, einzeln, die Zeit wird gestoppt. Einen Weg gibt es nicht. Nur tiefen, tiefen Schnee. Peter stapft mühsam hindurch mit seinen kurzen Beinen. Er braucht länger als jeder andere, viel länger. Hat er die falschen Stiefel an? Blamabel.

Schließlich kommt der letzte Abend. Alle sind aufgedreht und laut. Um neun ist Zapfenstreich, aber wen kümmert das? Es wird weiter gequatscht und gelacht. Zehn Minuten später wird die Tür aufgerissen.

„Ruhe, verdammt noch mal! Wir sind hier nicht in der Judenschule! Es wird geschlafen! Ich will keinen Mucks mehr hören, verstanden? Sonst passiert was!"

Das wirkt. Aber nur für fünf Minuten, dann geht dies Quasselei wieder los – bis abermals die Tür aufgerissen wird. Trillerpeife: Trrrriiiiiiit!

„Aaaachtung! Raustreten! In zwei Minuten seid ihr unten – marsch, marsch! Und niemand schaltet hier das Licht an!"

Wo ist – zwei Minuten?! – meine Jacke, verdammt! Stockdunkel hier.

Eine kalte, sternklare Vollmondnacht. Der Platz am Haus ist seit Tagen zugeschneit, der Schnee liegt etwa einen halben Meter hoch und ist obenauf gefroren, die Kristalle glitzern. Wie befohlen, bauen sich die Jungs am Rande, zum Platz hingewandt, in einer langen Reihe auf.

„Aaaachtung! Stillgestanden! Hände auf dem Rücken zusammenfalten, und wehe, jemand streckt sie nach vorne! Iiiin Liegestütz – fallt!"

Alle Jungs fallen aufs Gesicht; niemand wagt es, zum Schutz die Hände nach vorn zu strecken. Fast alle stoßen sich beim Kontakt mit der gefrorenen Schneedecke die Nase blutig.

Gelobt sei, was hart macht! (Hitler? Nee, Nietzsche.)

„Auf, auf, ihr faulen Säcke! Stillgestanden! Rührt euch! Das wird euch hoffentlich eine Lehre sein. Zurück in die Kojen, marsch marsch!"

Im Schlafsaal angekommen, kriecht einer der Jungs unter dem Bett hervor. Der war einfach nicht mitgegangen.

Drei Wochen später kommt eine Nachricht für Peter: *durchgefallen*, sein Klassenkamerad auch. Aus ganz Hamburg sollen nur zwei oder drei Jungs für den nächsten Lehrgang ausgewählt worden sein. Für Peter Littich ein schwacher Trost; er hat zum ersten Mal in seinem Leben eine Prüfung nicht bestanden.

Worum es dabei ging, nämlich um die Vor-Auswahl einer jugendlichen Elite für die Napola, die Nationalpolitische Erziehungsanstalt, erfährt er erst etliche Jahre später.

Manchmal ist es richtig gut, nicht so elitär zu sein.

Argusaugen

Könnte man die Familiengeschichte der Littichs generationenweit zurückverfolgen, würde man wohl feststellen, dass sie eher Sammler als Jäger waren. Vielleicht ahmte Peter auch seinen Vater nach, der im Wald mit Kennerblick den Boden absuchte. Helmut schien im Voraus zu ahnen, wo Pfifferlinge wuchsen, Peter hatte ein Gespür für Steinpilze – und wurde dafür gelobt.

Später ließ der Krieg den Jungen in der Stadt mehr und mehr das Pflaster nach Fundstücken absuchen. Zum einen waren dies, sobald der nächtliche Alarm vorüber war, am nächsten Morgen die Flaksplitter auf den Gehwegen und in den Rinnsteinen – je größer, desto besser.

Manche haben eine goldgelbe Oberfläche und stammen „vom Uhrwerk" der Granate (sagten andere Jungs). Was immer das bedeuten mag, sie glänzen. Da die Splitter scharfe Kanten haben, sind Peters Hosentaschen ständig zerlöchert, doch Helene flickt sie, ohne mit ihm zu schimpfen. Jungs müssen wohl so sein, so ... grenzenlos blauäugig, indem sie jegliche Gefahr, deren Brisanz sie allenfalls ahnen mochten, missachteten, um sie bestehen zu können. (Im Ernstfall wird daraus der sogenannte Todesmut.) Ihr Söhnchen war obendrein ausgesprochen naiv, um nicht zu sagen: dumm, fand Helene. Dölmer, hätte Helmut gesagt.

Zum anderen sammelt Peter Zigarettenbilder. Wo immer er leere Zigarettenpackungen findet – und er geht dafür viele lange Wege –, durchsucht er sie; meistens hat er Glück. Die Alben von Reemtsma zum

Einkleben der Bildchen sind ausgesprochen billig, Vati kauft sie, und nach und nach kriegt er einige Sammelalben voll. Helene ist überhaupt nicht begeistert, dass der Junge diesen Zigaretten-Dreck aufsammelt – „dann doch lieber Splitter!", aber Helmut klebt die Bilder sorgfältig ein, „weil Peter daraus viel lernen kann, Mutti."

Unverfänglich ist das Album „Wunder der Tierwelt"; beängstigend hingegen eine Abbildung vom so genannten *Prager Fenstersturz* in „Gestalten der Weltgeschichte". Wie kann man nur einen Menschen zu zweit überwältigen und aus dem Fenster stoßen! Tendenziös: das Album „Raubstaat England". Zu dick aufgetragen!, stellt Peter fest. Ist Deutschland jetzt nicht auch ein Raubstaat?

All diese Schätze verbrennen 1944, als das ganze Haus zerbombt wird und in Schutt und Asche fällt. Doch Peter sucht nach dem Krieg abermals mit Argusaugen das Straßenpflaster ab – jetzt nach Zigarettenkippen. Aus diesen Tabakresten mit entsprechend hohem Nikotinanteil (aber ach! Wen kümmerte das schon?) dreht sein Vater mithilfe von Zigarettenpapier neue Zigaretten – meistens reichen drei bis vier Kippen –, auch für Jung-Peter, seinen 16-jährigen Sohn.

Vergnüglich

Als Peter heranwächst, kann er noch fast überall auf der „großen Straße" spielen, es fahren nur wenige Autos. Omi Fellner schenkt Peter Rollschuhe mit Doppelkugellager – und, hast du nicht gesehen, ab geht die Post! Das ist fast noch schöner als Lesen. Ein Fahrrad darf sie ihm nicht schenken. Zu gefährlich, sagt Mutti.

Im Winter ist Rodeln angesagt, in den Harburger Bergen, und Schlittschuhlaufen auf dem zugefrorenen Außenmühlenteich. Einmal, ein einziges Mal, 1944, hat der Junge auf dem Schwarzenberg auf Skiern gestanden – wirklich mehr gestanden als gelaufen, denn er war buchstäblich auf sich allein gestellt. Die Skier waren gebraucht, man bekam sie fast umsonst bei einer Ausgabestelle. Stammten sie von gefallenen Soldaten?

Die Anzahl der Todesanzeigen in den Zeitungen war erheblich gestiegen im Laufe der Kriegsjahre; ganz schön traurig. Fast alle Soldaten – hohe Offiziere waren kaum darunter – fielen „für Führer, Volk und Vaterland", und manche der Hinterbliebenen schrieben: „In stolzer Trauer". Peter stellte sich das so vor, dass sie furchtbar weinten, aber in kerzengerader Haltung.

Zurück in die Jahre 1940/41. Ausflüge nach Hamburg sind immer ein Abenteuer. Helmut zieht es in den Botanischen Garten und nach *Planten un Blomen* – „Das ist plattdeutsch, Peter. Auf hochdeutsch heißt das 'Pflanzen und Blumen'." Aha. Langweilig ist es trotzdem, bis auf den Kinderspielplatz. Die Eiskunstlauf-Schau ist schon besser. Einige Künstlernamen – Geschwister Pausin und Maxi Herber und Ernst Baier behält Peter sogar. Dazu gibt's Eisbeine gratis auf den Bänken der Zuschauertribüne oberhalb der Eislauffläche, da nützen auch die mitgebrachten Wolldecken nicht viel.

Am besten aber ist immer noch *Hagenbeck*, auch mit Mutti und Omi. Auf dem Tierpark-Gelände haben die sogar ein eigenes Restaurant! Nicht ganz billig, aber Omi zückt ihr Portemonnaie: „Ich lade euch ein, ihr zwei." Toll. Schade, dass Vati nicht dabei ist, aber der

ist jetzt wohl irgendwo an der Front. Omi ist sicher nicht traurig darüber. Doch plötzlich heulen ohrenbetäubend laut die Sirenen. ALARM! Jetzt kommen die schon bei Tage! Um Himmels willen, nichts wie weg hier! Stell dir vor, Hagenbeck wird bombardiert, und die wilden Tiere brechen aus! Wie bitte? Peter versteht die Aufregung nicht.

„Junge, trödel nicht rum, komm endlich – da drüben steht die Straßenbahn, die wartet nicht ewig! Und was meinst du, wenn ein Flugzeug – "

Aber ist das nicht egal, ob dir 'ne Bombe auf den Kopf fällt, oder ein Raubtier frisst dich auf? Doch plötzlich brüllt da einer, ein – ein was? Ein Löwe! Hilfe!

Rein in die Straßenbahn – geschafft! Die Bahn fährt ab. Alles gut gegangen.

Weniger aufwendig sind Kinobesuche. Kinos gibt's in jedem Stadtteil. Komische Filme mit Dick und Doof (Stan Laurel und Oliver Hardy) sieht Peter am liebsten, aber genauso witzig und unvergesslich sind „Die 13 Stühle" mit Heinz Rühmann und Hans Moser. Marika Rökk und Willy Fritsch sind die Hauptdarsteller in einem Musikfilm, dem „ersten deutschen Farbengroßfilm", wie es damals hieß (natürlich groß! Und Farben brauchte man auch mehrere). Der Filmtitel „Frauen sind doch bessere Diplomaten" ist furchtbar umständlich und saudoof, findet Peter.

Vorweg lief damals immer ein sogenannter Kulturfilm, der meistens furchtbar langweilig war. Gelacht hingegen wurde über kurze Episoden, die man heute Sketche nennen würde, gespielt von Jupp Hussels als „Helle" und Ludwig Schmitz als „Tran". Dargestellt wurde, wie man mit kriegsbedingten Einschränkungen umgeht.

Hussels, der „Helle", war stets der Besserwisser, der für alles eine Lösung im Sinne der NS-Regierung wusste, sobald „Tran" sich über etwas beklagte. Umso auffälliger war, als Hussels selbst einmal leise Kritik übte. Beim Anlecken der Klebestreifen eines Briefumschlags sagte er: „Hm. Schmeckt auch nicht mehr so wie früher." Und das Publikum traute sich, zu lachen!

Neben Helden- und Durchhaltefilmen waren es vor allem jene, bei denen Jung und Alt lachen und die Alltagssorgen vergessen konnten. Dazu zählte auch „Quax, der Bruchpilot" mit Heinz Rühmann. Die Botschaft, dass eine „Flasche", wie man damals sagte, sich wandeln und zu einem deutschen Helden werden konnte, wenn man nur streng genug ist und der Person Disziplin beibringt, war ebenso offensichtlich wie die Werbung für die Fliegerei, aber davon war Peter ja nicht betroffen.

Toll ist natürlich immer die Wochenschau. *Die deutsche Wo-chen-schau!* Dazu die Musik und der Adler, unser Wappentier, und immer Siegesmeldungen, *Kampfverbände rücken vor, stoßen auf starken Widerstand, drängen den Feind jedoch zurück,* gesprochen von dieser metallischen Stimme, *mit Unterstützung aus der Luft!* Die Jäger, die Me 109 und Me 110, die Jagdbomber, Jabos genannt, und vor allem die Stukas, die Sturzkampfflugzeuge mit ihren im Sturzflug durchdringend laut aufheulenden Motoren! Da wird der Feind das aber mit der Angst kriegen, oha! Es gibt sogar einen glorifizierenden Film „Stukas" (1941). Einmal mehr wird Peter klar, dass er nie und nimmer zum Flieger-As taugt. Manchmal, wenn er sieht, wie am Boden die Bomben einschlagen, beschleicht ihn ganz kurz der Gedanke, ob da unten Menschen wohnen.

Hat er auch den Film „Wunschkonzert“ von 1940 gesehen? Mag sein. Auf jeden Fall hat er das „Wunschkonzert für die Wehrmacht“ oft im Radio gehört, das gab es seit Kriegsbeginn jede Woche. Die Sendung sollte die Front mit der Heimat verbinden. Einmal haben sie Wüstensand aus Afrika in einem Briefumschlag dabei gehabt und am Mikrofon gerieben, dass es nur so geknirscht hat. Da hatte Peter Zweifel, ob der Sand wirklich aus Afrika war. Vielleicht war das auch gar kein Sand? Die können einem viel erzählen – man sieht's ja nicht!

In „Unser Fräulein Doktor“, einem Film mit der hübschen Jenny Jugo in der Hauptrolle, hat Peter sich ein bisschen verliebt. Einen Film über irische Freiheitskämpfer aber hat er gar nicht richtig gesehen, denn der war „Freigegeben ab 12“, und er war erst 11. Zu seinem Schreck setzte sich ein Polizist in Uniform neben ihn – und sprach ihn an, ganz locker! Da kam der Junge ins Schwitzen, und das blieb so, bis zum Ende des Films.

Ein anderes Mal war er mit seinen Eltern im Kino. Der Film hatte noch gar nicht angefangen, als Helene rief: „Das Bügeleisen! Ich hab das Eisen nicht ausgemacht!“ Sie verließen überhastet das Kino, rannten wie kopflos mit Peter an der Hand nach Hause und kamen gerade noch rechtzeitig: Sein Kinderzimmer war verqualmt, die Tischplatte samt Bügeleisen fast durchgeschmort und kurz davor, lichterloh zu brennen. Es war wie das Vorzeichen einer schlimmeren Katastrophe – der totalen Vernichtung durch Bomben, wenige Jahre später.

Von Peter wurde anscheinend erwartet, dass er den angekokelten Tisch schweigend akzeptierte. Richtig fand er das nicht. Und den Film? Ach, das holen wir

nach, den sehen wir uns später mal an! Na ja, aber dann noch einmal Eintritt bezahlen? Wer's glaubt, wird selig.

Wo ist eigentlich die Police von der Hausrats-Versicherung?

„Weißt du was, Peter? Heute Abend darfst du länger aufbleiben und Radio hören. Ich glaube, da kommt was mit ‚Paul und Pauline aus Runxendorf', von Ludwig Manfred Lommel, du weißt doch, der immer so witzig spricht in seinem schlesischen Dialekt ... ach, Moment mal, heute hört man ihn sogar zusammen mit Gisela Schlüter, steht in der Zeitung. Das wird bestimmt lustig!"

Man muss aufpassen, dass der Junge nicht schlecht träumt auf den Schreck hin, das fehlte ja noch, Helene, hast du sein Zimmer ordentlich gelüftet nach dem Schwelbrand?

12. LEBENSLANG

Scharnhorst, Blücher, Gneisenau, Lettow-Vorbeck: festgeschriebene Namen, tapfere Helden vergangener Kriege (oder etwa nicht?), leuchtende Beispiele für die Jugend, Namensgeber für Kasernen und Schlachtschiffe, bis heute. Der alljährliche Heldengedenktag zu Ehren Verblichener, 1939 auf den 16. März festgelegt, verursachte bei Peter Littich stets ein leichtes Unbehagen. Er würde nie ein solcher Held sein, das wusste er. Er wollte es auch gar nicht!

Andere Helden – verschwanden einfach. War denn nicht Rudolf Heß, als Stellvertreter Hitlers, schon allein dadurch ein Held? Und dann haut der einfach ab, am 10. Mai 1941, setzt sich in eine Messerschmidt-Jagdmaschine und fliegt nach England! Was soll man dazu sagen? „Der heißt nur noch He." „Wieso das denn?" „Der hat die SS nicht mehr hinter sich." Blöder Witz, auch sachlich falsch, denn die SS unterstand Himmler. Der andere Witz ist besser: „Brauner Wellensittich entflogen. Abzugeben Reichskanzlei." „Ha ha ha! Sehr gut. Kennt ihr den? Treffen sich zwei. Sagt der eine: 'Heil Hitler!' Darauf der andere: 'Nee, heil du ihn.'" „Leute, genießt den Krieg – der Frieden wird furchtbar!"

Ein Prosit der Gemütlichkeit in vertrauter Runde, zu vorgerückter Stunde, Peter ist Zeuge ... Was denn, der Junge? O Gott. Peter? Peter, komm mal! Was du hier eben gehört hast: Dass du ja nicht darüber sprichst, auf keinen Fall, ist das klar? Auch in der Schule nicht! Versprichst du das?

Natürlich; so was kann gefährlich werden, das weiß doch jeder heutzutage. Unser Schuster ist ja auch weg, der alte Sozi, der immer 'Hiller' gesagt hat statt 'Heil

Hitler'. Was aus dem wohl geworden ist? Seine Werkstatt ist einfach zu. Kein Schild dran, nix.

Aber was ist denn nun mit Heß?

Der muss verrückt sein. Krank im Kopf. Geisteskrank. Der Führer soll getobt und „Verrrräter!" gerufen haben, andererseits heißt es, er habe schon lange gewusst, dass mit dem was nicht stimmt, aber geschwiegen aus Sorge um das deutsche Volk. Um unser Volk sorgt er sich ja wie kein Zweiter. Heil Hitler, mein Führer, auch die Witze-Erzähler glauben an dich und den Endsieg. Bald wirst du sicher einlösen, was du im September 1940 versprochen hast: „Wir werden ihre Städte ausradieren!" Das behalten die Leute, das behält sogar Peter. Und da es England galt, muss der Heß sich jetzt wohl warm anziehen …

Ausradieren? Ganze Städte ausradieren? Als hätte man mal eben mit dem Bleistift etwas Fehlerhaftes geschrieben und radiert das einfach weg? Peter friert bei dem Gedanken. *Bomben, Bomben, Bomben auf Engeland!* Ein tolles Marschlied im Radio.

„Aber hier fallen doch auch Bomben, Vati! Was sagst du dazu? Warum sagst du nichts?"

Peter Littich ist draußen hingefallen, kommt heulend nach Hause und wünscht sich nichts sehnlicher, als in den Arm genommen zu werden. Welch ein Jammerlappen!

„Komm du man erst in die Hitlerjugend, da werden sie dir die Hammelbeine schon langziehen!"

Stimmt, er ist jetzt 10 und muss zu den Pimpfen, wie alle deutschen Zehnjährigen. Aber er ist ziemlich klein für sein Alter, der Peter, er ist alles andere als stark, und obendrein sehr blass.

Mutti geht mit Peter zu Dr. Guthmüller. Der untersucht ihn gar nicht erst (er kennt ihn ja), sondern stellt gleich ein Attest aus. Damit geht sie zum Büro der Hitlerjugend – ohne Peter, die sollen ihn ja nicht gleich auf dem Kieker haben – und kriegt schriftlich, was sie erreichen will: Peter wird ein Jahr zurückgestellt. Der Junge ist heilfroh; das Langziehen der Hammelbeine kann warten.

•

Er fühlt sich regelrecht befreit. Die Mutti wird Vati schon klarmachen, dass Dr. Guthmüller die Sache mit dem Zurückstellen angeordnet hat, ob Helmut das nun passt oder nicht. Der Arzt kann das schließlich besser beurteilen als du, Vati.

Peter schleicht jetzt manchmal heimlich durch das Treppenhaus auf den Boden. Da oben ist ein kleines Dachfenster, durch das er auf die Straße kucken kann. Es lässt sich leicht öffnen. Er spuckt da immer mal runter, und hin und wieder trifft er Passanten, doch die wissen ja nie, wo das herkommt! Peter gefallen solche Heimlichkeiten. Es gehört ja ein bisschen Mut dazu. Übermut, gepaart mit Feigheit.

Von hier oben – das Fenster geht auf die Karlstraße – hat er auch einen guten Blick auf das kleine Judenhäuschen mit der grünen Pforte, wo SCHLOSS dran steht. Die Holzläden vor den Fenstern sind ständig geschlossen, lange schon. Irgendwie unheimlich. In der Dämmerung schleicht sich da immer ein Mann an, bekleidet mit einem schwarzen, bodenlangen Talar. Den lassen sie sofort rein, aber die Tür geht nur einen winzigen Spalt auf und gleich wieder zu.

Die Juden sind ja jetzt leicht zu erkennen. Seit dem 19. September 1941 müssen alle einen gelben Stern an ihrer Kleidung tragen. *Jude* steht da drauf. Sie dürfen jetzt auch ihren Wohnort nicht ohne Weiteres verlassen, sondern nur mit polizeilicher Genehmigung.

Als Peter eines Tages vor die Haustür geht, um in der Karlstraße mit anderen Jungs zu spielen, sieht er den Mann heimkommen, der in dem Judenhäuschen wohnt. Vermutlich kommt er von der Arbeit; jedenfalls trägt er eine Aktentasche unterm Arm. Und mit dieser Aktentasche – verdeckt er genau den Judenstern!

Das geht zu weit. Das ist eine behördlich angeordnete Maßnahme! Da kann man mal sehen, was die Juden sich rausnehmen. Die kümmern sich einfach nicht drum! Doch immerhin ist dieser Mann ein Erwachsener, und Erwachsene hat man als Kind zu achten, das sind Respektspersonen, Peter! Das weißt du nicht nur, sondern du richtest dich danach. Immer.

Aber der hier, der Jude, der hat doch etwas falsch gemacht, der hat heimlich etwas verdeckt, was er zeigen soll, und das ist verboten! Dem muss man mal klarmachen, dass wir Deutschen uns so was nicht gefallen lassen. Und plötzlich der Gedanke: Ob Erwachsener oder nicht, Peter, bei dem kannst du dich was trauen, da wird der aber Augen machen!

Sein Herz schlägt wie wild. Er weiß, dass er eine Grenze überschreitet mit seinem Mut, der sich gewandelt hat zu unbedachtem, feigem Übermut. Laut ruft er hinüber auf die andere Straßenseite, wo der Mann geht:

„Itzig, Itzig Judenschwein!“

In diesem Augenblick spürt er eine Hand im Nacken, es ist ein fester, mahnender Griff, und Eddy Devis, der Sohn vom Schlachter, vier Jahre älter als Peter, raunt ihm ins Ohr:

„Das musst du nicht machen. Das sind doch auch – Menschen!"

Ich – ich war das nicht, will ich sagen, ich kann das nicht gewesen sein, ich bin nicht so einer, es passt nicht zu mir, vergiss es, vergebt mir, was hab ich getan, was hab ich gesagt, mir ist heiß und kalt, wer hilft mir, ich halte das nicht aus!

Quatsch. Kein Wort bringe ich über meine Lippen. Mein Herz schlägt bis zum Hals. Eddy ist verschwunden. Der Jude auch. Ich bin allein auf der Straße, niemand nimmt von mir Notiz.

Ich schäme mich wie noch nie in meinem Leben, und ich spüre, dass ich mich dieser Scham stellen muss und stellen werde, lebenslang. Ich werde über diese Szene immer und immer wieder sprechen, sollte ich dazu die Gelegenheit haben. Mehr noch: Ich werde die Gelegenheiten suchen, sobald ich mich an dieses Erlebnis zu erinnern vermag: viele, viele Jahre nach dem Krieg. Zuerst, wenn ich darüber spreche, kommen mir die Tränen. Später frage ich mich: Über wen weine ich? Über den kleinen Nazijungen, der weit, weit über das Ziel hinausgeschossen ist, als er sich anmaßte, diesen Menschen herabzuwürdigen? Dann sind das Tätertränen! Wo aber bleiben Sie, Herr Schloss, dem meine Schmähung galt? Ich werde nicht mehr weinen, doch ich werde weiter trauern, trauern um Sie.

Dies alles soll mir damals durch den Kopf gegangen sein? Nein; höchstens ein Teil davon. Doch das

Erlebnis, die hier geschilderte Szene, hat sich genauso abgespielt. Der Spottvers allerdings, mit dem ich meinen Nachbarn beleidigt habe, ging weiter und war im Wortlaut noch verächtlicher, ordinärer, doch ich bringe den Text nicht mehr zusammen. Allein der Anfang ist ja schlimm genug! 'Itzig': So wurde in uralten Zeiten ein Schlauberger genannt. Der Name leitet sich ab von Isaak – und wurde zum kollektiven Schimpfnamen für Juden.

Damals habe ich das mehr geahnt als gewusst.

Was haben denn deine Eltern dazu gesagt, Peter Littich; du hast es ihnen doch sicher erzählt? Nein? Also wusstest du, dass du einen unverzeihlichen Fehler begangen hattest, dass du auf dem Wege warst, einer jener Nazis zu werden, deren Denken und Handeln dir später von Herzen zuwider war. Richtig?

Nein. Eddy Devis hatte mir die Augen geöffnet. Doch ich hatte und habe nun auch „meinen Juden" (und es bleibt nicht bei dem einen), in dessen Schuld ich stehe, über seinen Tod hinaus. Ich habe mich nie getraut, damals, darüber zu sprechen. Weder mit meinen Eltern noch mit Eddy. Ich habe es jahrzehntelang verdrängt – sogar so weit verdrängt, dass ich mir quasi das „Alibi eines Unschuldslamms" zulegte: Ich bildete mir ein, die Schmähung als Sechsjähriger gerufen zu haben. Das kann definitiv nicht stimmen; alle Umstände sprechen dagegen.

Aufgeschrieben habe ich dieses Erlebnis mehr als einmal. Ich habe mir die Geschichte Wort für Wort von der Seele geschrieben, und selbst dabei sind mir aus Unkenntnis Fehler unterlaufen, denn das Schicksal der Familie SCHLOSS geht ja noch weiter.

Eines Tages bot das Judenhäuschen ein völlig anderes Bild. Über Nacht, so schien es, war es leer geworden und stand bereit, renoviert zu werden, um neue Mieter aufzunehmen. Die Holzläden vor den Fenstern sind ordentlich zur Seite geklappt, die Fenster weit geöffnet, und drinnen witschern, fröhlich pfeifend, junge Maler die Wände weiß. Dieses Haus hat nichts, aber auch gar nichts mehr zu verbergen!

Doch die Bewohner, wo mögen sie abgeblieben sein, wer hat sie gesehen? Sind sie einfach verschwunden ... über Nacht? Wurden sie abgeholt? Wenn ja, von wem, wohin?

Umgesiedelt? Arbeitslager? KZ? Weiß nicht. Sei lieber still. Aber war da nicht auch eine alte Frau dabei? Kann die denn überhaupt noch arbeiten? Fragen ohne Antwort. Ich habe mir damals eingebildet, nein, eingeredet in meinem kindlichen Unverstand, dass den Juden wohl nichts geschehen wäre, wenn sie sich nicht dauernd versteckt und verkrochen, sondern ganz offen und normal mit uns zusammengelebt hätten. Es war mein Wunschdenken. Ich wurde den Gedanken nicht los, sie selbst vertrieben zu haben. Ein bisschen wenigstens. Ein Frösteln überkam mich.

War die Vertreibung denn eine heimliche Nacht-und-Nebel-Aktion, wie ich jahrelang geglaubt habe? Wohl eher nicht. Vermutlich durften sie ausnahmsweise, dank einer Sondergenehmigung, die Eisenbahn benutzen, um von Harburg nach Hamburg-Dammtor zu fahren, um sich dort, befehlsgemäß, zum Weitertransport auf der Moorweide zu versammeln, wie wir heute wissen. Zuvor hatten sie Bescheid bekommen, dass sie evakuiert werden sollten. Frau Schloss, so sagte ihre Friseurin später aus, sei noch bei ihr gewesen, heimlich, in der Mittagspause, als der Laden

> geschlossen war, um sich einen Bubikopf schneiden zu lassen. Mit den Worten: 'Wir sehen uns nicht wieder', habe sie sich verabschiedet.

Der „Mann im schwarzen Talar", der Prediger Alfred Gordon, der die Familie Schloss besuchte, um ihnen Trost zu spenden, wurde am 25.10.1941 nach Łódź deportiert und dort ermordet. Die Eheleute Alfred und Feodore Schloss, jeweils 51 Jahre alt, ihre Tochter Edith, 16, und ihr Sohn Werner, 20, wurden am Samstag, dem 8. November 1941, nach Hamburg beordert, von dort weiter nach Minsk deportiert und ermordet. Die 77-jährige Mutter von Feodore Schloss, Frau Minna Meyer, stand nicht auf der Liste der Deportierten, sie schloss sich „freiwillig" an – was blieb ihr übrig – und erlitt das gleiche Schicksal.

Stolpersteine in Harburg: Familie Schloss: Krooosweg 1, Alfred Gordon: Hastedtstraße 42.

•

Deutschland, „Land der Dichter und Denker". Unter Hitler mutierte das deutsche Volk in nahezu einmütiger Ergebenheit zu Volksgenossen. Waren wir damit aber auch zum „Volk der Richter und Henker" geworden, wie der Satiriker Karl Kraus lange Jahre vor der Nazidiktatur formuliert hat? Während alle Mitbürger, männlich oder weiblich, hierzulande auch ohne Haftbefehl im Gefängnis landen konnten, folglich auch ohne Richter, genügten in den Vernichtungslagern willfährige Handlanger statt Henker, um die „Endlösung der Judenfrage" mithilfe von Gas in die Tat umzusetzen und das Leben der Juden und anderer missliebiger „Elemente" auszulöschen.

Dass Alfred Schloss nach der November-Pogromnacht 1938 ins Polizeigefängnis Fuhlsbüttel eingeliefert

worden war, von dort in das KZ Sachsenhausen überstellt wurde, jedoch bereits am 14. Dezember 1938 unverhofft wieder freikam, hat Peter Littich ebenso wenig gewusst wie die Tatsache, dass er bis zu seiner vermutlich 1938 erfolgten Entlassung Prokurist bei einer Hamburger Firma gewesen ist. Und danach? Wovon hat die Familie Schloss gelebt, wie haben sich diese Menschen durchgeschlagen? Ungeklärt bleibt, warum die Bemühungen von Alfred Schloss gescheitert sind, mit seiner Familie in die USA auszuwandern, ehe im Oktober 1941 die Reichsregierung ein generelles Auswanderungsverbot für alle deutschen Jüdinnen und Juden erließ.

Peter hat Herrn Schloss ja nur „vom Ansehen" gekannt (bis er in Peters Augen auch dies verlor), doch er kann sich nicht entsinnen, auch nur ein einziges weiteres Mitglied der Familie Schloss jemals bewusst zu Gesicht bekommen zu haben. Aber Edith und Werner Schloss haben doch beide die Oberschule besucht, bis man sie dort vertrieben hat! Die Mitschülerinnen und Mitschüler haben sie gekannt, die müssen sie doch wiedergesehen haben, früher oder später nach den Schulverweisen –? Nein? Doch. Edith ist unverhofft einer Klassenkameradin begegnet, als sie in der Drogerie Bornemann in Harburg am Sand überhastet, wie gehetzt, spezielle Tinte kaufte, für die Kennzeichnung ihrer Wäsche wegen der bevorstehenden Deportation. „Ich wusste", sagte die einstige Mitschülerin und spätere Patin ihres Stolpersteins, „ich sehe sie nicht wieder. Ich durfte über 80 Jahre leben, und Edith wurde nur 16. Man hat sie getötet und um ihr Leben betrogen." [Quelle: Klaus Möller, *Initiative Gedenken in Harburg*]

13. GENERATION ANSCHISS

Es wird 1939 gewesen sein, Peter ging in die zweite Klasse der Volksschule, als Lehrer Deckert ihn fragte, ob er ihm wohl in der großen Pause eine Flasche Milch aus der Schulkantine holen und ins Lehrerzimmer bringen würde – „du weißt ja, einfach die Treppe hoch und dann gleich links, die erste Tür. Machste das? Jeden Tag? Bezahlt ist schon alles. Du sagst einfach: Die Milch für Herrn Deckert, bitte."

Na, das war ja was! Ein Auftrag, aber auch eine Auszeichnung, sagt Mutti. Also Milch holen, nicht fallen lassen, die lange Steintreppe hoch, anklopfen, auf „Herein!" die Tür öffnen und Herrn Deckert die Flasche überreichen, danke, mein Junge.

Das Lehrerzimmer ist ein Herzklopfzimmer. Wer da hinbestellt wird, den erwartet ein Anschiss, dem bibbert die Büx. Peter geht da freiwillig rein. Angstfrei! Der Raum ist rauchgeschwängert, und es stehen und sitzen da mehrere Lehrer rum, sogar Rektor Senger. Alle blicken Peter Littich an und lächeln wohlwollend. So ist es am ersten Tag, vielleicht auch noch am zweiten. Danach wird es Routine, und Peter empfindet es als lästig. Einmal wäre er beinahe, mit der Flasche Milch in der Hand, auf der Treppe gestürzt. Wenn er seinen Auftrag erledigt hat und auf den Schulhof kommt, spielen die anderen Jungs schon zusammen und nehmen von ihm keine Notiz. Erst ein Jahr später, als er in der dritten Klasse ist, sucht sich Lehrer Deckert in der zweiten einen neuen Zwerg, den er fürs Milchholen dressiert.

Eins hat Peter begriffen. Du musst dich anpassen, wenn du wohlgelitten sein willst. Und möglichst keinen Fehler machen, sonst gibt es einen Anschiss. Das gilt in der Schule genauso wie zu Hause. Es gibt die Anscheißer und die, die angeschissen werden. Und du kannst dich nicht wehren; meistens reicht es, wenn der andere dein Chef ist, oder dein Vater. Vati hat selbst mal einen Anschiss gekriegt, im Landratsamt, von Inspektor Glissmann. Er hat das empört erzählt zu Hause, weil er im Recht war, Mutti, also ich, und nicht der Glissmann. Sagt Vati.

Als Hitler an die Macht kommt, wird vor allem die junge Generation im Sinne der NS-Ideologie erzogen. Entweder du kapierst das und hast das Potenzial, andere zu führen, oder du wirst beobachtet – und wehe, du fällst auf oder tanzt irgendwie aus der Reihe! Sofort wirst du gemeldet und angeschissen; es sei denn, du hast dich angepasst oder kannst dich wegducken. Pflichtbewusst und opferwillig musst du sein, jawohl! Befehl und Gehorsam, Kameradschaft, Disziplin und Selbstaufopferung werden dir schon im Kindesalter eingetrichtert. Die wilhelminische Ära liegt noch nicht lange zurück, und der sogenannte mündige Bürger ist überhaupt noch nicht geboren. Also heißt die Devise: Es lebe der Kadavergehorsam vergangener Zeiten! Tatsache ist aber auch: Die solchermaßen gedrillte Generation wird getäuscht und verraten wie noch keine zuvor; sie wird um ihre Kindheit und um ihre Jugend betrogen. Die hinterlistige Saat des NS-Regimes geht spätestens mit Beginn des Krieges auf. Angehende Abiturienten, die ab 1939 zur Wehrmacht eingezogen werden, bekommen das Notabitur; wer jünger ist, hat weiterhin Dienst in der Hitlerjugend zu leisten, und

mit Beginn der Bombardements auf deutsche Städte werden Kinder mit der sogenannten „Erweiterten Kinderlandverschickung", die ganze Schulen einbezieht, evakuiert. Die folgenden Jahre der mörderischen Kriegszeit und der trostlosen Nachkriegszeit prägen in erheblichem Maße eine Generation, die während dieser Zeit nie selbstbestimmt hat leben können.

Wir manipulierten jungen Deutschen, aufgewachsen in der Nazizeit, wir haben ja nicht gelebt, wir *wurden* gelebt, von Staats wegen, weitgehend ohne eigenen Willen, und doch für manches mitverantwortlich. Dabei durften wir letztendlich froh sein, den Krieg überlebt zu haben! Zu Zeiten von Hemingway und Remarque wurden die gegen Ende des 19. Jahrhunderts Geborenen die "Verlorene Generation" genannt. Da können wir mithalten! Denn wir, selbst wenn wir zu jung waren, um Soldat werden zu müssen, wir sind die nachhaltig beschädigte, die total betrogene junge Generation des Zweiten Weltkriegs. Die Generation Anschiss! Ob wir traumatisiert sind? Wir wissen es nicht. Wir wussten ja nicht mal, was ein Trauma ist.

•

Also gut – oder auch nicht: Hitlerjugend. Freust du dich, endlich ein Hitlerjunge zu sein, Peter? *Ja, und wie!* Seht nur, wie der Junge strahlt. Die Gleichmacher-Uniform, *im Gleichschritt, marsch!,* unterscheidet ihn jetzt von den Zivilisten, und das Halstuch mit dem Lederknoten ist markiger als ein Schlips, wie Vati ihn trägt. Das Schneidigste aber ist das Fahrtenmesser. *Blut und Ehre* ist darauf eingeritzt, und es hat, so meint Peter sich zu erinnern, auch wenn andere dies bezweifeln: eine Blutrinne! Oder nicht? (War hier der

Wunsch der Vater des Gedankens, oder gab es unterschiedliche Fahrtenmesser?) Endlich hat der Junge eine richtige Waffe. Welch ein „innerer Reichsparteitag" für ihn, wie man damals sagte, welch ein gefühlter Meilenstein in seiner Entwicklung!

„Messer, Schere, Gabel, Licht
dürfen kleine Kinder nicht!"

Pah! Da lachen ja die Hühner! Übrigens: Er darf sich glücklich schätzen, dass er das Messer „automatisch" tragen darf, denn normalerweise müssen alle Zehnjährigen vorher die sogenannte „Pimpfenprobe" ablegen. Doch Peter ist ja schon elf, und niemand fragt danach. Seine Gefühle sind gemischt. Er ist jetzt zwar ein Hitlerjunge (Sieg Heil, mein kinderloser Führer Hitler!), doch er gehört zunächst nur zum DJ, zum deutschen Jungvolk der 10- bis 14-jährigen, erst mit 14 kann er in die eigentliche Hitlerjugend kommen. Was ist Peter? Ein Pimpf! Er verabscheut dies Wort und benutzt es nie. Und was passiert mit den Hammelbeinen, die ihm langgezogen werden sollen? Junge, sei nicht ungeduldig! Lerne du jetzt erst einmal den Lebenslauf des Führers – oh, ich weiß:

„Unser Führer Adolf Hitler, geboren am 20. April 1889 in Braunau am Inn –"

(Stopp. Aber dieser Text ist jederzeit abrufbar, und sei es nach zig Jahren.)

Den Geburtstag deiner Eltern hast du dir eingeprägt als Kind, natürlich, doch auch der des hochverehrten Massenmörders, eingepresst ins kindliche Gehirn, bleibt dir dort lebenslänglich, unauslöschlich wie ein Brandzeichen. Und was ist mit den „Schwertworten

der Hitlerjugend“? Na komm, die kennst du doch auch noch:

Jungvolkjungen sind hart, schweigsam und treu.
Jungvolkjungen sind Kameraden.
Des Jungvolkjungen Höchstes ist die Ehre.

Zweimal Plural, einmal Singular. Peter lernt: „Hart“ soll er sein. Wie geht das? Hart zu wem? Zu sich selbst – oder zu anderen? Womöglich so hart wie Helmut Littich, der den kleinen Peter fast totgeprügelt hat? Warte ab, mein Junge! Du gehörst jetzt zum Jungzug 4, Fähnlein 21. „Fähnlein?“ Ein seltsamer Ausdruck. Er stammt aus der Ära der Landsknechte, doch er wirkt, als ginge es um ein kleines Rotzfähnchen. Egal. Wir müssen Stillstehen üben und Rührt uns, nein, euch, rechts um, links um –

„Jungzug vier: Stiannnd!“

Stiannnd heißt: Still-ge-stan-den, aber wehe, du lachst darüber. Du musst das alles ernst nehmen hier, die ganze Exerziererei, und du darfst nicht aus der Reihe tanzen oder reden, du weißt ja, Jungvolkjungen sind schweigsam. Wenn nicht, droht der Sandberg. Das ist nicht irgendein Berg aus Sand, sondern d e r Sandberg, und das heißt, dass du da geschliffen wirst, schikaniert, verstehste? Hart ausgebildet, sagt der Fachmann. Einmal, zum Glück nur ein einziges Mal, wird die Drohung wahrgemacht, und Jungzug 4 muss wirklich auf den Sandberg, der aber ein Platz ist. *Hinlegen, auf, im Laufschritt marsch, in Liegestütz – fallt!* Aber es lag da kein gefrorener Schnee wie in Hoisdorf. Deshalb hatte Peter von da an keine Angst mehr vor dem Sandberg.

Er wusste nicht, dass es auch andere, hundsgemeine Methoden des Geschliffenwerdens gibt.

Das Gefühl, einer Gemeinschaft anzugehören, gefällt dem Einzelkind Peter, auch wenn es nur Kameraden sind, aus denen keine Freunde werden. Weiß er, was Adolf Hitler am 14. September 1938 vor rund 50.000 HJ-Jungen im Nürnberger Stadion zu den Erziehungszielen der NSDAP gesagt hat? *„In unseren Augen muss der deutsche Junge der Zukunft schlank und rank sein, flink wie Windhunde, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl.“* Der zweite Teil – flink wie Windhunde usw., also Plural, ist ihm bekannt; den ersten – Singular – vergisst er. Doch, ehrlich gesagt: Peter mag das Singen, und auch das Marschieren, weil er spürt, dass sie dann zusammen eine MACHT sind. Schneidig, zackig, stolz! Ja! Die Straßenbahn muss anhalten und die Fahne wird gegrüßt, und wenn die Muttis da mit ihren doofen Einkaufstaschen auf dem Bürgersteig längs latschen, und Jungzug 4, Jungdeutschland, marschiert im Gleichschritt auf der großen Straße, dann ist das ein ganz, ganz stolzes Gefühl! Und nun: Das Hitlerjugendlied – *ein Lied, drei, vier:*

„Unsre Fahne flattert uns voran.
In die Zukunft ziehn wir Mann für Mann.
Wir marschieren für Hitler durch Nacht und durch Not
mit der Fahne der Jugend für Freiheit und Brot.
Unsre Fahne flattert uns voran.
Unsre Fahne ist die neue Zeit.
Und die Fahne führt uns in die Ewigkeit!
Ja, die Fahne ist mehr als der Tod!“

Durch Nacht und Not? Aber es ist doch taghell! Und Brot haben wir auch! Ach, Peter. Das Lied hat doch ein

Erwachsener gemacht, vieles ist symbolisch! Und für Hitler marschieren – das willst du doch? Na siehste. Ja, aber die Fahne! Da setzt die Skepsis ein bei Peter Littich, der Vorbehalt, die *Der letzte Mann*-Gemälde-Aversion. Die Steigerung wäre eine Fahnen-Phobie, aber noch ist es einfach der wachsende innere Widerstand gegen einen jugendlichen Heldentod, den er fürchtet, noch dazu mit der Fahne in der Hand, mein Führer, denn die überlebt: weil sie mehr ist als der Tod.

Der Verfasser dieses bombastischen Vorwärts-vorwärts-Liedes (hier ist die dritte Strophe zitiert), der einstige „Reichsjugendführer" Baldur von Schirach, zählte nicht zu jenen, die todesmutig ihr Leben dem „Führer" opferten. Er verübte Verbrechen gegen die Menschlichkeit und kam dafür nach dem Krieg 20 Jahre in Haft. „Ich glaubte an Hitler" betitelt er seine Memoiren, und auf seinen Grabstein lässt er schreiben: „Ich war einer von euch".

„Drei, vier!"

Warum wurde nicht „Eins, zwei!" gerufen, oder „Fünf, sechs!", wenn ein Lied angestimmt werden sollte? Immer hieß es: „Ein Lied – drei, vier!" Hängt das mit dem Marsch-Rhythmus zusammen? Peter macht sich Gedanken. Manchmal kommen ihm auch die Lieder komisch vor, die sie gemeinsam singen, also die Texte. Häufig ist da von Freiheit die Rede, aber welche Freiheit ist das denn? Wovon? Für wen? Und dann die Fahnen, immer wieder Fahnen! *Die Fahne hoch ... Reißt die Fahnen höher, Kameraden ... Lasst die Fahnen im Wind ... Mit sturmzerfetzten Fahnen ... Hoch wehet das Banner im Winde ... Auf hebt unsre Fahnen ...*

Und wenn die Fahne gehisst wird, also hochgezogen, dann gehört ein Fahnenspruch dazu.

In all den kriegerisch gefärbten Gesängen geht es um Kampf und Sieg, um das Trommeln und Marschieren, um Mut, um das Vaterland – und ums Sterben. Gewiss, ähnliche Lieder hat es früher auch gegeben, wenngleich nicht so viele, aber in dem Lied der Buren über ihren Kampf „gegen Engelands große Übermacht" heißt es: *Der jüngste* [Bure] *war kaum vierzehn Jahr'. Doch er scheute nicht den Tod fürs Vaterland*. Sterben? Mit vierzehn? Wer oder was ist überhaupt dieses 'Vaterland'? Für uns ist es Deutschland, klar. Groß-Deutschland! Aber damit nicht genug:

Deutschland, heiliges Wort! Du voll Unendlichkeit.
Über die Zeiten fort seist du gebenedeit …

Ein heiliges Wort? Gibt es so etwas überhaupt? Und „gebenedeit?" Das is doch uralt und kommt von den Katholiken, dieses „gebenedeit ist die Frucht deines Leibes"! Sehr, sehr eigenartig …

Nein, Peter hat mit niemandem drüber gesprochen damals, hat keinem gesagt, geschweige zu sagen gewagt, wie hohl tönend und phrasenhaft er viele Aussagen empfunden hat. Wer wollte schon etwas „Heiliges" infrage stellen, noch dazu als Hitlerjunge! Nicht einmal er selbst. Ein Widerspruch? Ja. Aber er kam nicht zur Sprache; das Gefühl blieb zwiespältig, weil sich niemand kritisch äußerte. Es ist wohl auch so: Marschlieder mit eingängiger Melodie haben ein paar Vorteile im Vergleich zum Text: den Rhythmus, den Reim und das gemeinschaftliche Singen. Wer achtet da noch auf den Inhalt? Besonders auffällig wird ein Text allerdings, wenn darin gewissermaßen ein Loch

klafft. Dabei ist es ein ganz altes Lied, wie Peter Jahrzehnte später feststellt! Zunächst auf Kaiser Wilhelm gemünzt, musste der Kaiser dem Kommunisten Karl Liebknecht weichen, bis jener vom Nazi-Führer Hit, nein, Hitler verdrängt wurde:

„Dem Adolf Hit- schrumm, schrumm *-ler haben wir's geschworen!*
Dem Adolf Hi-hitler halten wir die Treu."

Damals hatten wir keine Ahnung, was ein Hit war. (Wir kannten nur Schlager.) Dies Lied hingegen, bei dem man nach der ersten Silbe, dem „Hit-", mindestens zwei Schritte (schrumm, schrumm) marschieren musste, um im Marschrhythmus zu bleiben, während man in der nächsten Zeile den *Hi-hitler* rhythmisch zu dehnen hatte, war jedenfalls keiner. Null Chance auf die Hit(-ler)-Parade! Peter hat – heute kann man das ja sagen – Peter hat beim Singen dieses Liedes in der Pause (schrumm, schrumm) des gespaltenen Hit-lers immer gegrinst, mein Führer. Ansonsten aber galt natürlich:

Heilig Vaterland! In Gefahren
deine Söhne sich um dich scharen!

Das hat Peter mitgesungen, auch die Stelle, wo es heißt:

Eh der Fremde dir deine Krone raubt,
Deutschland, fallen wir, Haupt bei Haupt.

Das war so schön … gruselig. (Die Wirklichkeit des Krieges sollte später weitaus schlimmer werden.) Und das Lied von den morschen Knochen, Peter: Welche Fassung hast du gesungen?

„Es zittern die morschen Knochen
der Welt vor dem großen Krieg.
Wir haben die Knechtschaft gebrochen.
Für uns war's ein großer Sieg.
Wir werden weiter marschieren,
wenn alles in Scherben fällt,
denn heute gehört uns Deutschland
und morgen die ganze Welt!“

Unter den morschen Knochen hat sich Peter Skelette vorgestellt. Und die Scherben? Das waren die Schaufenster von Sally Laser am Sand, nach der „Reichskristallnacht“. Oder waren das schon Scherben der zerstörten Häuser infolge der feindlichen Bombardements? Dass uns die ganze Welt gehören sollte, war allerdings kaum glaubhaft. Das war großspurig und maßlos übertrieben, fand Peter. Oder sollte das witzig sein? Hans Baumann, der bekannte Nazilieder-Dichter, von dem dieser Text stammt, hat später behauptet, er habe die Zeile gleich nach 1933 umgedichtet: *Denn heute, da hört uns Deutschland.* – Hört, hört!

Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen und *Denn wir fahren gegen Engeland:* Zwei Lieder, die „morgen gehört uns die ganze Welt“ herbeisingen wollten, bis hin zu einem dritten: *Vorwärts nach Osten, du stürmend Heer!* Gleichzeitig nach Westen und nach Osten? Kämpfen, stürmen, siegen, und all die eroberten Gebiete und Grenzen sichern und bewachen? Peter hat immer wieder das Gefühl, die deutschen Soldaten müssten lauter Arnold Winkelrieds sein, mit überlangen Armen, um es überhaupt zu schaffen, sich anzufassen und eine lange Reihe zu bilden wie damals die SA, als der Führer nach Hamburg kam. Oder wie

bewacht man Grenzen? Vielleicht setzt der Führer ja zusätzlich Italiener ein oder Japaner, also Nationen, mit denen Deutschland befreundet ist. Adolf Hitler kann alles.

Wirklich gern gesungen hat Peter *O du schöner Westerwald*, ferner das „Lili-Marleen-Lied“: *Vor der Kaserne, vor dem großen Tor* und einige andere, wie die *Landpartie* mit der *kleinen Annemarie*. Komisch, die Mädchen waren immer klein. Dass das – besungene – Heidekraut Erika von Natur aus klein ist, weiß man, doch auch das gleichnamige Mädchen wird klein ... gemacht. *In der Heimat wohnt ein kleines Mägdelein (!), und das heißt: Erika*.

Lieder der Wandervogelbewegung oder auch aus der Zeit des Ersten Weltkriegs wurden wiederbelebt, wenn sie „passten“, so auch das sogenannte FKK-Lied:

Wir traben in die Weite,
das Fähnlein weht im Wind.
Viel tausend uns zur Seite,
die ausgezogen (!) sind.

Peter fällt ein, dass ein Schulfreund ein Foto hatte, auf dem eine Gruppe nackter Mädchen rhythmisch Keulen schwang. Das nannte sich Leibeszucht. Klingt wie Zuchthaus. Und nach Schlägen. Das sollte wohl Kunst sein, die Gruppe da. Und Sport. Kunstsport oder so. Aber ankucken tun die beiden sich das lieber heimlich; sicher ist sicher.

Das Liedgut der NS-Zeit (wieso eigentlich „gut“?) erfasste viele Stimmungen; es war weitgehend tendenziös, heroisch und vom Marschrhythmus bestimmt. Die Texte waren, vor allem bei der HJ, beim BDM und beim Militär, weit verbreitet. Andererseits gab es auch

Schlager und Filmmelodien mit Aussagen, die nicht nur für Peter tröstlich klangen: *Und ich weiß, es wird einmal ein Wunder geschehn* sowie *Davon geht die Welt nicht unter*, beide gesungen vom schwedischen Ufa-Star Zarah Leander ...

Und dann, eines Tages, im Sommer 1944, sieht Peter sich inmitten einer Kolonne uniformierter kleiner Jungs und hört und singt selber mit – ein Lied, das total lächerlich wirkt, als ihm bewusst wird, wie das aus hellen Vorstimmbruch-Kehlen klingt:

„Wir würfeln, dass die Platte kracht,
nach alter Landsknecht-Sitte.
Schon mancher, der das Spiel verlacht,
verschwand aus unsrer Mitte."

Es sind Kinder, die das singen, zwölf bis dreizehn Jahre alt! Und diese Kinder, Verzeihung: diese Hitlerjungen müssen ja noch erzogen werden, in jeder Beziehung:

„Buben, die müssen sich schlagen,
müssen was Tollkühnes wagen!"

Gewiss doch, mein Führer, aber was ist mit den Mädchen, welche Rolle spielen die? Auch das wird dir erklärt, mein Junge, hör mal genau hin:

„Mädchen, ob blond oder braune,
stecken voller List und voller Laune.
Mädchen, die müssen sich ducken,
blinzeln ganz heimlich und gucken:
Mädchen, die sind stets zum Warten bestimmt,
bis so ein Lausbub ein Mädel sich nimmt!"

So geht das also mit den Mädchen: Die ducken sich einfach! Peter ist sich nicht ganz sicher, aber es klingt verheißungsvoll. Später würde der Lausbub das Mädel dann zur Mutter machen … irgendwie. Allerdings wird die deutsche Hausfrau und Mutter im Verlaufe des Krieges gezwungen sein, den Herd zu verlassen und nicht nur in den Rüstungsbetrieben für den Endsieg tätig zu werden, sondern überhaupt mitzuarbeiten, auch in Berufen, die bis dahin Männern vorbehalten waren. Am besten illustriert dies das Lied von der kleinen Schaffnerin – mit dem hübschen Refrain:

„Und ich küsse dann sehr galant
ihre kleine entzückende, kleine berückende,
Fahrkarten zwickende Hand."

Ja, auch die Schaffnerin hat, bitte sehr, klein zu sein; ihr männlicher Fahrgast bleibt markant-galant-dominant. Wir merken uns: Die deutsche Frau schminkt sich nicht, und die deutsche Frau raucht nicht auf der Straße. Aber die deutsche Frau arbeitet jetzt richtig mit. Entzückend, die Kleine! Heil Hitler!

Geraucht, richtig geraucht hat Peters Mutter nie. Sie hat höchstens mal gepafft, ein, zwei Züge, in Gesellschaft, wenn sie einen Eierlikör getrunken hatte (einen!). Klein war Helene auch, viel kleiner als Helmut. Aber mitgearbeitet? „Meine Frau … brauchte nie mitarbeiten!" Ist gut, Helmut, das sagtest du bereits.

Einmal hat Peter krankheitshalber beim HJ-Dienst gefehlt – „Hier: Meine Entschuldigung!" – das kann Anfang 1944 gewesen sein. Als er wiederkam, hatten die im Jungzug 4 ein neues Lied eingeübt. Ein Liederheft gab es nicht, also hörte er zu, was die anderen sangen – und staunte nicht schlecht über diese Stelle:

„Da tönt von Bergeshöh'n aus der Kartause
ein trutzig Lied ins Land hinein:
Falsche Neger halten Wache
über Koblenz und den Rhein!“

Konnte das denn stimmen? Der Refrain wurde wiederholt, und jetzt lauschte Peter atemlos. Kein Zweifel: Sie sangen „Falsche Neger“. Kartause? Gut, das wird wohl ein Kloster sein, aber falsche Neger? Na klar: Das sind deutsche Soldaten, die sich mit amerikanischen Uniformen verkleidet und schwarz oder dunkelbraun geschminkt haben, so dass der Feind im Nahkampf denkt, dass das Landsleute sind, echte Negersoldaten – und schon können unsere Leute die Amis erschießen. Raffiniert! Vielleicht ist das ja die geheimnisvolle „Fünfte Kolonne“, von der Peter gehört hat. Aber dass dieser Trick in einem Lied verraten wird? Merkwürdig. Und irgendwie auch feige, wenn wir Deutschen uns im eigenen Land fremdkostümieren müssen. Hoffentlich gewinnen wir den Krieg …

Es hat lange gedauert, bis Peter nach mehrfachem Hören erkannte, dass es sich nicht um „falsche Neger“ handelte, sondern um Fallschirmjäger.

Heimabend

Peter Littich ist ja, wohlwollend gesagt, eher ein unsportlicher Typ. Die Ausmärsche mit den sogenannten Geländespielen im Wald mag er gar nicht. Die eine Gruppe wird mit roten Bändchen gekennzeichnet, die andere mit weißen, und dann wird körperlich nahezu gnadenlos darum gerungen, wer der Stärkere ist und welche Gruppe siegt – was soll das? Der andere Junge hat mir doch nichts getan! Ach, Peter. Das ist

vormilitärische Wehr-Ertüchtigung, genau wie die Reiterspiele, bei denen dein Vordermann dich Huckepack nimmt und du fast immer gleich abgeworfen wirst. Wir üben Nahkampf, Mann gegen Mann! Verstehst du das nicht? Nö.

Heimabende mag Peter viel, viel lieber. („Mutti, unser schönes Heim!“, wird Helmut, Soldat in Russland, in naher Zukunft im Feldpostbrief klagen, nachdem er per Telegramm erfahren hat, dass die Wohnung ausgebombt ist und sie alles verloren haben. Aber das gehört wohl nicht hierher.)

Beim Heimabend wird vorgelesen – und gesungen. Die Geschichten handeln immer von Helden, das ist klar. Antihelden gibt es nicht, und verlieren tut immer nur der Feind. Besonders großen Wert wird auf die Nibelungen-Sage gelegt. Das waren ja wohl die alten Germanen, die da saßen, „zu beiden Ufern des Rheins.“ Siegfried, welch ein Held! Obgleich er unterging. Aber allein der Name! Sieg – und Frieden. Genau das will doch auch unser Führer und Reichskanzler Adolf Hitler. Ja, daran können sich die Jungs ein Beispiel nehmen, und das tun sie auch, ganz sicher. Vor allem an der Nibelungentreue. Die ist – das ist wie die bedingungslose Treue zum Führer, versteht ihr das?

Jawohl! Doch heute kommen die Hitlerjungs vom Sport und sind abgekämpft, da sollen sie mal wieder richtig lachen. Das haben sie sich verdient, so ehrgeizig, wie sie sind. Flink wie die Windhunde! Der Führer hätte seine Freude daran. Hatten wir nicht gerade eben die Reichsjugendwettkämpfe? „Laufen, Springen, Werfen – ihr Pimpfe habt doch alle gut abgeschnitten, was? Na, bravo! Also singen wir jetzt mal was Lustiges!“

„Bolle reiste jüngst zu Pfingsten
nach Pankow, war sein Ziel.
Da verlor er seinen Jüngsten
ganz plötzlich im Gewühl.
'ne volle halbe Stunde
hat er nach ihm gespürt.
Aber dennoch hat sich Bolle
ganz köstlich amüsiert.“

Na, und der – wie heißt er noch gleich? Badoglio, richtig: Marschall Badoglio, dieser Verräter, von wegen „italienische Waffenbrüderschaft“ – das haben die jetzt davon (1943):

„Wir sind tapfere Italiener.
Unser Land wird immer kleener.
Sizilien hamse uns genommen.
Der Marsch auf Rom hat schon begonnen …“

Ach, und die Polacken! Die sind saudreckig, das weiß ja jeder:

„Kocht sich Antek Pflaumenmus,
hat kein Löffel, rührt mit Fuß.
Do hobsche, do hobsche tralla,
Violinka Draht kaputt.
Hei, Violinka Draht kaputt,
spielt sich aber noch ganz gutt.
Do hobsche, do hobsche tralla,
Violinka Draht kaputt.“

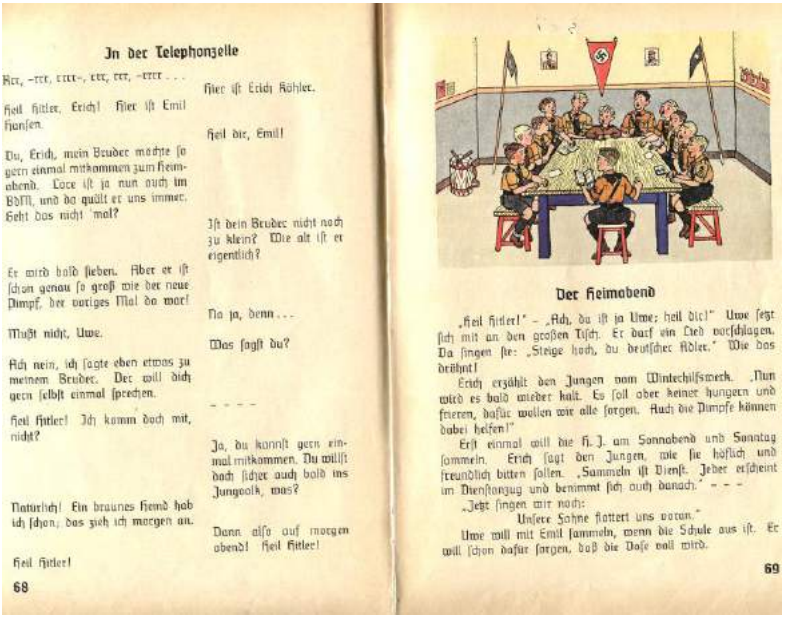
Die Juden – die Juden müssen selbstverständlich erst recht ihr Fett abkriegen:

„Drei Juden badeten einst im Nil.
Den einen fraß ein Krokodil.
Der zweite ist ersoffen,
und vom dritten wollen wir's hoffen!“

Der Refrain von *Weit ist der Weg ins Heimatland* wurde dann so umgetextet:

Krumme Juden ziehn dahin, daher,
sie ziehn durchs Rote Meer.
Die Wellen schlagen zu –
die Welt hat Ruh.

Tolle Geschichte, Riesengelächter. Ja, so sind sie, die Hitlerjungs. Dieser Jugend gehört vielleicht noch nicht die Welt, aber bestimmt die Zukunft. *Sieg Heil! Sieg Heil! Sieg Heil!*



In der Telephonzelle

Rrr, -rrr, rrrr-, rrr, rrr, -rrrr . . .

Heil Hitler, Erich! Hier ist Emil Hansen.

Du, Erich, mein Bruder machte so gern einmal mitkommen zum Heimabend. Lore ist ja nun auch im BdM, und da quält er uns immer. Geht das nicht mal?

Er wird bald sieben. Aber er ist schon genau so groß wie der neue Pimpf, der vorige Mal da war!

Mußt nicht, Uwe.

Ach nein, ich sagte eben etwas zu meinem Bruder. Der will dich gern selbst einmal sprechen.

Heil Hitler! Ich komm doch mit, nicht?

Natürlich! Ein braunes Hemd hab ich schon, das zieh ich morgen an.

Heil Hitler!

68

Hier ist Erich Köhler.

Heil dir, Emil!

Ist dein Bruder nicht noch zu klein? Wie alt ist er eigentlich?

Na ja, denn . . .

Was sagst du?

- - - -

Ja, du kannst gern einmal mitkommen. Du willst doch sicher auch bald ins Jungvolk, was?

Dann also auf morgen abend! Heil Hitler!

Der Heimabend

„Heil Hitler!“ – „Ach, du bist ja Uwe; heil dir!“ Uwe setzt sich mit an den großen Tisch. Er darf ein Lied vorschlagen. Da singen sie: „Steige hoch, du deutscher Adler.“ Wie das dröhnt!

Erich erzählt den Jungen vom Winterhilfswerk. „Nun wird es bald wieder kalt. Es soll aber keiner hungern und frieren, dafür wollen wir alle sorgen. Auch die Pimpfe können dabei helfen!“

Erst einmal will das H. J. am Sonnabend und Sonntag sammeln. Erich sagt den Jungen, wie sie höflich und freundlich bitten sollen. „Sammeln ist Dienst. Jeder erscheint im Dienstanzug und benimmt sich auch danach.“ - - -

„Jetzt singen wir noch:

Unsere Fahne flattert uns voran.“

Uwe will mit Emil sammeln, wenn die Schule aus ist. Er will schon dafür sorgen, daß die Dose voll wird.

69

Auszug Schulbuch

Ach, wie sind die Verse lustig! Und es gibt jede Menge davon. Hinter den Diffamierungen aber verbergen sich ernsthafte Absichten mit dem Ziel, den Hitlerjungen begreiflich zu machen: Die Polen sind nicht viel wert, aber die Juden erst – überhaupt kein Vergleich! Juden sind völlig wertlos. Mit denen muss kurzer Prozess gemacht werden – „Jungs, ich sage euch: Die Juden sind unser Unglück!"

Was daraus folgen kann und folgen wird, hat Peter nicht bedacht. Er hat eifrig mitgesungen; für die Konsequenzen war er zu blauäugig, und das entsetzliche Ausmaß hätte er sich nie ausmalen können. Er wusste nur von unserem Unglück, an dem die Juden schuld sind. Das wussten aber alle, sei es aus dem Radio oder aus der Zeitung.

•

Vorsicht, GEHEIM! (Damals.) Spottlieder ganz anderer Art gab es damals auch. Sie betrafen das Regime oder deren Repräsentanten und wurden klammheimlich verbreitet. Kannte Peter sie? Einige garantiert; vermutlich von Schulkollegen aufgeschnappt. Vor allem der dicke Hermann Göring diente als Zielscheibe:

Aus:

Der mächtigste König im Luftrevier
ist des Sturmes gewaltiger Aar (usw.)

wurde:

Der mächtigste König im Luftschutzrevier,
das ist Hermanns gewaltiger Arsch.

Noch eingängiger war die Parodie auf das Lied „Siehst du im Osten das Morgenrot":

Siehst du im Osten die Ascheimer glühn?
Ein Zeichen, dass Hermann noch sammelt.
Er muss von Türe zu Türe ziehn,
damit keine Schale vergammelt.
Er darf nicht zittern, er darf nicht zagen,
denn alles kommt in den Schweinemagen:
Kampf dem Verderb! Hunger tut weh!

Es ging um Kartoffelschalen. „Bekämpft den Verderb" hätte es heißen müssen statt „Kampf dem Verderb", hat Peter damals gedacht. Jeder Volksgenosse kannte selbstverständlich diesen Appell, nur ja nichts umkommen zu lassen. Das ganze Lied verliert als Parodie seinen kriegerischen Charakter, denn im Original reimt sich auf „Morgenrot" (natürlich!) „Tod", und auch die letzte Textzeile ist jetzt ausgesprochen friedlich, denn ursprünglich lautet sie: „Volk ans Gewehr!" – und wurde wiederholt. Doppelt hält besser! Damit das keiner vergisst, das Gewehr.

1942 sang Lale Andersen:

Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei.
Auf jeden Dezember folgt wieder ein Mai (usw.).

Daraus wurde:

Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei.
Auf Abschnitt Dezember gibt's wieder ein Ei.

„Abschnitt Dezember" bezog sich auf die Lebensmittelkarte, deren Abschnitt zum aufgedruckten oder in der Zeitung bzw. im Radio aufgerufenen Termin gültig wurde. Die jeweils genannten Mengen wurden freilich immer geringer, und obendrein war nicht gewährleistet, dass man sie beim Krämer dann auch bekam.

Andere Lied-Versionen nehmen „alles vorbei“ zum Anlass, zu reimen: *Mein Mann ist in Russland, sein Bett ist noch frei* sowie: *Auch Adolf Hitler und seine Partei.* Solch eine Verhöhnung war lebensgefährlich und bei den Littichs unbekannt.

Die Lebensmittelknappheit machte, als Parodie, auch vor *Lili Marleen* nicht Halt:

Schweinefleisch ist teuer, Ochsenfleisch ist knapp.
Gehn wir mal zu Meier, ob er Knochen hat.
Und alle Leute solln es sehn,
wenn wir bei Meier Schlange stehn,
wie einst Lili Marleen, wie einst Lili Marleen.

•

Dienst in der HJ ist Pflicht; gern geht Peter da nicht hin. Er hat auch immer noch die Hammelbeine im Gedächtnis, die ihm vielleicht eines Tages langgezogen werden. Peter Littichs Jungenschaftsführer ist der rothaarige Weidmann, Egon Weidmann, der ist ein Jahr älter. Egon geht zur Volksschule, Peter besucht die Oberschule. Es muss wohl schon zu fortgeschrittener Kriegszeit gewesen sein – Vati war Soldat –, da brauchte Peter nur zu sagen: „Mutti, wenn Weidmann kommt: Ich habe keine Lust zum Dienst!“ – schon fertigte sie den an der Tür ab:

„Peter kann heute nicht zum Dienst. Mein Sohn hat noch Schularbeiten zu machen.“

Dann kriegte der rothaarige Weidmann einen roten Kopf, sagte aber nichts außer Heilhitler mit Hackenklapp, und zog ab. Inzwischen hatten sie Peter auf dem Kieker bei der HJ, denn er hatte krankheitshalber schon öfter gefehlt, aber mit dem Gymnasium, damals

Oberschule genannt, mochte sich niemand anlegen. Immerhin: Weidmann hatte wenigstens versucht, ihn zu holen. Auf jeden Fall war Peter Littich damit für sein Fernbleiben entschuldigt, und das war das Wichtigste.

Anders lief das bei Horst Born aus der Hangstraße. Hangstraße? Wohnen da nicht lauter Kommunisten und kinderreiche Familien? Egal. Jedenfalls war Born nicht zum HJ-Dienst erschienen und hatte, als er das nächste Mal kam, keine Entschuldigung dabei, eine ärztliche Krankmeldung zum Beispiel.

„Born, du hast unentschuldigt gefehlt. Sollte das noch mal geschehen, passiert was. Hast du das kapiert? Ja? Antworte gefälligst!"

„Jawohl!"

Beim nächsten Mal – fehlte Born, beim übernächsten kam er wieder.

„Und – wo ist deine Entschuldigung?"

„Hab ich nicht."

„Hast du nicht? Du weißt, was ich dir gesagt habe! Ich mache keine leeren Versprechungen. Also *(lauter, zur Gruppe gewandt)*: Wer von euch verabreicht dem jetzt 'ne Tracht Prügel?"

Stille. Keiner rührt sich. Peter klopft das Herz bis zum Hals.

„Herrschaften, ich warte! Wird's bald? Sonst werde ich einen von euch bestimmen! Also?"

Peter will schlucken. Es geht nicht. Es gibt keine Lösung. Es gibt eine Katastrophe. Born, der kleine Horst Born, hat sich vorn in die Ecke verkrochen. Da meldet sich Michalski.

Michalski? Das klingt polnisch, so ... wie Niemerski. Ja! Beim Buchhändler Niemerski kauft Vati hin und wieder Bücher, aber eigentlich heißt der Nie-mi-ers-ki [polnisch: *niemiecki*], sagt Vati, das heißt soviel wie 'Deutsch', weil er aus Polen stammt, aber aus dem Grenzgebiet, und Henryk Sienkiewicz war ein berühmter polnischer Schriftsteller, allerdings haben wir jetzt Polen besetzt ...

Der Kopf – Peters Kopf schweift ab, sucht blitzschnell nach Auswegen. Nach Begründungen. Warum meldet sich ausgerechnet einer wie dieser Michalski, dessen Eltern oder Großeltern vermutlich aus Polen eingewandert sind, der also gar nicht so *richtig* deutsch sein kann, wie wir?

„Dann komm mal nach vorn, Michalski. Nimm ihn dir vor, aber ordentlich!"

Michalski – ist fast zwei Köpfe größer als Born. Jetzt – jetzt sind wir gefragt. Wir alle. Die ganze Gruppe. Verdammt, warum steht keiner auf und sagt, dass das ungerecht ist, ein völlig ungleicher Kampf! Wir sind doch tapfere Hitlerjungs, hart wie Kruppstahl, das können wir doch nicht zulassen! Den Kleinen muss doch einer verteidigen oder ihm zu Hilfe kommen! Du da – oder du da – oder ich!

Ich?

Michalski geht zu Born in die Ecke. Born hebt schützend die Arme hoch. Es nützt ihm nichts. Michalski schlägt zu. Erbarmungslos. Einmal, zweimal, dreimal ... wie oft?

„Wehr dich!", ruft der Jungzugführer. „Na los, Born, wehr dich doch!"

Er wehrt sich nicht. Irgendwann liegt er leise wimmernd am Boden und rührt sich nicht. Michalski blickt den Jungzugführer an. Der winkt ihn zurück auf seinen Platz.

„Und jetzt: ein Lied!"

Ja! Irgendeins. Damit die Gruppenscham entweicht und jeder Einzelne wieder durchatmen kann. Bis auf Born natürlich – na, der erhebt sich schon wieder …

Von heute an weiß Peter Littich, wie es sich anfühlt, wenn kollektive Angst kollektives Schweigen erzeugt. Es ist eine Lektion fürs Leben, archivierbar unter „Tausendjähriges Reich".

Kennzeichnend

Ein Abzeichen, eine Anstecknadel oder eine Plakette, ist ein Kennzeichen, eines, das dich ausweist als Mitglied eines Sportvereins oder einer Partei. Helmut Littich trägt gut sichtbar das Parteiabzeichen der NSDAP, wie die meisten männlichen Volksgenossen. Unter seinem Revers ist der Stahlhelm vom Bund der Frontsoldaten versteckt. Das weiß Peter, das kennt er. Er weiß auch, dass ein Orden kein Abzeichen ist, sondern eine Auszeichnung für besondere Verdienste. Zum Beispiel für Tapferkeit vor dem Feind! Ein Orden wird verliehen, aber man darf ihn behalten. Doch wofür kriegt man zum Beispiel das EK I, das Eiserne Kreuz erster Klasse? Das interessiert Peter brennend.

Ein Bekannter der Littichs, von Peter Onkel Max genannt, kommt 1941 in Uniform auf Heimaturlaub und trägt auf der linken Brustseite das EK I. Der wurde also ausgezeichnet, weil er so tapfer war. Toll. Den muss Peter fragen! Wofür – ?

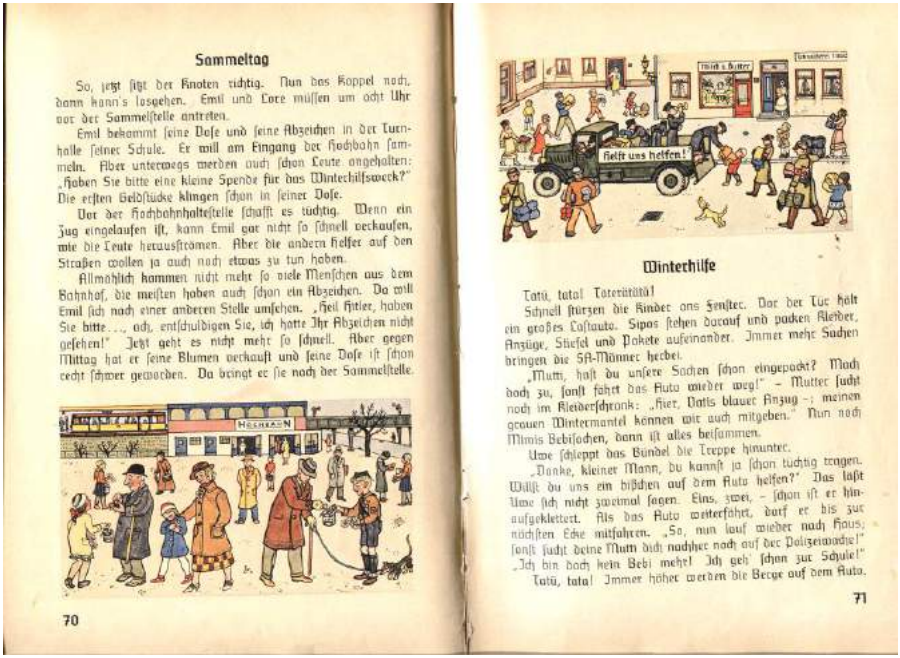
„Ja, weißt du, Peter", sagt Onkel Max, und der Schalk blitzt ihm aus den Augen, „das war in Frankreich. Ich war mit einem Spähtrupp unterwegs, ging allein voraus, kam an ein Schloss und rüttelte an der Tür. In diesem Augenblick warf der Feind eine Bombe. Die Bombe traf das Schloss, zerstörte es völlig – und ich stand da und hatte den Drücker in der Hand."

Die Erwachsenen in der Runde, Peters Eltern und Tante Meta, die Frau von Onkel Max, scheinen sich das Lachen zu verbeißen. Worüber lachen die denn? Peter blickt Onkel Max an, der kuckt ganz ernst. Also stimmt die Geschichte. Komisch. Das ist doch nur Glück, dass er das überlebt hat, ganz großes Glück! Und dafür hat er das EK I gekriegt? Dann sind die Heldentaten der Ritterkreuzträger vielleicht auch gar nicht so groß? Aber wenn einer wie Mölders oder Galland das Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten zum Ritterkreuz verliehen bekommt, das muss ja dann wohl doch etwas Besonderes sein. Nein, das Eichenlaub ist nicht echt, Peter, das würde ja viel zu schnell verwelken! Es ist aus Gold. Ob es noch eine Steigerung gibt, nach dem Eichenlaub? Keine Ahnung. Platin vielleicht, falls der Krieg noch länger dauert, oder noch mehr Brillanten.

„So, nun geh man raus und sammel schön."

Ja, prima! Peter sammelt nämlich für das WHW, das Winterhilfswerk. Er hat seine Hitlerjungen-Uniform an und ist stolz, wenn er erwachsenen Leuten seine rote Blechbüchse bettelnd – ach was! Das ist doch für 'ne gute Sache! – unter die Nase hält und die Groschen klappernd hineinfallen, ob mit oder ohne Heilhitlern. Er geht auf und ab und scheppert mit der Büchse. Fällt das nicht unter Kinderarbeit und ist verboten, Peter?

Das würde er überhaupt nicht verstehen. Er macht das schließlich freiwillig für unseren Führer Adolf Hitler und den immer mehr ersehnten Endsieg. Wenn er die wöchentlichen 20-Pfennig-Hefte der „Kriegsbücherei für die deutsche Jugend“ sammelt, das ist was anderes, das ist Privatvergnügen. Er möchte ja wissen, welche Heldentaten er vielleicht mal vollbringen muss …



Sammeltag

So, jetzt sitzt der Knoten richtig. Nun das Koppel noch, dann kann's losgehen. Emil und Lore müssen um acht Uhr vor der Sammelstelle antreten.

Emil bekommt seine Dose und seine Abzeichen in der Turnhalle seiner Schule. Er will am Eingang der Fischbahn sammeln. Aber unterwegs werden auch schon Leute angehalten: „Haben Sie bitte eine kleine Spende für das Winterhilfswerk?“ Die ersten Geldstücke klingen schon in seiner Dose.

Vor der Fischbahnhaltestelle schafft es tüchtig. Wenn ein Zug eingelaufen ist, kann Emil gar nicht so schnell verkaufen, wie die Leute herausströmen. Aber die andern helfer auf den Straßen wollen ja auch noch etwas zu tun haben.

Allmählich kommen nicht mehr so viele Menschen aus dem Bahnhof, die meisten haben auch schon ein Abzeichen. Da will Emil sich nach einer anderen Stelle umsehen. „Heil Hitler, haben Sie bitte …, ach, entschuldigen Sie, ich hatte Ihr Abzeichen nicht gesehen!“ Jetzt geht es nicht mehr so schnell. Aber gegen Mittag hat er seine Blumen verkauft und seine Dose ist schon recht schwer geworden. Da bringt er sie nach der Sammelstelle.

70

Winterhilfe

Tatü, tata! Tatütütü!

Schnell stürzen die Kinder ans Fenster. Vor der Tür hält ein großes Lastauto. Sipos stehen darauf und packen Kleider, Anzüge, Stiefel und Pakete aufeinander. Immer mehr Sachen bringen die SA-Männer herbei.

„Mutti, hast du unsere Sachen schon eingepackt? Mach doch zu, sonst fährt das Auto wieder weg!“ – Mutter sucht noch im Kleiderschrank: „Hier, Vatis blauer Anzug –; meinen grauen Wintermantel können wir auch mitgeben.“ Nun noch Mimis Bebisachen, dann ist alles beisammen.

Uwe schleppt das Bündel die Treppe hinunter.

„Danke, kleiner Mann, du kannst ja schon tüchtig tragen. Willst du uns ein bißchen auf dem Auto helfen?“ Das läßt Uwe sich nicht zweimal sagen. Eins, zwei, – schon ist er hinaufgeklettert. Als das Auto weiterfährt, darf er bis zur nächsten Ecke mitfahren. „So, nun lauf wieder nach Haus; sonst sucht deine Mutti dich nachher noch auf der Polizeiwache!“ „Ich bin doch kein Bebi mehr! Ich geh' schon zur Schule!“

Tatü, tata! Immer höher werden die Berge auf dem Auto.

71

Auszug Schulbuch

Gesammelt wird ja immer und überall, sogar in der Schule. 20 Pfennige! Dafür kriegt man ein ganzes Kriegsheft. Und dann auch noch für den 'VdA', den Volksbund für das Deutschtum im Ausland. Komischer Verein, sagt Mutti. Na ja, aber zur Belohnung gibt es die schöne dicke blaue VdA-Kerze, jedenfalls so lange es noch Kerzen gibt. Das Winterhilfswerk hingegen, für das Peter sammelt, das ist ganz was anderes.

Gehört das WHW nicht sogar zum Vierjahresplan von Hermann Göring? Auf alle Fälle hilft das Geld armen deutschen Volksgenossen, die womöglich obendrein alt und krank sind, davon ist Peter überzeugt. Vielen Passanten geht das sicher genauso, sie geben ihm lächelnd zwei, drei Münzen in die Büchse. Andere gehen schnell vorbei und tun so, als würden sie ihn nicht sehen, und einige wechseln die Straßenseite. Mancher sagt auch ganz unfreundlich: „Hab schon gespendet!", aber das glaubt Peter nicht, dann hätte der doch ein Abzeichen am Mantel oder an der Jacke, oder so eine kleine Figur, jedenfalls solch ein Kennzeichen, dass er gespendet hat.

Es gibt eine hübsche Figurenserie mit einem Faden zum Aufhängen im Tannenbaum, die hat bestimmt jemand im Erzgebirge entworfen, da wohnen ganz arme Leute, sagt Mutti, die leben vom Figurenschnitzen, aber sie kriegen kaum Geld dafür, weil da so wenig Kunden hinkommen. Na, vielleicht kriegen die ja was ab, die Schnitzer, aus der Sammelbüchse.

Wenn man sich überlegt, was alles umkommt, wenn das keiner sammelt! Nicht nur Pilze und Bickbeeren, sondern auch Bucheckern, Eicheln und Kastanien. Damit werden die Tiere bei Hagenbeck gefüttert. Peter würde gerne wissen, wer das früher gesammelt hat, als es noch keine Hitlerjungs gab, aber wen soll er danach fragen?

Es gibt auch noch andere Sachen, die gesammelt werden. Altmetall, zum Beispiel. Oder alte Kleidung. *„Eisen, Lumpen, Knochen und Papier, ausgeschlag'ne Zähne sammeln wir – für Hermann …"*

Eines Tages bekommt Peter den Auftrag, in der Nachbarschaft nach alten Knochen zu fragen. Natürlich

muss er da in Uniform hingehen. Aus Knochen kann man Seife machen! Das wäre sehr zu begrüßen, denn die *Abrador*-Seife ist ganz körnig, als sei Sand dazwischen, das kratzt auf der Haut, und sie schäumt so gut wie gar nicht. Wie soll man da noch sauber werden!

Peter geht in die Karlstraße und klingelt bei der alten Frau Schuntermann, die er vom Ansehen kennt. Frau Schuntermann macht die Tür einen Spalt auf. „Ja, bitte?“

Peter knallt die Hacken zusammen.

„Heil Hitler! Haben Sie alte Knochen?“

Frau Schuntermann beißt sich auf die Lippen, schüttelt den Kopf und schließt die Tür.

Am nächsten Tag soll Peter etwas Hack holen, bei Schlachter Devis. Mehrere Kunden stehen vor ihm; unter anderem die alte Frau Schuntermann, die ihn aber nicht sieht.

„Stellen Sie sich vor“, erzählt Frau Schuntermann, „da klingelt doch gestern ein Hitlerjunge bei mir und fragt: 'Haben Sie alte Knochen?' Alte Knochen – ich!“

Sie will sich ausschütten vor Lachen; die Kundschaft lacht auch, und Herr Devis stimmt mit ein.

Zuerst will Peter sich spontan zu Wort melden, denn das ist ja wohl das Letzte, dass die alte Volksgenossin sich dermaßen über ihn lustig macht, doch dann tut er so, als habe er nichts gehört. Zum Glück hat die Frau ja seinen Namen nicht genannt. Trotzdem: Respekt geht anders. Die kann froh sein, dass er heute seine Uniform nicht anhat, die Frau Schuntermann! Sonst würde sie so was sicher nicht gewagt haben.

•

Eigentlich müssten wir Jungs auch einen Orden kriegen oder wenigstens ein Abzeichen für unseren Einsatz, denkt Peter Littich manchmal. Dabei steht ihm die schwierigste Arbeit noch bevor.

Es wird Anfang 1943 gewesen sein. Noch waren die Tage kurz und die Nächte lang, wenn auch relativ mild. Die meisten wehrfähigen Männer waren inzwischen eingezogen worden und kämpften irgendwo auf der Welt für den Führer und Heiligvaterland. Jetzt war die Hitlerjugend gefragt, mehr denn je, die musste überall einspringen und helfen, wo Not am Mann war. Peter hatte schon verschiedentlich erlebt, dass Kameraden vom Jungzug 4 zum Zeitungsaustragen beordert worden waren. Das war ihm bislang erspart geblieben, aber eines Tages hieß es: „Wer war damit noch nicht dran? Gut; du meldest dich morgen um 17 Uhr bei …“

Es folgte die Adresse von irgendeinem Parteibüro. Er bekam dort einen Stapel Zeitungen und einen Laufzettel mit den Namen der Bezieher in die Hand gedrückt. Scharnhorst-Kaserne. Kennste doch, oder? Kopfnick. Abmarsch!

Ach, Leute, was macht ihr mit dem Jungen? Peter hat doch nun mal kein Orientierungs-Gen! Na schön, das weiß keiner von euch, und selbst Peter ahnt es bislang nur. Aber Kaserne? Das hört und fühlt sich für ihn nicht gut an. Nur groß. Groß und mächtig.

Klar, mit der Straßenbahn nach Heimfeld; die Scharnhorst-Kaserne findet er auf Anhieb, soweit kennt er sich ganz gut aus. Er passiert anstandslos den Wachhabenden am Tor – quasi von Uniform zu Uniform, mit den Zeitungen als Ausweis. Doch wo geht es weiter? Soll er einfach fragen, jetzt schon fragen, gleich hier am Eingang? Nein. Er ist doch kein Baby mehr!

Ab – in die Dunkelheit …

Mag sein, dass er sich bei Tage zurechtfinden würde, aber es ist stockfinster, die einzelnen Gebäude sind kaum zu erkennen und sehen völlig gleich aus. Haushoch, bedrohlich und unheimlich. In seinem Blickfeld, an der Seite einer Kaserne, finden sich ein Kennbuchstabe und eine Ziffer. Nur eine ganz schwache Notbeleuchtung zeigt den Eingang an. Mehr nicht. Junge, was erwartest du? Es ist Krieg! Sollen feindliche Flieger die Scharnhorst-Kasernen von oben erkennen und womöglich bombardieren? Das geht doch nicht, das musst du einsehen.

Es fängt an zu regnen. Der Laufzettel ist undeutlich, zum Teil verwischt. Geh mal ins nächste Gebäude rein, Peter, sonst werden die Zeitungen noch nass. Richtig! Aber welches Gebäude ist das jetzt? Noch mal raus. Kucken. Aha. Wieder rein. Steht einer der Empfänger in diesem Bau auf deinem Zettel? Der hier, der … müsste es sein, im dritten Stock. Hier drinnen ist es auch ziemlich dunkel. Erst mal die Treppen hoch. Ein Flur – solch einen langen Flur hat Peter in seinem ganzen Leben noch nicht erblickt. Und lauter Türen! Eine sieht wie die andere aus, und kein Mensch ist zu sehen. Horch mal. Na? Nein. Es ist nichts zu hören. Was tun?

Am besten wartet er erst mal. Irgendwann wird schon jemand … Aber das dauert. Und dauert. Endlich! Da hinten kommt einer, ein Soldat natürlich, eiligen Nagelstiefelschrittes kommt er näher, marschiert hastig an ihm vorbei, ohne ihn auch nur anzusehen. Nein; den konnte er schlecht anhalten und fragen. Also weiter warten. Aber es passiert – nichts.

Peter schwitzt. Und friert. Er setzt sich auf eine Treppenstufe. Wie soll er das überhaupt schaffen, all die Zeitungen den einzelnen Soldaten auszuhändigen? Dieses Riesenpaket! Es ist fast zu schwer zum Tragen, und es ist ein bisschen nass geworden. Was passiert eigentlich dem Hitlerjungen Peter Littich, wenn er versagt, wenn er die Aufgabe nicht schafft? Und die Soldaten! Die warten doch auf ihre Zeitung, die müssen vielleicht morgen schon an die Front, in den Krieg, und du, Peter, bist nicht mal imstande, denen ihre Zeitung zu bringen? Er spürt Tränen aufsteigen. Und schluckt.

Du musst fragen, Peter, los doch, klopf an eine Tür!

Er klopft. Leise erst. Dann etwas lauter. Lauter! Warum hört denn keiner? Jetzt mit der Faust dagegen bumsen. Nichts. Nächste Tür. Dasselbe. Noch eine. Verflixt! Keiner macht auf. Die können doch nicht plötzlich alle weg sein, die Soldaten, womöglich schon im Fronteinsatz!

Vielleicht ... vielleicht ein Stockwerk tiefer, dass da jemand ist, zum Fragen. Seine Knie zittern. Er ist klatschnass. Steigt langsam hinunter. Da – hinter dieser Tür sind Stimmen. Er klopft zaghaft. Dann stärker. Lauter. Noch lauter! Das muss doch – schließlich wird die Tür aufgerissen.

„Ja?“

„Entschuldigen Sie – Heil Hitler – ich wollte, wo finde ich bitte Herrn Unteroffizier im dritten – hier steht sein Name, auf der Liste, können Sie mir sagen, wo ich – “

„Nein!“

Tür zu. Aus. Was jetzt, Junge? Was machst du? Noch einmal klopfen? N- nein. Der roch nach Alkohol.

Wirklich? Peter, du zitterst ja! Was ist mit dir?

Peter, der Dölmer. Als er sich nach draußen schleicht, gießt es. Sein Hals ist wie zugeschnürt. Wie er nach Hause gekommen ist, weiß er später nicht zu sagen, nur dass er hohes Fieber hat und Helene ihn sofort ins Bett steckt. Zwei Tage später – Mutti hatte ihn inzwischen krank gemeldet bei der HJ und denen tüchtig Bescheid gesagt, da kennt sie nichts, aber sie kennt inzwischen die ganze Geschichte von Peter – zwei Tage später besucht ihn Egon Weidmann und fragt, wie's ihm geht.

„Besser, danke. Aber die Zeitungen – ich weiß gar nicht mehr, wo ich – hab ich sie beim Wachhabenden abgegeben? Ich weiß wirklich nicht – "

„Alles erledigt. Mach dir keine Sorgen, Peter."

Von da an kann er endlich wieder gut schlafen, und langsam beruhigt sich auch sein schlechtes Gewissen.

Eine Kaserne hat Peter nie wieder betreten. Musste er auch nicht. Nicht während des Zweiten Weltkriegs, weil er da noch zu jung war, um Soldat zu werden (wie die meisten seines Jahrgangs), und erst recht nicht nach Kriegsende, 1945. Da waren alle gegen eine neue Armee, sogar Franz Josef Strauß: *„Wer noch einmal ein Gewehr in die Hand nehmen will, dem soll die Hand abfallen"* (1949). Gemeint habe er damit einen Angriffskrieg wie 1939 gegen Polen, erläuterte er später. Als es dennoch wieder losgeht mit Wehrmachtssoldaten, 1955, ist Peter entsetzt. Das darf doch nicht wahr sein! Wiederbewaffnung – nur zehn Jahre nach dem Ende des millionenfachen Mordens! Aber ja, natürlich: Die Kommunisten bedrohen uns schon wieder, die bösen, bösen Sowjets …

Mit 24 Jahren ist Peter Littich 1955 bereits zu alt für die Bundeswehr. Militär braucht frisches, junges Blut! Berufs-Soldaten haben traumhafte Karrierechancen. Aber du bist raus, Alter. Du gehörst zu den sogenannten „Weißen Jahrgängen" (geboren zwischen 1929 und 1937).

> Schwein gehabt? Nein. Ich hätte nach dem Krieg ohnehin den „Dienst an der Waffe" verweigert. An meiner Einstellung, dass Gewalt zu keiner Lösung führt und jegliche kriegerische Auseinandersetzung eine Katastrophe ist, hat sich bis heute nichts geändert. Miteinander reden und überzeugen (sofern das möglich ist) anstatt zu schießen mag altmodisch klingen, doch es scheint mir nach wie vor der einzige Weg zu sein, Konflikte zu lösen.

Moment mal: Peter wäre mit 24 Jahren fürs Soldatsein zu alt? Was soll das denn heißen? Als Helmut Littich eingezogen wird, Anfang 1943, ist der fast 42! „Wir Alten", hat er später immer gesagt, „wir Alten ..." Ja, mein Vati, gewiss doch. Aber was soll unser geliebter Adolf Hitler denn machen, wenn so viele aus der Schar der jungen deutschen Helden schon verreckt sind im Feindesland, irgendwo im Nirgendwo, *gefallen für Führer, Volk und Vaterland*? Damals, Peter Littich, sei ehrlich, damals wärest du auch hinausgezogen in den Kampf, wenn du ein paar Jahre älter gewesen wärest – du hättest, nebenbei gesagt, auch gar nicht anders können! Wehrdienst war „Ehrendienst am deutschen Volk", so etwas wie Kriegsdienstverweigerung undenkbar und allenfalls den Zeugen Jehovas geläufig (den „Bibelforschern", die dafür ins KZ gingen) – und selbst von deren Existenz hast du damals nichts geahnt.

Helmut Littich aber schreibt am 1.12.1944 aus dem Lazarett in Ansbach nach Hause:

> *Es ist totaler Kriegseinsatz, ohne Rücksicht auf Verluste. (…) Ich hatte mir das Soldatenleben so anders gedacht. Eine harte, gründliche Ausbildung und dann hinaus in den Kampf. Glaubte stets, meine Kraft könnte nie erlahmen. (…)*

(Entschuldigung, Herr Soldat: Fürs gründliche Ausbilden fehlt während des Krieges die Zeit; die meisten Ausbilder sind ohnehin an der Front oder bereits gefallen, verstehen Sie? Es ist einfach diese verflixte Knappheit an Menschenmaterial, die den Endsieg infrage stellt – ach, wenn das der Führer wüsste!)

14. OBERSCHULE

Die Volksschule ist die Grundschule. In der 4. Klasse entscheiden Zeugnis und Beurteilung darüber, wer in eine weiterführende Schule wechselt. Die aussichtsreichsten Schüler „seiner" Klasse bekommen bei Lehrer Deckert – natürlich abgesprochen – an einigen Tagen zusätzlichen Unterricht, nachdem alle übrigen Klassenkameraden den Raum verlassen haben. Es heißt, sie, die „besseren" Schüler, müssten nachsitzen, doch es sind Probediktate und Wissensfragen, die Deckert mit ihnen übt. Der alte Fuchs will schon dafür sorgen, dass seine guten Schüler den Übergang schaffen! Hat er Einblick in die Prüfungsaufgaben? Er scheint jedenfalls ein bisschen zu wissen, wie der Hase läuft.

Einer aus der Klasse schafft es auf die Mittelschule, einer auf den Oberbau, und eine Handvoll weiterer Schüler, darunter Peter Littich, kommt auf die Oberschule. Früher, bevor Hitler an die Macht kam, sagte man Gymnasium. „Wie undeutsch!"

Gegen Ende des Schuljahres, meistens am Sonnabend, in der letzten Schulstunde, erzählt Lehrer Deckert den Jungs spannende Geschichten. Darunter ist eine, bei der es um Spionage geht – und um ein Liebesdrama!

„Herr Deckert, die Geschichte haben Sie uns früher schon mal erzählt, aber da hatte der Spion keine Freundin!"

„Stimmt, aber da wart ihr auch noch zu klein dafür."

Da grinsen die Jungs, und ihre Rücken straffen sich.

Einmal wird Deckert gebeten, für eine Schulstunde eine Mädchenklasse mit zu beherbergen, weil deren

Lehrerin plötzlich erkrankt ist. Das übernimmt er sehr gern! Die Jungs rücken zusammen, und er lässt die Mädchen etwas vorlesen, das heißt, er bittet eines von ihnen nach vorn, neben das Lehrerpult, damit die ganze Klasse sie sehen kann. Dabei legt er, väterlich lächelnd, seinen Arm um die Hüfte der Kleinen. In diesem Augenblick wird Peter klar: Es ist kein Gerücht gewesen, dass Deckert irgendwas mit Mädchen gemacht hat und deswegen nicht mehr an einer Mädchenschule unterrichten darf.

Zum Abschluss des Schuljahres besuchen die künftigen Oberschüler Herrn Deckert in seiner Wohnung. Welch eine Auszeichnung! Dabei lernen sie auch dessen Frau kennen. Frau Deckert ist eine etwas füllige, maskulin wirkende Dunkelhaarige mit tiefer Stimme und Damenbartstoppeln.

Bei diesem Anblick spürt Peter ein ganz tiefes Mitgefühl für seinen Lehrer.

•

Ab 1942 geht Peter Littich also in die Oberschule am Postweg. Er wird sie 1950 mit dem Zeugnis der Mittleren Reife (versetzt nach Klasse 11) in der Tasche verlassen, umgangssprachlich „Seitenaussteiger“ genannt, und darf noch froh sein darüber. Geprägt haben ihn Krieg und Nachkriegszeit, Letztere vor allem mit Entbehrungen und Hunger. Er verlässt die Schule mit zwiespältigen Gefühlen, einerseits erleichtert und, was seine Zukunft betrifft, blauäugig – andererseits verzagt und mutlos, weil weitgehend ohne Perspektive für seinen weiteren Weg.

•

Diese „Oberschule für Jungen“, so ihr offizieller Name, wird sich, politisch gesehen, von anderen Schulen

jener Zeit kaum unterschieden haben. Der Direktor war Nazi, und die meisten Lehrer vermutlich auch, der eine mehr, der andere weniger stramm. Der Einzige, der mühsam seine nicht konforme Einstellung verbarg, war der Musiklehrer: „Ein Deutscher weint keine Treenen – “ (Pause. Klar, Hitlerjungen weinen nicht.), „ein Deutscher weint Träänen!“

Es hieß, sein Sohn sei im KZ zu Tode gekommen. Wie viele Tränen mag der Mann vergossen haben?

Alt – waren fast alle Lehrer, und wie! Der Älteste, insgeheim respektlos „Opa“ genannt, war über siebzig und längst pensioniert, eigentlich. Doch es gab einfach keine jungen Lehrer mehr! Sie waren alle „an der Front“ oder bereits tot. Die Unterrichtsmethoden waren sicherlich antiquiert, Vergleichsmöglichkeiten gab es nicht. Was Peter Littich am meisten aufstieß, waren Ausdrucksweisen und Stilblüten. „Oho! Aufpassen! Nicht schwadronieren!“, war ein Lieblings-Appell des Mathe-Paukers, der seinen Blutzoll bereits im Ersten Weltkrieg geleistet hatte und sich mit seinem Holzbein mühsam humpelnd fortbewegte. „Er rächte sich an den Verwandten seines Mörders“, ließ der Geschichtslehrer wissen. Im negativen Sinne herausragend war der Erdkunde-Unterricht eines anderen Lehrers durch Weisheiten wie diese: „Die Landschaft wird beeinflusst durch Berge und Täler.“ Oder, gesteigert: „Aber der Buntsandstein findet sich auch (Pause), wo kein Buntsandstein vorhanden ist.“ Das war ernst gemeint! Vorgetragen mit Pathos und langsam, jede Silbe betonend; am Satzende wurde die Stimme leise, als reiche der Atem nicht hin bis zum Schluss. Den Begriff Demenz kannte man damals noch nicht.

Solchen Lehrern wurde kaum Respekt entgegengebracht; sie wurden verspottet. Peter ging noch einen Schritt weiter. Er missachtete ihren Unterricht und beschäftigte sich lieber mit anderen Dingen. Dabei nutzte er den Rücken seines Vordermanns als Deckung, zeichnete Karikaturen oder schrieb. Auch die sprachlichen Entgleisungen der Lehrer notierte er. Es gab kaum ein Fach, das ihn interessierte, ausgenommen Deutsch. Für die übrigen Fächer tat er nur das Notwendigste; er hatte gewissermaßen innerlich gekündigt, merkte jedoch bald, dass das auf Dauer nicht reichte. Vor allem Mathematik bereitete ihm zunehmend Schwierigkeiten. Dennoch schaffte er die ersten Klassen relativ leicht; Mittelmaß ist besser als schlecht, und in Deutsch war (und blieb) er immer gut.

Dass die Lehrer alt waren, kann ihnen niemand vorwerfen. Doch Peter kann sich nicht erinnern, dass auch nur ein Einziger je Sätze gesagt hätte wie: „Jungs, was ihr hier lernt, ist Basiswissen. In der einen oder anderen Form wird es euch später zugute kommen!“ Lag es an ihm, dass er das nicht von selbst erkannt hat? Wenn im Kino (der Nachkriegszeit) Werbung für das *Institut Weber* lief und der Spruch erschien *non scholae, sed vitae discimus* – nicht für die Schule, für das Leben lernen wir –, empfand er das immer als Hohn (oder vielmehr, aber das wusste er damals nicht, im ursprünglichen Sinne Senecas, der mit diesem Spruch zu Beginn unserer Zeitrechnung die römischen Philosophenschulen kritisiert hatte). Peter musste für die Schule lernen, für die Lehrer, für wen sonst? Für die nächste Klassenarbeit? Ja, um nicht unterzugehen oder die Schule verlassen zu müssen –

aber welchen tieferen Sinn hatte das alles? Zwar wurde betont, um bei Latein zu bleiben, dass dies eine Sprache sei, die das logische Denken fördere, und bestimmte Begriffe wie Straße oder Mauer seien lateinischen Ursprungs, „auf die alten Römer zurückgehend", doch zugleich hieß es, Latein sei eine „tote" Sprache, und das, o ja!, das blieb hängen. Wozu, um alles in der Welt, soll Peter eine tote Sprache erlernen? Damit du vieles in der englischen Sprache wiedererkennst oder besser verstehst, und damit du im Deutschen oder auch international viele Fremdwörter begreifst und, allgemein gesprochen, etliche Begriffe der wissenschaftlichen Terminologie, Junge!

Aber das hat ihm niemand gesagt, weder in der Schule noch zu Hause. Also plagte er sich weiter mit der Übersetzung von Caesars *Bellum Gallicum*. Auswendig lernen musste er den Anfang auch noch! *„Gallia est omnis divisa in partes tres, quarum unam incolunt Belgae, aliam Aquitani, tertiam qui ipsorum lingua Celtae, nostra Galli appellantur."* (Mensch, Peter, das kannst du ja sogar heute noch! Chapeau!)

Nein, Caesars Gallischer Krieg war wirklich anno Leipzig einundleipzig und hatte mit dem heutigen glorreichen Großdeutschland unseres Führers Adolf Hitler nicht das Geringste zu tun. Sind wir nicht, trotz einiger Frontbegradigungen (die selbst der kleine Peter Littich als verlogene Umschreibung für Rückzüge begreift) auch 1942 noch auf der Siegerstraße? Hat der Führer nicht, von den Zuhörern mit Beifall bedacht, die „Endlösung der Judenfrage" beschlossen? In seiner Rede vom 8. November 1942 im Münchener Bürgerbräukeller sagt er dazu: *Sie haben mich immer als Propheten ausgelacht. Von denen, die damals lachten,*

lachen Unzählige nicht mehr. Die jetzt noch lachen, werden in einiger Zeit vielleicht auch nicht mehr lachen.

Wo Peter diese Rede hört, vergisst er. Doch dass er sie gehört hat, behält er – und auch, dass ihm ein kalter Schauer den Rücken hinuntergelaufen ist. Zu diesem Zeitpunkt waren die Juden aus der Nachbarschaft, war die fünfköpfige Familie Schloss bereits vertrieben, verstummt, verschwunden für immer – auch wenn sie gar nicht gelacht hatten und jetzt vermutlich schwer arbeiten mussten.

Etwas Schlimmeres zu glauben, ließ sein Gewissen noch nicht zu.

Was heißt überhaupt 'Endlösung'? Spricht man bei den Littichs darüber? Was sagen die Leute? Die Nachbarn? Die Kinder in der Schule: Sind die alle dafür? Man müsste doch darüber sprechen und irgendetwas tun!

Schweig, Junge.

Unser Führer spricht auch über Stalingrad, und dass es so gut wie erobert sei, bis auf ein paar kleine Plätzchen oder so. Wird die Schlacht um Stalingrad die Wende bringen? Ja, aber anders als geplant. Die Kämpfe dauern vom 13. September 1942 bis zum 2. Februar 1943, sie enden mit der Kapitulation der deutschen 6. Armee und sind der psychologische Wendepunkt im deutsch-sowjetischen Krieg. Hitlers Prophezeiung, ebenfalls in seiner Rede vom 8. November 1942 im Bürgerbräukeller: *„Das Deutschland von einst hat um zwölf die Waffen niedergelegt – ich höre grundsätzlich immer erst fünf Minuten nach zwölf auf.“* Diese Prophezeiung geht in Erfüllung.

Es ist aber nicht die Lüge von der angeblich fast abgeschlossenen Eroberung Stalingrads, die Peter Littich von dieser Hitler-Rede im Gedächtnis bleibt, sondern die Möglichkeit, dass einem das Lachen vergehen kann – und er ist sich inzwischen völlig sicher, dass das keine leere Drohung ist.

Theater

Neben der Oberschule am Postweg in Harburg befindet sich die Stadthalle (heute: Friedrich-Ebert-Halle). Wenn es etwas zu feiern gab in der damaligen Zeit, etwas Nationalsozialistisches, versteht sich, versammelten sich Lehrer und Schüler dort. Führers Geburtstag, Heldengedenktag, Gedenktag für die Gefallenen der Bewegung – irgendetwas war immer dazu angetan, markige Ansprachen zu halten, das Deutschlandlied zu singen und „Die Fahne hoch", erste Strophe. Wie feierlich! Und die langen Hakenkreuz-Banner, von der Decke bis zum Boden. Wie pompös! Wir alle, Lehrer wie Schüler, sind Teil des Ganzen. *Ein Volk! Ein Reich! Ein Führer!* Diese Zusammenkünfte gleichen den Vorstellungen in einem Theater. Peter ist beeindruckt.

Inszeniert wurde das jeweilige Brimborium von der Partei, und so waren denn auch immer ein paar „Goldfasanen" anwesend, wie sie wegen ihrer gelblichbraunen Uniformen hinter vorgehaltener Hand genannt wurden. Peter mochte die Parteibonzen überhaupt nicht; für ihn gehörten sie „nicht so richtig dazu", doch er spürte, dass sie unter Umständen sogar mehr Macht hatten als die Führer der Hitlerjugend. Erhöhte Aufmerksamkeit wurde stets dem Herrn Kreisleiter zuteil, wenn der sich die Ehre gab, anwesend zu sein und eine Rede zu halten. Irgendwie ging

es dabei auch immer um „die Bewegung“. München war die Hauptstadt der Bewegung, Nürnberg immerhin die Stadt der Reichsparteitage. Und Hamburg? Kommt noch, nach dem Endsieg!

Zu solch einem NS-Feiertag haben in der Schule alle in Uniform zu erscheinen, ohne Ausnahme. Das heißt auch, dass die entsprechenden Rangabzeichen zu erkennen sind – die farbigen Kordeln, angefangen beim Jungenschaftsführer. Nun gibt es in der Schule Kommentare, die sich schnell verbreiten, wenn es um auffällig gewordene Mitschüler geht, etwa wenn ein Sitzenbleiber es auch im zweiten Anlauf nicht schafft und womöglich die Oberschule wieder verlassen muss. So etwas spricht sich schnell herum, den haben auf einmal alle auf dem Kieker! So wie diesen Friedrichsen, Konrad Friedrichsen. Der ist zwei Klassen höher, Peter kennt ihn vom Ansehen. Und plötzlich kommt der daher an so einem Feiertag und trägt eine grünweiße Schnur – der ist Fähnleinführer, befehligt mehr als 100 Hitlerjungs! So dumm kann der also gar nicht sein. Was wohl seine Lehrer dazu sagen, wenn sie ihn jetzt so sehen – die können ihn doch gar nicht von der Schule verweisen!

Ein wirkliches Drama spielte sich eines Tages unverhofft im Unterricht ab. Ein Krimi, der jedem „Tatort“ zur Ehre gereicht hätte! Francesco, ein Junge aus Peters Klasse, wäre nach dem Vorfall um Haaresbreite von der Schule geflogen. Warum? Nun, was wollen denn Jungs, worauf sind sie fixiert? Auf Waffen. Wer bewaffnet ist, ist stark und überlegen. Omi Fellner hat ihrem Enkel Peter schon vor Jahren eine sogenannte 100-Schuss-Spielzeugpistole gekauft. Die „Munition“ war eine mit Zündplättchen gespickte Rolle und

funktionierte, vom Prinzip her, ähnlich wie der Patronengurt beim Maschinengewehr. Und es knallte ganz hübsch, wenn er den Abzug durchzog.

Bei Francesco aber ging es um eine echte Waffe! Er hatte seinem Vater einen Tesching entwendet, einen kleinen Revolver, und in die Schule mitgenommen. Stolz zeigte er ihn dem Jungen, der neben ihm saß. Dumm nur, dass dies mitten im Musikunterricht geschah. Und dann passierte es. Zum Spaß legte Francesco auf den Musiklehrer an.

„Soll ich?", und grinste.

Gerade spielte der Lehrer den Jungs auf dem Klavier mit viel Temperament die heiter-dramatische Geschichte vom Fuchs und dem Hasen vor: „Lütt Matten, de Haas". Soeben hatte er sich tief über die Tasten gebeugt, da gab es einen scharfen Knall – Peng! – und direkt über ihm in der Wand, etwa 10 Zentimeter von seinem Kopf entfernt, schlug Francescos Revolverkugel ein. Hätte der Lehrer aufrecht gesessen, hätte sie ihn getroffen.

Schreckensbleich erhob er sich. „Wer – wer war dieses Schwein?"

Francesco, mindestens so erschrocken wie der Lehrer, stand sofort auf. Leugnen wäre zwecklos gewesen. Blass und zitternd legte er die Waffe auf den Boden und blieb an seinem Platz stehen.

Große Aufregung. Direktor. Polizei. Francesco wird verhört, sein Schulranzen durchsucht, dann wird er abgeführt, mit Polizeieskorte zum Haus seiner Eltern. Hausarrest? Anklage? Gefängnis? Für uns stand fest: Den sehen wir nicht wieder. Schade, er war doch ein netter Kerl.

Drei Tage später ist Francesco wieder da. Und grinst. Wie kommt das denn? Erzähl!

„Ja, also, ich habe glaubhaft versichert, dass das ein Versehen war. War's ja auch. Und dass ich das selbstverständlich nie, nie wieder tun werde. Na, und dann haben die mit meinem Vater gesprochen. Der hat auch so etwas wie eine Rüge gekriegt. Entscheidend aber war, dass mein Alter Italiener ist – und nicht auf den Mund gefallen. Er hat mit denen regelrecht verhandelt und vor allem die deutsch-italienische Waffenbrüderschaft beschworen, und dass das doch zu erheblichem Aufsehen in der Presse führen würde, politisch gesehen, wenn man mich deswegen von der Schule schmeißen würde. Ich soll aber weiter nicht darüber sprechen. Also haltet den Mund. Abgemacht?“

Klar. Großes Hitlerjungen-Ehrenwort.

Irgendwie sind wir alle noch behütet, wir jungen Noch-nicht-Soldaten. Was sich in den oberen Klassen abspielt, bei den Abiturienten, die doch wohl geschlossen einrücken müssen, um das Vaterland zu retten, bekommen wir nicht mit. Nur dass so manche Schulstunde ausfällt infolge nächtlicher und bald auch täglicher Alarme, und dass ein Aufruf ergeht, freiwillig in die KLV zu fahren, die Kinder-Landverschickung. Nichts für Peter. Noch nicht.

„Nur in einem gesunden Körper wohnt auch ein gesunder Geist!“

Jawoll, mein Führer! Peter beim Sport. Er schafft keinen Klimmzug am Reck, haut beim Schlagballweitwurf daneben und verstaucht sich einen Halswirbel beim Hechtsprung. Ein Trauerspiel.

Peter hört Nachrichten. Welikije Luki. Sewastopol. Sowjetpanzer T34. Und: Afrika, Rommels Schlacht bei El Alamein. Heckenschützen. (Sitzen die wirklich in Hecken?) Partisanenbanden wurden ausgeräuchert – was heißt das? Verbrannt bei lebendigem Leibe? Es ist Krieg, Junge! *Am deutschen Wesen soll die Welt genesen*. Verstehst du das?

Peter versteht manches nicht. Es gibt keinen Rohrstock mehr in der Oberschule, der hat wohl inzwischen überall ausgedient. Aber es wird geohrfeigt, denn „das hat noch nie jemand geschadet." Also nimm dich in Acht, Junge! Das tut er auch. Selbst wenn er mal neben der Spur ist – Hauptsache, kein Pauker kriegt das mit. Doch eines Tages erwischt es ihn. Der Englischlehrer verpasst ihm eine. Spontan und unglücklich, quasi von hinten, schlägt er mit dem Handrücken gegen Peters Kopf, so dass der gegen die Wand knallt, neben der er sitzt. Im ersten Augenblick ist das extrem schmerzhaft, doch weitaus schlimmer ist die Tatsache, dass die freche Bemerkung, welche die Reaktion des Lehrers auslöste, gar nicht von Peter stammt, sondern von dessen Nebenmann, der das fairerweise sofort klarstellt.

Was nun? Der Lehrer mag den Nebenmann im Nachhinein nicht auch noch bestrafen. Er entschuldigt sich bei Peter, was dieser mit stummem Kopfnicken zur Kenntnis nimmt. Zugleich beschließt Peter Littich, den Vorfall in den nächsten Tagen auszunutzen und Theater zu spielen. Er macht für Englisch keine Hausaufgaben mehr, setzt im Unterricht des betreffenden Lehrers Tag für Tag eine Leidensmiene auf, so dass jener zu ihm an den Platz kommt, und antwortet auf dessen besorgte Frage, ob es denn noch wehtue, stets mit fast ersterbender Stimme: „Ein bisschen."

Soldatenvater

Es hätte in der Erinnerung von Peter ein Einschnitt sein müssen: Am 25. Februar 1943, mit fast 42 Jahren (Aber ach! Wie jung noch gegenüber den bis zu 60 Jahre alten Männern vom *Volkssturm*, Hitlers letztem Aufgebot in der Heimat, gegen Ende des Krieges), bekommt Helmut Littich den Einberufungsbefehl und muss zum Militär. Er kommt zur Ausbildung nach Lübeck; von dort wird er zu einer Transport-Kommandatur befohlen. Es geht an die Ostfront, in die Ukraine.



Helmut Littich

Musste er in aller Herrgottsfrühe zum Bahnhof? War Peter zu der Zeit in der Schule? Wann hat er sich zu Hause verabschiedet? Bekam Peter Ermahnungen? Ja, ganz sicher. Aber er hat kein Bild in der Erinnerung

gespeichert, ahnt nur, dass er durchgeatmet hat. Denn von jetzt an wird er sozusagen nur noch halb beaufsichtigt. Hat er nachgedacht über die Veränderung? Ja, aber nicht zu Ende. Sich vorzustellen, sein Vater würde fallen, lag Peter fern. Er hoffte nur, allen Ernstes, dass der Vater nicht den Stechschritt würde üben müssen, etwa für den Vorbeimarsch vor einem „hohen Tier". So ein strammer Stechschritt … war doch bekloppt, total unnatürlich. Aber das wagt niemand zu sagen.

Helmuts Feldpostbriefe hat Helene Littich aufbewahrt. In den Auszügen ist die Schreibweise unverändert: *21.6.1943, O.U. [Ost-Ukraine]: Von Bochum* [Bombardierung und Zerstörung der Möhnetal-Sperre] *hörten wir auch hier. Es wäre zu wünschen, daß Friede und Eintracht bald wieder einkehren möchten, es geht doch so manches entzwei. – Zeitungen schickt bitte nicht, wir haben den Ostkurier hier und das genügt. 24.6.1943, P [Poltawa]: Geht Ihr stets brav in den Keller? Wenn Ihr aber frieren solltet, musst Du ein kleines Feuer einlegen.* Zwei Tage später schreibt er erneut. Diesmal geht es um Peter. Ob es denn so schlimm wäre, wenn in der Ferienzeit eine Leistungswoche angesetzt wird. Wozu sei der Junge schließlich in der HJ? Wörtlich: *Bedenke, daß wir im 4. Kriegsjahr sind und alle unser Scherflein für den glücklichen Ausgang beizutragen haben*. Nach Helmuts Meinung würde Peter *gerade durch diese Arbeiten etwas mehr zur Selbstständigkeit erzogen werden.*

Haste Töne! Von all dem hat Peter nie etwas gewusst – auch an eine „Leistungswoche" erinnert er sich nicht. Vermutlich hat sie gar nicht stattgefunden.

In weiteren Briefen aus dem Osten geht es, neben ganz persönlichen Bekundungen und Fragen, um Dosenöl aus Russland für zu Hause, um Feuerzeuge, warum es die in der Heimat nicht mehr zu kaufen gibt – und schließlich, am 23.2.1944, folgt ein Brief aus einem Lazarett in Bad Doberan. Helmut ist magenkrank, wird aber nach der Genesung wieder k.v. geschrieben, also kriegsverwendungsfähig, und muss zurück an die Front.

Volksgemeinschaft

Wie rätselhaft Eltern doch sein können! Helene, die Kluge, mathematisch so hoch begabte Beamtentochter eines Oberingenieurs, die das Lyzeum besucht und demzufolge eine gute Allgemeinbildung genossen hat (jedenfalls ist das anzunehmen) – Helene Littich las kaum mehr als die regionale Zeitung. Helmut hingegen, der Luftikus, Sohn eines Gastwirts, Friseurs und Uhrmachers – Helmut Littich, der nur die Volksschule besucht hat, las leidenschaftlich gern Bücher, auch anspruchsvolle Literatur. Aber er ging nie ins Theater!

„Er traut sich nicht", spottete Helene, ging selbst aber auch nicht.

Spießig sind seine Eltern. Kleinbürgerlich und ausgesprochen bildungsfern, meint Peter. So wie die will er niemals werden – und kann in mancherlei Hinsicht doch nicht aus seiner Haut.

Welche Talente, nein, welches Talent hat er denn vorzuweisen?

Ein gutes Sprachgefühl sicherlich.

Vieles, was er in den Zeitungen liest, klingt für ihn hohl, abgedroschen und, auf Dauer, überstrapaziert.

Dazu zählt vor allem und in erster Linie der Begriff Volk. „Volk ohne Raum?“ Schön, das war ein Buchtitel und der Raum im Osten wurde ja auch ständig gefordert. *Nach Ostland geht unser Ritt* war noch eines der harmlosesten Lieder. Wir glaubten ja, dass die Gebiete im Osten sozusagen naturgegeben uns gehörten und zu erobern seien – die „minderwertigen“ slawischen Rassen müssten versklavt oder ausgerottet werden, so die Vorgabe der Nazis.

Wenn nun aber die Polizei, *Dein Freund und Helfer*, als „Arzt am Volkskörper“ bezeichnet wird, wirkt das merkwürdig grotesk – und in der Konsequenz makaber: Nur der Arzt behandelt und handelt, verordnet Medikamente und gibt Spritzen, operiert und ist Herr über Leben und Tod.

Peter hat das damals noch nicht alles erfasst, doch tagtäglich las er nicht nur von unserem Volk, von ein-Volk-ein-Reich-ein-Führer oder von unseren deutschen Volksliedern, vom deutschen Volkstum, vom Wohle des deutschen Volkes und von der deutschen Volksseele, sondern auch von Volksverrätern, von Volksschädlingen, vom Volksgerichtshof, und vor allem, immer und immer wieder, liebe Volksgenossinnen und Volksgenossen: von der deutschen Volksgemeinschaft. Volksgemeinschaft, Volksgemeinschaft, Volksgemeinschaft!

Eines Morgens, auf dem Weg zur Schule, findet Peter ein Stück weiße Kreide. Man müsste … er müsste mal irgendwo irgendwas dranschreiben. Etwas mit 'Volksgemeinschaft', oh ja! „Narrenhände beschmieren Tisch und Wände, Junge, vergiss das nicht!“ Ja, Vati. Nein, Vati. Aber du bist jetzt weit weg, irgendwo in Russland.

Und dann ist da plötzlich ein Gedanke. Der Gedanke an ein Wort, an das unanständigste Wort, das er kennt, seit Kurzem kennt … Da, Peter, da drüben vor dem Haus ist eine halbhohe Mauer, da könntest du – kuckt auch keiner? Nee, nun schreib schon. Also gut:

FICKEN FÖRDERT DIE VOLKSGEMEINSCHAFT

Toll gemacht. Ein herrlicher Satz, der nimmt die ganzen blöden Nazisprüche aufs Korn – und stimmt sogar! Die Buchstaben, etwa 15 Zentimeter groß, kann man selbst von der anderen Straßenseite aus lesen. Es ist, wenn man so will, Peter Littichs erster, wenngleich ordinärer *Werbeslogan*, lange bevor er auch nur ahnt, dass er einmal in der Werbung tätig sein wird.

Beglückt geht, nein, hüpft der Junge davon, wie nach einem gelungenen Streich. Am liebsten würde er das in der Klasse erzählen, doch ein – man muss wohl sagen: gütiges – Schicksal bewahrt ihn davor, damit anzugeben.

Was er getan hat und welche Folgen es haben könnte, wird ihm erst im Nachhinein bewusst. Es ist – und dies Gefühl, auch wenn das eine mit dem anderen nicht das Geringste zu tun hat und überhaupt nicht vergleichbar ist – es ist wie damals, als er den jüdischen Herrn Schloss beschimpft hat: Sein Übermut hat ihn, im Moment des Agierens, jegliche Achtsamkeit und alle möglichen Konsequenzen vergessen lassen. Nur – damals war es eine schmähliche Herabwürdigung eines wehrlosen Menschen. Diesmal ist es ein frecher Streich.

Was ist, wenn ihn jemand beobachtet hat, ihn wiedererkennt und anzeigt? Was passiert mit ihm und mit seinen Eltern? Fliegt er von der Schule? Kommt er ins

Gefängnis, womöglich ins KZ? Wird sein Vater aus der Armee ausgestoßen und verliert seine Stellung? Steht das morgen oder übermorgen alles in der Zeitung? Dies Regime, Peter Littich, das solltest du inzwischen wissen, versteht nicht den geringsten Spaß! Vor allem, wenn man sich über das eigene Volk lustig macht, noch dazu mit solch einem schweinischen Wort! Welch eine Schande! Du hast die Ehre Deutschlands in den Schmutz gezogen! Das würde unser geliebter Führer niemals tun. Der ist immer anständig und korrekt, schon rein äußerlich! Hast du Adolf Hitler jemals laufen gesehen, richtig laufen, oder kannst du ihn dir auf dem Fahrrad vorstellen oder in der Badeanstalt? Hast du eine Ahnung von dessen Verantwortung? Hast du jemals daran gedacht? Schämst du dich gar nicht?

Doch. Und wie! Es ist furchtbar. Die nächsten Tage – es gibt keinen anderen Weg in die Schule – schleicht Peter hastig, angstvoll an der Mauer vorbei. Es ist zum Glück eine Straße, in der kaum Fußgänger zu sehen sind und Autos noch weniger. Wenn ihn aber doch jemand beobachtet hat, vielleicht vom Fenster aus, hinter der Gardine? Was dann? Was tun? Er würde tapfer zittern, aber abstreiten, das geschrieben zu haben, hören Sie, Sie verwechseln mich! Ich bin ein Oberschüler, ein Hitlerjunge, wofür halten Sie mich?

Nein. Er würde sich durch sein Verhalten verraten.

Endlich, nach drei Tagen, hat jemand den Spruch abgewischt. Weg – alles sauber! Schade, eigentlich …

„Mensch, Peter!“

Jungs

Was den Jungs aber auch alles einfällt! Mit seinem Klassenkameraden Werner verabredet Peter geheime Ausdrücke wie „Blitt-dou“, „Bledolin“ und „Ehtär“, die überhaupt keine Bedeutung haben, *Nonsens*, sozusagen; ferner einen für andere unsichtbaren langen Faden, an dem sie abwechselnd ziehen, über die Köpfe der erstaunten Klassenkameraden hinweg, sowie eine Geheimschrift. Nachrichten in dieser Geheimschrift – Phantastereien, Ferkeleien und Wunschträume – werden auf Zettel geschrieben und unter einem bestimmten Baum am Rande des Schwarzenbergplatzes vergraben (den Begriff „Toter Briefkasten“ kannten sie noch nicht). Nach einem festgelegten Turnus leert jeder von ihnen an unterschiedlichen Tagen das Geheimversteck – und platziert zugleich eine neue Nachricht. Peter hat den längeren Weg von zu Hause, aber das macht ihm nichts aus. Dies ist ihr ureigenstes Geheimnis, das außer ihnen kein anderer Mensch kennt.

Als die ersten Bomben auf Harburg fallen, verliert das Versteck seine Bedeutung.

In der Schule haben die Jungs diszipliniert zu sein. Natürlich musst du die Mütze abnehmen, sobald du das Gebäude betrittst, Peter, das wäre ja wohl noch schöner! Aber eines bitterkalten Wintermorgens vergisst das der Junge. Ein Lehrer kommt … und stellt ihn zur Rede? Nein. Der Lehrer schleicht sich von hinten an ihn ran, reißt ihm mit der Linken die Mütze vom Kopf, verpasst ihm mit der Rechten eine krachende Kopfnuss, so dass Peter in die Knie geht, behält die Mütze in der Hand, geht mit langen Schritten weiter, den Flur hinunter bis zum Treppenaufgang, und hängt

die Mütze unten an den letzten Garderobenhaken. Das alles geschieht, ohne dass auch nur ein Wort gesprochen wird.

Trotz aller Strenge juckt den Jungs das Fell. Dem leibhaftigen Skelett in der Ecke des Biologieraums setzt ein Junge seine Skimütze auf. Als ihm bewusst wird, dass vorn an ihr das HJ-Abzeichen prangt, nimmt er sie schnell wieder herunter. Wenn das der Führer wüsste!

Darüber hinaus, Narrenhände hin, Narrenhände her, wird sogar wissenschaftliches Anschauungsmaterial der reinen Rassenlehre verunglimpft. Unerhört! Es geht um *„Verhütung von erbkrankem Nachwuchs“*, und das ist schließlich wichtig für die jungen Leute. Schematisch auf einer Schautafel dargestellt: ein geistig behinderter Mann infolge minderwertigen Erbguts, der angeblich eine Vielzahl ebenfalls geistig behinderter Kinder gezeugt hatte. Die Kernaussage lautete sinngemäß: „Wenn dieser Mann sterilisiert worden wäre, wäre das alles nicht passiert.“ Und was macht nun so ein Schmierfink unter den Jungs? Eines Tages sind die Worte „dieser Mann“ durchgestrichen. Stattdessen steht da „Fieten“. Das ist der Spitzname des Bio-Lehrers.

Unbedingt probiert werden muss natürlich das Rauchen. Heimlich, versteht sich. Wer raucht, ist ein Mann! Auch wenn du erst 12 bist, Peter, und das Rauchen Jugendlichen unter 18 untersagt ist. Wie hieß deine erste Zigarette? Zigaretten haben Namen, wie Familienmitglieder: Markennamen. Helmut wechselt öfter mal die Marke, geschmacklich oder aus finanziellen Gründen. Er raucht R6, Senoussi oder Türkisch 8. Eine offene Packung liegt immer zu Hause herum …

Als die Eltern abwesend sind und Schulfreund Werner mit in der Wohnung ist, scheint die Gelegenheit günstig.

„Hast du schon mal geraucht?“

„Nee. Du?“

Nein, auch nicht. Also stibitzt Peter seinem Vater eine Türkisch 8, geht mit Werner in die Küche, findet Streichhölzer, zündet die Zigarette an – und dann rauchen sie die gemeinsam, abwechselnd, über dem Handstein, also dem Ausguss. Sie müssen ja die Asche wegspülen!

Doch schon nach wenigen Zügen wird den Jungs übel, und sie brechen das Experiment ab. Die halbe Zigarette zerbröseln sie und spülen alles restlos weg. (Filterzigaretten gab es damals noch nicht.) Peter hat ein bisschen Gewissensbisse, nicht wegen der gemopsten Zigarette, sondern weil sie nur halb geraucht wurde und der Rest vernichtet. Es war ihm doch eingetrichtert worden: „Alles kostet Geld!“ und „Essen wirft man nicht weg!“ Wenn Helmut Littich keinen Appetit hatte, sagte seine Frau Helene: „Das kommt davon! Du rauchst zu viel!“

15. VERDRÄNGT

Kinder leben in ihrer eigenen Welt. Peter Littich verlässt sie ungern; er fühlte sich in ihr geborgen. Doch die „heile“ Welt rings um ihn, falls es sie je gegeben hat, zeigt nicht nur Risse; sie ist längst zerbrochen, und das wirkt sich aus. Auf die Ehre, für das Vaterland zu sterben, will Peter gern verzichten, ebenso auf die Fahnen im Morgenrot, die da leuchten zum frühen Tod. Mit heller Stimme singt er das zwar marschierend mit, ohne sich unmittelbar betroffen zu fühlen, doch manchmal wird ihm der Text bewusst, und dann ist ihm mulmig zumute.

An die Stelle kindlicher Naivität ist Skepsis getreten; das häusliche Umfeld bezieht er mit ein, indem er beginnt, alltägliches Handeln seiner Eltern kritisch zu betrachten. (Zu bedenken, dass sie in ihrer Unvollkommenheit Gefangene ihrer selbst sind, genau wie ihr Sprössling, kommt ihm dabei nicht in den Sinn – dazu braucht man mindestens ein halbes Leben.)

Worauf ist seine Mutter stolz? Dass sie Strümpfe nach dem Waschen und Trocknen wie eine halb umgestülpte Tasche faltet, so dass man ganz bequem hineinschlüpfen kann? Dass sie drei Ecken eines jeden Handtuchs und Geschirrtuchs mit einem Aufhänger versieht, so dass an allen vier Ecken einer ist und man beim Aufhängen nicht suchen muss? Ist das nicht doof?

Und sein Vater? Was hält Peter davon, dass der vor dem Haus von Omi Fellner einen Steingarten anlegt und sich bei einem Augenarzt, einem passionierten Reisenden und Pflanzenfreund, Ableger exotischer

Gewächse besorgt, die dann sogar anwachsen? Peter findet das total doof, weil sein Vater deswegen bewundert wird (darum macht er das ja; genau, Peter, nur darum!), er selbst ihm aber hin und wieder zur Hand gehen muss. Höchst ungern! Und immer in Wartestellung: Was will der jetzt von ihm? Insgeheim bewundert auch er den Steingarten, findet aber keine Beziehung dazu. Wie denn auch! Einer wie er, der im Wald nicht wusste, wo rechts und links ist und am Feldweg nicht, „wie das Korn heißt, das hier auf dem Feld wächst, wie oft soll ich dir das noch sagen!?“

Das setzt sich fest. Und bleibt.

Auch die Zeit, nein, das Leben wird immer unsicherer. Es sind alltägliche Begebenheiten, die Peter beunruhigen. Die Plakate mit dem unheimlichen *„Feind-hört-mit-Schattenmann“* zählen dazu, oder auch das Heft aus der „Kriegsbücherei der deutschen Jugend“ mit dem Titel *„Dakar war die Hölle“*. Dakar? Das ist doch Afrika, Schwarzafrika! „Wer fürchtet sich vorm Schwarzen Mann?“ „Niemand!“ Nein, das spielen die großen Kinder längst nicht mehr, doch ein schwarzer Mann blickt ihnen überall in der schmierigen „Kohlenklau“-Figur entgegen. Und was steckt hinter der OT, der Organisation Todt, die angeblich Baumaßnahmen durchführt? Vielleicht heißt die gar nicht Todt, sondern Tod? (Er fürchtet das allen Ernstes.) Bedrohlich sehen auch die SS-Männer aus in ihren schwarzen Uniformen – die haben sogar einen Totenkopf an der Mütze! Und wie lautet ihr Spruch im Koppelschloss? „Meine Ehre heißt Treue“! (Interessant. Meine Katze heißt Minka.) Doch der SS-Spruch stammt vom Führer persönlich, und dem hast du treu zu sein und treu zu bleiben bis in den Tod, Peter.

Dann wird deiner heilhitlernd am Heldengedenktag gedacht. Ist das nicht großartig?

Aber als Toter hast du nichts davon.



Kann der Junge das überlegt haben damals, das alles? Nein, nicht alles. Doch die Angst war da. „Hurra! Getroffen!“ –, das feindliche Flugzeug im nächtlichen Licht der Scheinwerferkegel, dessen Schicksal – und damit auch das seiner Besatzung – besiegelt ist, während es, abtrudelnd, eine schwarze Rauchwolke hinter sich herzieht, beunruhigt Peter ebenso wie nach dem Angriff die Splitter der Flakgeschosse auf den Straßen,

die vielleicht genau dieses Flugzeug zum Absturz brachten. Und wo ist es abgestürzt? In einer Nebenstraße befinden sich durch Bomben zerstörte Häuser, davor ein Absperrband: *Betreten verboten! Seuchengefahr!* Welche Seuchen? Das beschäftigt ihn. Etwa die Pest? Keine Ahnung. Wir sind im Krieg, Junge! Er soll auf keinen Fall irgendetwas Unbekanntes aufsammeln auf der Straße, hörst du? Schokolade, zum Beispiel, die kann von unseren Feinden kommen und ist vergiftet, Peter! Oder ein Füllfederhalter, der beim Anfassen explodiert!

Wer denkt sich denn so was Gemeines aus? Alles Quatsch. Das geht doch kaputt, wenn der Tommy das aus dem Flugzeug abwirft. Also Gräuelpropaganda. Peter spricht nicht darüber. Angst hat er dennoch; die ist eigentlich immer da, unterschwellig, seine blinde Zuversicht ist ihm vergangen, und etliches verdrängt er. Die vielen Todesanzeigen in der Zeitung? Keiner dabei, den du kennst. *Wollt ihr den totalen Krieg?*, hat Goebbels am 18. Februar 1943 in seiner Rede im Sportpalast gefragt, und die sorgsam ausgewählten Zuhörer haben begeistert „Ja!“ geschrien. Ja, schon, wenn's denn sein muss, aber … aber im Luftschutzkeller sind wir doch sicher, oder etwa nicht? Die Sirene auf dem Dach der Schule, direkt bei euch gegenüber, wie oft wird sie noch überlaut an- und abschwellend Alarm ankündigen? Was mag noch kommen, was können wir tun?

Ach, Peter. Unser Führer hat doch die Wunderwaffe! Die kommt bald zum Einsatz, wirst schon sehen. Manche Leute sagen hinter vorgehaltener Hand, dass der Papst eingreift, wenn der Krieg nicht bald beendet wird. Kann der das überhaupt? In der Klasse von Peter

ist einer, der sagt auf die Frage nach der Religion „gottgläubig“, doch er und seine Familie sind trotzdem nicht in der Kirche. Solch einen Glauben gab es früher nicht. Das hat auch unser Führer gemacht, dass das möglich ist. Adolf Hitler denkt an alles. Darum glauben wir an den Führer. Der Führer selbst glaubt ja an die *Vorrrsehung*, wie er häufig sagt. Die hat aber noch keiner gesehen. Na ja, Gott allerdings auch nicht. Ob die Vorsehung wohl auch so einen Sohn hat wie unser Herrgott den Jesus Christus?

„Peter! Sei still!“

Am Hamburger Hauptbahnhof steht die hölzerne Nachbildung eines Flugzeugs, das „benagelt“ werden kann, indem man es mit silber- oder goldfarbenen Nägeln spickt, gegen Spenden natürlich. Na gut, einmal hat's die Mutti erlaubt, aber keinen goldenen Nagel für 5 Mark, der ist zu teuer, auch wenn das Geld nicht mehr so viel wert ist wie früher. Das ist ja fast überall so, weil der Krieg so viel kostet, sagt Helene, deswegen brauchen sie auch die ganzen Spenden, die sind für neue Waffen, verstehst du? Ja. Also nicht für das Winterhilfswerk ... Peter überkommt ein unbehagliches Gefühl. Ihm ist, als würde er bald etwas verlieren, ohne dass er etwas dagegen tun kann. Er ist froh, als er im Zug sitzt mit seiner Mutter und nach Harburg zurückfährt. Dann besuchen sie Omi Fellner. Von deren Küchenfenster aus kann man fast bis zum Harburger Bahnhof sehen. Dort in der Nähe befinden sich die Phoenix Gummiwerke, und auf deren Dach prangt neuerdings ein riesiges Rotes Kreuz. Es ist ein Zeichen, dass das Gebäude jetzt als Lazarett genutzt wird, doch das glaubt der Junge nicht (obgleich es stimmt). Ach, das ist doch ein Trick, um den Feind zu

täuschen! Dabei wird die Phoenix sowieso nicht bombardiert (doch, wird sie), weil da amerikanisches Kapital drinsteckt, sagen die Leute. Getäuscht werden sollen die Flieger auch bei ihrer Orientierung über Hamburg mithilfe einer „Tarnkappe“, indem die gesamte Binnenalster mit Netzen, Holz-, Draht- und Schilf-Konstruktionen bis auf ein schmales Fahrwasser so verfremdet wird, als sei es Stadtgebiet. Eine "falsche" Lombardsbrücke auf der Außenalster soll die Täuschung perfekt machen. Es sieht beknackt aus und klappt sowieso nicht, weiß Peter Neunmalklug. Die haben doch bestimmt Stadtpläne von Hamburg, die Tommys. Ebenso wenig überzeugen ihn unsere Sperrballone, deren dünne Drähte bei Nacht so gut wie unsichtbar sein sollen und dadurch feindliche Flugzeuge zum Absturz bringen oder verhindern, dass die ihrem Ziel zu nahe kommen. So ein Quatsch!

Aber auf den Jungen hört ja keiner.

•

Und sonst? Wie verläuft das Jahr 1943, was tut sich so? *Wir leben in tausend Gefahren und lachen am Tod vorbei.* Ja, singt man schön! Einige der Gefahren kennen wir inzwischen, doch am Tod lacht keiner vorbei. *Die Welt ist nicht da für feige Völker.* Jawohl, mein Führer! Aber noch wirkt Harburg, verglichen mit anderen Hamburger Stadtteilen, wie eine kaum beschädigte Insel. Nicht aus Feigheit ihrer Verteidiger (die sowieso kaum etwas ausrichten können), sondern weil es augenblicklich noch nicht zielgenau im Fokus feindlicher Bomber ist. Was ist eigentlich mit der „Luftschlacht um England“? Verloren? Wie bitte – schon 1940? Ach so, andere Strategie! Verstehe.

Dann aber geschieht Unfassbares. In der Zeit vom 24. Juli bis zum 3. August 1943 attackieren Hunderte Bomber der Alliierten die Stadt Hamburg. Unter dem Decknamen „Operation Gomorrha“ zerschmettern sie mithilfe von Luftminen, Spreng- und Brandbomben die halbe Stadt. Nach fünf Nachtangriffen der Engländer und zwei Tagesangriffen der Amerikaner sind die Stadtteile Rothenburgsort, Borgfelde und Hammerbrook fast völlig zerstört; Hamm, Eilbek, Hohenfelde, Barmbek und Wandsbek zu großen Teilen, darüber hinaus Hoheluft, Eimsbüttel, Altona und die Hamburger Innenstadt betroffen-getroffen. „Überall nur Schutt und Asche!“, berichten die Leute. Dabei hatte Peter immer gedacht, Steine könnten nicht brennen. Dem infernalischen Bombardement und einem noch nie dagewesenen Feuersturm fallen etwa 34.000 Menschen zum Opfer. 900.000 Menschen fliehen aus der Stadt. Plünderern droht die Todesstrafe.

Was hast du, was habt ihr Harburger davon unmittelbar mitgekriegt?

Es ist, als sei die Großstadt Hamburg früher weiter entfernt gewesen. Tatsächlich fuhren die Züge langsamer als heute, und eine S-Bahn zwischen Harburg und Hamburg gab es noch nicht. Hamburg lag irgendwo hinter den Elbbrücken, und das schien ziemlich weit weg. In Harburg fühlte man sich sicherer. Es war Sommer, und es war sehr heiß. Es wird Schulferien gegeben haben um diese Zeit. Jedenfalls warst du, wie so oft, bei Omi Fellner, Peter, und hörtest und sahst die kopfschüttelnde Empörung der Erwachsenen über den wiederholt einsetzenden Alarm: „Jetzt kommen die sogar schon bei Tage!“ Und dann, konkret, folgende Szene: An einem dieser Tage wird der Himmel gar

nicht mehr richtig hell nach der Entwarnung. „Sieh mal da drüben, hinter der Phoenix nach rechts rüber, das Dunkle: Da brennt's, das muss Hamburg sein. Die armen, armen Menschen!“ Ein Moment großäugiger Sprachlosigkeit … aber dann: aufrichten und durchatmen. Das Leben geht weiter. Ein einzelnes Schicksal mag zu Herzen gehen; sind Tausende Tote zu beklagen – Gerüchte sprechen davon, pssst!, aber man muss ja nicht alles glauben –, verdrängst du die Schrecken.

Und deine Phantasie geht in die Abspaltung.

Die Presse freilich – es sind wohl Not-Ausgaben – und das Radio, unser „Volksempfänger“, können das Geschehen nicht ignorieren, müssen markige Worte finden. Ja, die Hamburger rücken näher zusammen, schreibt die Zeitung, es ist eine Gemeinschaft der Trauer, der Treue und des Trutzes (sic!); sie zeigen Haltung, Disziplin und kameradschaftliche Hilfsbereitschaft: Hanseatischer Geist nimmt das schreckliche Ereignis als Bewährungsprobe, und das ist der Garant des endgültigen Sieges!

Kaum zu glauben, was der Presse alles einfällt.

•

Wer noch keinen Angehörigen verloren hat, wer sein Hab und Gut noch besitzt und ein Dach über dem Kopf, wer also nicht unmittelbar durch den Krieg betroffen ist, der stellt sich darauf ein, was es gibt und was nicht. Der Alltag findet statt, ganz regulär, soweit es die Umstände zulassen.

„He, du da!“

„Ja?“

„Warum grüßt du nicht? Ich bin stellvertretender Jungenschaftsführer, das siehst du doch!“

Klar. Der trägt eine Schnur. Als Stellvertreter? Darf der das? Außerdem ist er kleiner als Peter.

„Stellvertretender – was? Du kannst 'n paar an die Backen kriegen! Hau bloß ab!"

Der traut sich was, der Peter Littich. Manchmal jedenfalls. Aber dann wendet er sich ab. Normalerweise fängt er keine Schlägerei an; er findet das doof. Es ist ja auch eine Sache der Vernunft, wenn man selbst nur ein schmales Hemd ist. (Na, hör mal! Und die Prügelei mit deinem Mitschüler Oswald Pommer? „Das war was anderes; der war fies.")

Einmal aber hat er sich provozieren lassen. Es gab damals einen Schnack: „Krisst den her?" Das bedeutet so viel wie: „Bist du dem überlegen?" So etwas sagten immer Dritte, Außenstehende, und wenn der Angesprochene nur die Schultern zuckte, konnte es passieren, dass nachgelegt wurde mit den Worten: „Was denn, den Schladder krisst nich mal her?" Ein Schladder war ursprünglich ein zerlumptes Kleidungsstück, eines, das schlotterte, doch hier hatte es die Bedeutung von schlaksig, dünn, schwach. Ein Schladder war also ein Schwächling. An Peter prallten solche Aufforderungen ab. Und doch ist er einmal auf solch einen Spruch hereingefallen.

Omi Fellner hatte ihn mit einem Beutel Obst aus ihrem Garten zu einer Bekannten geschickt, die schlecht zu Fuß war. Er war dort schon fast angekommen, als er einen Zeitungsjungen sah, etwa in seinem Alter. Der ging bei den Siedlungshäuschen von Tür zu Tür und steckte die Zeitung in die Briefkästen.

Auf der Straße spielte ein kleinerer Junge, der die beiden größeren entdeckt hatte. Plötzlich rief dieser

Bengel Peter zu: „Krisst den her?“ „Na klar“, ruft Peter zurück. Er will sich doch vor so einem Knirps nicht blamieren! Der Zeitungsjunge, nur wenige Meter entfernt, hat das aber auch gehört. Zu Peters Überraschung wirft er blitzschnell sein Bündel Zeitungen zu Boden, rennt auf ihn zu, Peter kann gerade noch den Beutel Obst beiseite stellen; im nächsten Augenblick sind beide eng umschlungen. Plötzlich liegt der andere auf dem Boden, und Peter ist über ihm. Beide atmen heftig. Peter hat das Gefühl, dass es genug sei und lässt ihn los. Der Zeitungsjunge muss das wohl auch so gesehen haben; er steht auf, nimmt die Zeitungen und setzt seinen Weg fort.

Was war das denn? Die zwei, der Zeitungsjunge und Peter, kannten einander nicht, hatten sich nie zuvor gesehen, und lassen sich von solch einem kleinen Pöks ins Bockshorn jagen!

Irgendwie schämt sich Peter: vor dem Zeitungsboten, dem kleinen Jungen – und vor sich selbst. Warum ist er darauf reingefallen? Er hat sich einfach für fremdes Interesse einspannen lassen! Was, wenn wir alle uns – ? Aber nein, für uns Deutsche in Großdeutschland kommt ja nur eins infrage, und das ist der Endsieg. Um dieses Ziel zu erreichen, kämpfen wir; jeder weiß, worum es geht, das ist unser gemeinsames Interesse, und deshalb helfen alle deutschen Volksgenossen mit.

Der HJ-Dienst ist inzwischen mehr und mehr eine Art Sammeldienst, Peter, du bist jetzt so gut wie kriegswichtig. Die Eicheln, die Kastanien, die Bucheckern, aber auch Lumpen, Papier oder alte Knochen: *Kampf dem Verderb!* Das alles ist fast noch wichtiger als die Sammlungen für das WHW. Dabei kannst du morgen schon tot sein, Peter Littich – sogar heute noch! Ein

feindliches Flugzeug, eine einzige Bombe, aus. Aber wer will so was schon wahrhaben. Jeder hat mit sich zu tun und hofft Tag für Tag, einigermaßen über die Runden zu kommen. Die meisten Läden sind längst wegen Einberufung geschlossen. Du musst meilenweit zum nächsten Schuster laufen, musst für Mutti Schlangestehen beim Gemüsemann, trägst geflicktes Zeug, musst „essen, was auf den Tisch kommt – ich hab nichts anderes, Peter!“ und plagst dich mit dem verdammten Schnürband aus Papier, das dauernd abreißt, sobald man es einigermaßen festzieht.

Von Onkel Horst kommt ein Paket aus Frankreich, wo er als Soldat stationiert ist. Er hat es an Omi Fellner geschickt. Für Peter ist eine ganze Tafel echte, ganz dicke Schokolade beigelegt.

„Blockschokolade“, sagt Helene, „das Billigste, was es gibt.“

„Verdirb dem Jungen doch nicht die Freude, Leni!“, schüttelt Omi den Kopf.

Peter spürt die Eifersucht. Muttis Bruder muss es ja gutgehen da in Frankreich, wenn die sogar Schokolade haben.

Einmal ist auch Onkel Willi bei Littichs zu Besuch gekommen, als Helmut Soldat war. Als der das hinterher erfahren hat, war er stinksauer und hat Helene schwere Vorhaltungen gemacht. Das nächste Mal soll sie den gar nicht erst reinlassen, verstanden?! Der Willi wollte ihr schon mal an die Wäsche, erfährt Peter, und er weiß schon, dass damit nicht die Wäsche im Schrank gemeint ist. Dass seine Mutter von einem anderen Mann als Frau erkannt wurde, berührt ihn unangenehm. Onkel Willi ist sowieso irgendwie seltsam.

Als Soldat war er bei der Flak gewesen und hatte jetzt ein verkürztes Bein. Eine Kriegsverwundung, hieß es. Wie geht das denn? Kann man aus einem Bein einfach ein Stück rausschneiden, wie Ochsenbein beim Schlachter, und die Enden dann wieder zusammenkleben? Peter kann sich das nicht vorstellen. Oder hatte Willi sich selbst ins Bein geschossen? Er soll ja auch mal kurz im Gefängnis gesessen haben, weil er Lebensmittelkarten gefälscht hat, angeblich. Und dann war da noch diese Schlafzimmergeschichte, wo Willi im angetrunkenen Zustand ins Bett gehüpft ist, sich über seine Frau gestellt, die Hose seines Schlafanzugs heruntergezogen und ihr lautstark auf den Kopf gefurzt hat, Willi, du Schwein! Mein Gott, was haben wir gelacht …

Und so was erzählen die auch noch. In seinem Beisein! So ordinär möchte Peter Littich nie werden. Niemals.

•

Ganz sicher mitgekriegt hat Peter die Wende in Italien, 1943. Mussolini, Hitlers wichtigster Verbündeter und Waffenbruder, der „Duce" (Führer), wird am 24. Juli abgesetzt und einen Tag später auf Befehl des italienischen Königs verhaftet. Marschall Badoglio tritt an seine Stelle – dieser Verräter! Am 8. September kapituliert Italien, aber am 12. September befreien deutsche Soldaten unter Führung des SS-Offiziers Otto Skorzeny den Duce. Endlich mal wieder ein Held und eine Heldentat, *Sieg Heil! Sieg Heil! Sieg Heil!* Doch am 13. Oktober erklärt Marschall Badoglio, äh, das heißt: Italien erklärt Deutschland den Krieg – ja, sind denn jetzt alle gegen uns?

Nirgendwo wird publik, dass in Hamburg am 7. August im Zuge der „Euthanasie“ über 500 Patienten der Psychiatrie deportiert werden, um sie zu ermorden.

Was Peter auffällt: Seit langem schon taucht unser geliebter Führer Adolf Hitler in keiner Wochenschau mehr auf. Hat der nicht immer „in vorderster Front“ unsere Soldaten besucht? Wahrscheinlich hat er zu viel zu tun; er kann sich ja nicht um alles kümmern und auch nicht überall sein. Im Rundfunk fordert er im Dezember ein „rigoroses Vorgehen gegen Defätisten und Kriegsgegner.“ Defätisten? Das sind Schwarzseher, Peter, aber du glaubst doch nicht im Ernst, dass Deutschland besiegt wird, oder? Nein, natürlich nicht! Das kann und will sich keiner vorstellen. Reichsminister Goebbels hat gesagt, dass der alliierte Bombenkrieg die Widerstandskraft der deutschen Bevölkerung stärkt. Und der muss es ja wissen. Adolf Hitler denkt das sicher auch. Er beauftragt unseren Rüstungsminister Albert Speer mit Planungen zum Wiederaufbau der deutschen Städte – und das am 23. Dezember 1943, nur einen Tag vor Heiligabend!

Welch ein Segen, dass wir unseren Führer haben.

Schule? Ach ja, die Schule. Die Jungs sollten sich anmelden zur Kinder-Landverschickung, freiwillig, versteht sich, aber das will Helene nicht. Soll sie Peter auch noch weggeben, wo doch ihr Helmut schon Soldat werden musste? Kommt nicht infrage, auf keinen Fall.

Ordnungsmächte

Omi Fellner sagte „der Sipo“, wenn sie einen Polizisten meinte, wir hingegen sprachen vom „Schupo“ oder auch vom „Schutzmann“. Sicherheitsleute und Schutzmänner sind wichtig, wegen der Verbrecher, meint Helene, ja, aber vergiss nicht die Kommunisten und die Sozis, nickt Helmut, und deswegen gibt es auch die SA, die Sturmabteilung. Aber was die SA eigentlich macht, das weiß Peter nicht so richtig, und genauso geht es ihm mit der SS. Das ist ja eine *S*chutz-*S*taffel, die SS, bei der gibt es sogar eine Leibstandarte „Adolf Hitler“, die unseren Führer schützt. Das ist sicher etwas Großartiges und muss wohl so sein, die Leute sprechen davon immer mit Ehrfurcht. Aber normalerweise ist eine Standarte doch eine Fahne, und bei „Leib“ denkt Peter unwillkürlich an seine Leibspeise, Erbsen und Wurzeln. Jedenfalls sorgen alle diese Mächte für Ruhe und Ordnung. Die Gestapo tut das auch, aber heimlich, weil sie geheim ist.

Deutschland braucht unheimlich viel Schutz überall!

Als Peter eines Tages mit Mutti und Omi Fellner mit dem Zug nach Hamburg fahren will, findet er am Harburger Bahnhof kurz vor der Sperre ein zusammengefaltetes Stück Papier auf dem gefliesten Boden.

„Peter, lass das liegen und komm endlich! Omi hat schon die Fahrkarten knipsen lassen!“

Aber Peter hat das Papier bereits aufgehoben. Er sieht einen Soldaten, der aufgeregt suchend in seinen breiten Uniform-Manschetten kramt und gleichzeitig seinen Blick auf den Boden heftet, während sich im Hintergrund zwei andere Soldaten langsam auf ihn zubewegen. Die tragen Schilder auf der Brust, die zwei, an

einer Kette. Auf den Schildern steht „Feldgendarmerie“. Helmut hat mal erklärt, das sei die Polizei der Soldaten und man nennt sie Kettenhunde, aber dass du das nicht laut sagst, hörst du? Also noch so eine Schutzmacht.

Peter ahnt nichts Gutes und läuft auf den Soldaten zu, der ganz blass ausieht.

„Suchen Sie das hier? Das hab ich eben gefunden.“

Der Soldat seufzt erleichtert auf, nimmt das Papier, bedankt sich hastig und eilt davon. Die beiden Kettenhunde wenden sich ab.

Diesmal habe er ein gutes Werk getan, lobt Helene ihren Filius. Das war bestimmt der Urlaubsschein des Soldaten, und wenn er den verloren hätte, wäre er von den beiden Männern verhaftet worden und in den Bau gegangen.

„Oder Schlimmeres“, nickt Omi.

„Oder Schlimmeres“, echot ihre Tochter. „Mein Gott, da mag man ja gar nicht dran denken.“

Peter reckt die Schultern und strafft sich.

Blamabel

Der Krieg … geht weiter. Peter Littichs Zweifel nehmen zu. Zwei Begebenheiten fallen ihm ein, aus dem Jahre 1941. Die Zeitung hat groß vom Tod des Fliegers Ernst Udet berichtet. Was denn, Udet ist tot, Ernst Udet? Der war beliebt, der war unser Held! *„Er erlitt bei der Erprobung einer neuen Waffe einen tödlichen Unfall.“* (Nein. Udet nahm sich das Leben, aber das stand da nicht.) Der Führer ordnete ein Staatsbegräbnis an. Unser Flieger-As Werner Mölders flog zur Trauerfeier

von Udet nach Berlin, doch sein Flugzeug stürzte ab, und er kam auch ums Leben. Noch ein Staatsbegräbnis! Wie traurig. Und so kurz hintereinander! Wir Jungs – wir haben sie schaudernd bewundert, unsere Helden der Lüfte. Wie viele Abschüsse hatte jeder? Jetzt sind beide tot. Warum? Durch Unfälle? Wie ist das möglich? Peter hat erste Zweifel. Taugen unsere neuen Waffen nichts? Sind unsere Flugzeuge Schrott? Wie blamabel!

Und wenn es – wenn es Sabotage war? Nicht auszudenken!

In Moorburg besucht Peter mit seinen Eltern Oma Littich und ihre Nachkommen. In Erinnerung bleibt ihm etwas anderes: An einer strategisch wichtigen Ecke steht ein Flak-Geschütz, und wer turnt darauf herum? Sein Mitschüler Rudi. Ganz offiziell, der Bengel ist Ortsgespräch! Sogar eine eigens angefertigte Flakhelfer-Uniform trägt der Rudi. Wie ein Maskottchen, meint Helene. Von der Flak-Kanone herab strahlt er wie ein Honigkuchenpferd und winkt Peter und seinen Eltern zu.

„Auf solch einen Jungen kann man stolz sein, Helene." Klar, abgenickt. Helmut hat nur Peter, den Dölmer. Aber einen Knaben, immerhin! Doch da zwei seiner Schwestern inzwischen auch Jungs zur Welt gebracht haben, kann er damit nicht mehr punkten.

Peter neidet Rudi die Anerkennung und die maßgeschneiderte Uniform – und würde doch nicht mit ihm tauschen wollen. Hat er denn gar nichts begriffen? *„Wer leben will, der kämpfe also, und wer nicht streiten will in dieser Welt des ewigen Ringens, verdient das Leben nicht"*, hat unser Führer geschrieben, Peter,

das kennst du doch. Weißt du auch, woher? Das steht in Adolf Hitlers berühmtem Werk 'Mein Kampf'! Das mit dem Kämpfen wusste unser Führer schon 1925, als sein Buch erschien. Ab 1936 wurde 'Mein Kampf' von vielen Standesämtern deutschen Brautpaaren geschenkt. Siehst du, deshalb steht das Buch auch bei euch zu Hause im Bücherschrank. (Dass 'Mein Kampf' das ungelesenste Buch der meisten deutschen Eheleute ist, lernst du erst später.)

Jetzt, 1943, müssen wir alle die mächtigen Feinde bekämpfen, die uns bedrohen. In Moorburg wird die Flakbatterie bombardiert. Volltreffer! Die Bedienungsmannschaft stirbt.

Rudi ist zum Glück in der Schule.

•

In den großen Ferien sind Peter und seine Mutti bei Omi Fellner. Der Junge soll schwimmen lernen, Helene meldet ihn beim Bademeister an. Das ist ein knurriger älterer Mann. Zur festgesetzten Zeit folgt Peter ihm verzagt zum großen Becken für Schwimmer. Ihm wird ein Gurt umgelegt, der Bademeister nimmt ihn an die Angel, geht langsam am Beckenrand entlang und sagt ihm, wie er die Arme und die Beine zu bewegen hat.

Peter bewegt sich ungeschickt, schluckt Wasser und fühlt sich unwohl. Wie ein schissriger dummer Hund, den man Gassi führt.

„Mensch, kuckt euch den an, der kann noch nicht mal schwimmen!“

Eine ganze Horde Jungs begleitet den Bademeister und kommentiert Peters Bemühungen mit hämischen Kommentaren. Die Jungs sind kleiner als Peter.

Einmal und nicht wieder! Die nächsten Schwimmstunden schwänze ich. Zu Hause nach meinen Fortschritten befragt, kommt mir nur ein „Geht so“ über die Lippen. Bis meine Mutter, unangemeldet, in der Badeanstalt auftaucht. „Den kenne ich gar nicht“, erklärt der Bademeister. Aha. Erwischt, mein Junge. Farbe bekennen! Sag schon, was los war. Raus mit der Sprache! Mist, verdammter. Aber irgendwann bringe ich mir das Schwimmen selber bei.

•

Winter 1943/44. Nahezu Tag für Tag, so kommt es Peter vor, erklären irgendwelche Staaten Deutschland den Krieg. Am Ende sind es weit über 40. Da will auch noch der kleinste Staat mitmischen, vermutet der Junge. Aber warum steht das in der Zeitung? Sollen wir denken: „Pah! Da lachen wir doch drüber!“? Oder soll es unseren Kampfgeist stärken? Wie nehmen Erwachsene das wahr, warum spricht niemand darüber? Dies ist doch auch ein Weltkrieg, oder?

„Junge, sei still! Was redest du denn da?“

Der tägliche Kram ... ist viel wichtiger. *Das Ernährungshilfswerk im Deutschen Reich fordert die Ablieferung aller Küchenabfälle und Speisereste.* Und: Weil Leder knapp ist, werden Schuhe versuchsweise aus Schilf und aus Stroh hergestellt. Der Versuch scheitert. Weihnachten naht. Was schenkt man einander? Am besten etwas Selbstgemachtes. Oder gar nichts. Denk doch mal an andere, denen es noch viel schlechter geht! *„Im Kriegswinterhilfswerk hilfst Du mit, unser Volk lebensstark zu erhalten.“*

Wir alle müssen Opfer bringen, das ist klar. Nicht mal Spielzeug darf mehr hergestellt werden. Und was ist mit Lebensmitteln? Du bekommst schon lange nicht

mehr alles, was du brauchst, Peter. Dabei bist du doch noch in der Entwicklung! Oft kriegst du nicht einmal das, was dir auf Marken zusteht. Es wurde nicht geliefert. Oder, schlimmer noch: Es ist ausverkauft – gerade als du an der Reihe bist. Nun, wir alle müssen uns einschränken, Junge. Also reiß dich zusammen. Denk an unsere Soldaten und an den Endsieg!

Warte mal ab. Nach dem Krieg wird alles noch viel schlimmer.

16. KINDER, LANDVERSCHICKT

Es wird einen Aufruf gegeben haben. Es gab einen Appell in der Schule, und einen weiteren Appell ein paar Tage später. Peter, du Hitlerjunge, du bist das Blut der nächsten Generation, gemeinsam mit den anderen Heranwachsenden. Euer junges Leben (ja, auch das der Mädchen!) muss geschützt werden, ihr baut Deutschland wieder auf nach dem Krieg, aus euch erwächst die neue Menschensaat für die unendlich andauernde Herrschaftsordnung: das „Tausendjährige Reich"! Deshalb sorgt der Führer für euer Wohlergehen, er lässt euch in sichere Gebiete bringen, wo ihr satt werdet, ruhig schlafen könnt ohne Alarm, ohne Bomben – so fürsorglich ist Adolf Hitler!

„Ich bin noch schwankend", sagt Max aus der Parallelklasse beim ersten Appell auf die Frage, ob er mitkommt in die KLV, die (erweiterte) Kinderlandverschickung. „Ich bin noch schwankend", sagt Max auch bei der zweiten Zusammenkunft. Na, dann soll er mal weiter schwanken. Peter jedenfalls ist ... wild entschlossen? Keineswegs. Peter fühlt sich angeschissen. Er sieht gar keine Wahl, er muss einfach zustimmen, und das von Anfang an, um nicht aufzufallen. Natürlich entscheiden letztendlich seine Eltern darüber, ob er mitfährt, das ist klar, und überhaupt ist ja alles freiwillig, oder? Selbstverständlich, Junge! Nur: Die ganze Schule wird geschlossen, alle Lehrer fahren mit in die KLV, sogar die HJ-Führer. Und du willst hierbleiben? Eine Dorfschule besuchen, irgendwo im Landkreis?

Eine Trennung von zu Hause erfolgt in jedem Fall. Doch seltsam: Die Trennung von seinen Eltern ist für Peter nicht allzu problematisch.

„Hast du denn gar kein Heimweh gehabt in der Zeit?“, wird seine Mutter im Nachhinein fragen (und es ist so, als sagte sie: Hast du mich denn nicht vermisst? Wenigstens ein bisschen?).

„Eigentlich kaum“, erwidert Peter und ist selbst erstaunt. „Ich habe spätabends manchmal den Sternenhimmel angesehen und gedacht: Kuck, diese Sterne sehen die zu Hause jetzt auch.“

Das hätte er ja wenigstens mal schreiben können. Oder belügt er sich jetzt selbst?



KLV. Was bei den Jungs überwiegt, ist pure Abenteuerlust. Weg von zu Hause, frei sein trotz Lehrer, trotz HJ. Auf die Frage einer Reporterin, viele Jahre später, lange nach dem Krieg, wie sie denn gewesen sei, die Zeit in der KLV, antwortet ein Mitschüler von Peter wörtlich: „Das war Abenteuerurlaub vom Feinsten!“

Peter würde das nie und nimmer bestätigen. Nicht so pauschal. Das kann er einfach nicht! Er hat anderes erlebt. Aber noch liegt sie vor ihm, diese Freiheit, und er fragt sich insgeheim, wie er zurechtkommen wird in der Fremde, ohne elterlichen Schutz.

„1 Verzeichnis“

Mit Sicherheit ist von Amts wegen eine Liste mit Vorgaben erstellt worden, eine Aufstellung aller Textilien und Gegenstände, die der Schüler Peter Littich mitnehmen muss, einschließlich jener, die verboten sind. Deutschland, Vorschriftenland, Vorschriftenеltern, Vorschriftenkinder.

Helmut muss in dieser Zeit Urlaub gehabt haben. Er war zu Hause, bis kurz vor dem Abfahrts-Termin seines Sohnes. Da musste er schon wieder „einrücken ins Feld“. Es ist die Zeit der Trennungen ... manchmal für immer.

Helene besorgte Wäschetinte, Helmut kennzeichnete die Wäschestücke: **K III Peter Littich**. Der Name musste in jedem Teil stehen, vom Unterhemd bis zu den Socken. Helmut legte auch das Verzeichnis an: 6 Unterhosen, 6 Hemden, 4 Pullover, 2 Pullunder usw., sorgsam untereinander geschrieben mit seiner exakten Handschrift, genau nach den Vorgaben der Liste. Dieses Verzeichnis war in den Innendeckel des Koffers einzukleben – und nun kommt's:

„Peter! Wenn dein Hintern nicht angewachsen wäre, würdest du den auch noch vergessen!“

Eine oft gehörte Ermahnung – von beiden Seiten. Peter, Vatis Dölmer, Peter, Muttis Träumer. Er denkt eben, denkt nach, und zwar weit im Voraus. Doch darüber vergisst er allzu leicht und allzu oft, was im Augenblick anliegt und zu tun ist. Und was ist, wenn er in der Kinderlandverschickung genau diese Liste vergisst? Dann ist er völlig aufgeschmissen! Also schreibt sein Vati:

VERZEICHNIS!

1 Verzeichnis

6 Unterhosen

6 Hemden

4 Pullover

2 Pullunder ... (usw.)

Dann klebt er das Verzeichnis in den Kofferdeckel, und jedes Mal, wenn Peter in der KLV an seinen Koffer muss, freut er sich über *Helmut Sankt Bürokratius'* VERZEICHNIS: 1 Verzeichnis.

Abgewohnt

Endspurt. Der Koffer ist gepackt, alle wesentlichen Fragen sind beantwortet, alle Ermahnungen x-mal mit halbem Ohr rein-raus-gehört. Morgen geht es los. Wohin? Nach Mährisch-Weißkirchen. Wo liegt das? Keine Ahnung. Schlaf schön, gute Nacht.

Zeit für einen Rückblick, rundum in Peters Zimmer. Seine Spielsachen. Die Bücher. Die Eisenbahn. Die Bleisoldaten. Hat er je damit gespielt? Und das Kaspertheater, ganz hinten im Schrank. „Tri-tra-trallala, tri-tra-trallala ... " Kasper, Großmutter, Seppel, Krokodil. Auch damit hat er selten gespielt; man durfte die ja nicht mit nach draußen nehmen. Geschwister hat Peter nicht, und andere Kinder waren nur an seinen Geburtstagen bei ihm zu Hause.

Die plumpen Holzkopf-Figuren gefallen ihm sowieso nicht mit ihren starren Gesichtern. Sein Favorit, der kleine Kobold, sieht anders aus (ein bisschen wie später das Sandmännchen von 1959, nur ohne Bart). Der Kopf ist zierlich und nicht aus Holz, sondern aus Stoff,

innen drin ist Holzwolle, sagt Helmut. So stellt Peter sich einen gutmütigen Waldgeist vor. Und klug ist Kobold! Viel klüger als Kasper. Auch darum lässt Peter ihn beim Kaspertheater nicht mitspielen.

Kobold hat lustige, rötlich-braune Glasaugen und ein verschmitztes Gesicht. Doch er kann auch ernst kucken. Er trägt eine kleine blaue Zipfelmütze und ein blaues, samtweiches Gewand. Seine winzigen Hände und sein Gesicht sind rosafarben und schmiegsam; Peter kann mit seiner Hand in Kobold hineinschlüpfen. Dann wird er lebendig, nickt mit dem Kopf, dreht ihn und bewegt seine Ärmchen. Das könnten die Kasperfiguren vielleicht auch, aber sie sind zu schwer für seine Kinderhände.

Kobold ist schon lange bei Peter, er hat ihn geschenkt gekriegt, als er sechs oder sieben war. Es dauerte nicht lange, da nahm er ihn mit ins Bett; er vertraute ihm, sie wurden die besten Freunde. Egal was geschah oder was Peter getan hatte: Sein Kobold hatte für alles Verständnis und wurde nie müde, ihm zuzuhören, und sei es mitten in der Nacht. Kein einziger Mensch auf der ganzen Welt verstand Peter so gut wie Kobold! Damals hat er ihn mehr geliebt als seine Eltern – und fand das gar nicht schlimm. Kobold kannte alle seine Geheimnisse, und er behielt sie für sich, darauf war Verlass. Wie oft haben die zwei sich unterhalten! Meistens im Flüsterton oder stumm.

> Jetzt, am 30. April 1944, bin ich dreizehn Jahre alt. Seit fünf Jahren haben wir Krieg. Ich spreche nicht mehr so oft mit Kobold – ich bin ja schon „groß". Er ist etwas unansehnlich geworden, seine Farben sind verblasst. Aber er sitzt noch immer in einer Nische neben meinem Bett. Soll ich ihn mitnehmen in die

KLV und verstecken? Aber wo? Und was ist, wenn das rauskommt? Junge!

„Kobold, lieber kleiner Kobold, ich verspreche dir: Ich komme bald wieder." Schluck. Es fühlt sich an wie ein Lippenbekenntnis.

•

Am nächsten Morgen, bevor es losging zum Harburger Bahnhof, hüpfte ich zur Überraschung meiner Mutter laut jubelnd durch alle Räume unserer Wohnung und machte zum Abschied „Winke, winke" wie ein kleines Kind. Ich fühlte eine große, unerklärliche Spannung aus Übermut und Furcht; der Übermut überwog, meine Angst überspielte ich. Es durfte nicht wahr werden, nein, es konnte, sollte nicht passieren, dass unser Haus den Bomben zum Opfer fallen und unsere Wohnung vernichtet werden würde, nie und nimmer! Aber sicher, das kann gar nicht anders sein, bislang ist doch immer alles gutgegangen.

Aufbruch

Der 1. Mai heißt unter Hitler offiziell „Nationaler Feiertag des deutschen Volkes". 1944 fällt er auf einen Montag. Und wie feiert das deutsche Volk? Gar nicht! Keine Kundgebungen heute, keine Aufmärsche. Die Bevölkerung soll sich erholen, hat unser lieber Führer und Reichskanzler gesagt.

Peter und seine Mutti begeben sich bepackt zum Bahnhof Harburg. Es ist ein kühler erster Maitag, der Himmel ist bedeckt. Von allen Seiten strömen Schüler und Angehörige heran, lauter Hitlerjungen, ein paar Lehrer und etliche Zivilisten samt Kinder-Landverschickungs-Gepäck: Pappkoffer und Rucksäcke. Jeder trägt an den Füßen Stiefel, wie vorgeschrieben,

zumeist verschnürt mit Papierbindfaden, und um den Hals die KLV-Verschickungskarte, „Paketkarte“ genannt, sorgfältig ausgefüllt mit Namen, Heimatadresse und der Anschrift des Lagers.

„Wie Vieh, das zur Schlachtbank geführt wird!“, erbost sich Omi Fellner.

„Mama!“, erschrickt Helene Littich. „Lass den Jungen das nicht hören!“

Unten auf dem Bahnsteig werden wir sortiert. Unser Zug lässt auf sich warten. Die Jungs sind alle aus meiner Schule, auch die großen, zwei Klassen über uns. Noch haben wir Jungs unsere Mütter dabei; auch einige Großmütter sind gekommen sowie die eine oder andere Tante, aber keine weiteren Männer, weil … weil was? Stimmt; die sind im Krieg. An der Ostfront. An der Westfront. In Finnland. In Afrika. Oder am Arsch der Welt. Alle!

Alle? Und was ist mit dem da hinten? Das ist – wer? Der Großvater von Gerhard, ach so.

Es beginnt zu regnen, alles ist grau in grau. Auf dem Nebengleis rollt im Schritttempo ein Güterzug vorbei, beladen mit Geschützen, Paks vermutlich, Panzer-Abwehr-Kanonen, unter Planen versteckt, aber die langen Rohre ragen heraus. Und dann sehe ich eine Inschrift:

Räder müssen rollen für den Sieg.

Die Szene brennt sich ins Gehirn. Sieg? Endsieg? Selbstverständlich! Was denn sonst? Für Adolf Hitler würde ich durchs Feuer gehen (auch später noch, fast bis zuletzt), und doch 'wusste' ich in diesem Augenblick: Der Krieg ist längst verloren, bald stehen alle Räder still. – Klingt verrückt, aber es war so. Eine

Schlacht konnte verloren gehen, selbst Stalingrad, 1943, doch der Bombenterror im eigenen Land wurde anders wahrgenommen, ohnmächtiger.

Als der Zug der Deutschen Reichsbahn eintrifft, ist kein Halten mehr. Das Verabschieden vollzieht sich in aller Hast, ein letztes, flüchtiges Umarmen – Peter kommt nicht mehr dazu, seiner Mutter einen Kuss zu geben. Das ist auch besser so, vor all den anderen Jungs. Dein Koffer, Junge! Ja doch. Mensch, die drängeln hier alle so! Jeder will einen Platz am Fenster ergattern. Einmal noch hinauskucken, ein letztes Winken – Pfiff! Wir fahren davon, lassen tieftraurige, schnell klein werdende Gestalten zurück, die mühsam gegen ihre Tränen kämpfen, ach, ihr Heldenmütter! Mit zugeschnürten Kehlen könnten eure Jungs nicht singen. Ein Lied, drei, vier!

„Wir lagen vor Madagaskar und hatten die Pest an Bord …“

Unter Gesang und Gejohle, schreibt Peter später in sein Tagebuch, *fuhren wir mit einem KLV-Zug von Harburg ab.* Und weiter: *In der Nacht konnten wir schlecht schlafen. Es war ein Rutschen, ein Geschiebe und Gestoße zwischen den vielen Gepäckstücken.* Was Peter nicht erwähnt: Einige von den „Großen“, also die Schüler, die zwei Klassen höher und entsprechend älter waren, 15-jährig, stimmten einen Spottvers auf einen wenig beliebten Lehrer an, mit der Schlusszeile: „Hoch Genosse Muffel, am Laternenpfahl!“

Das konnte der verunglimpfte Mann nicht auf sich sitzen lassen. Wutentbrannt und schnellen Schrittes eilte er in das Abteil, wo die mittlerweile verstummten Urheber zu suchen waren. Zur Rede gestellt, stritten

die Jungs alles ab. In diesem Augenblick erklang der Spottvers abermals, jetzt aber aus der Richtung, aus welcher der Lehrer eben gekommen war. Der Verspottete raste zurück.

Das war ja was! Die „Kleinen" wollten sich schlapplachen. So konnte man also mit Lehrern umgehen? Die trauten sich was, die Großen.

Wir fuhren die Nacht hindurch, und weiter am ganzen folgenden Tag, 25 Stunden insgesamt. Gegen 17 Uhr 30 erreichten wir unser Quartier *Hranice na Moravě*. Aber so heißt das ja nicht, sondern Mährisch-Weißkirchen! Schließlich sind wir hier im Protektorat Böhmen und Mähren, und das gehört alles zu Großdeutschland … mehr oder weniger. Wir besetzen, ach Unsinn, nein: Wir ziehen einfach ein in unsere Räume in der Landwirtschaftlichen Fachschule. Basta.

Grenzwertig

Mährisch-Weißkirchen heißt tschechisch *Hranice, Hranice na Moravě*. Hranice heißt auf Deutsch: Grenze. Welche Grenze? Das hat keiner der Schüler gefragt, vielleicht auch keiner der Lehrer. Vermutlich ist die Mährische Region (Moravě) gemeint, doch auch Polen, nordöstlich von Tschechien gelegen, ist nicht weit entfernt … Bis Auschwitz (Oświęcim) wären es rund 140 Kilometer. Auschwitz? Ein Ort wie jeder andere, könnte man denken, würde man hier denken, mehrheitlich, zu dieser Zeit noch, fiele der Name. Dass dort im Mai 1944, während wir deutschen Schüler in Mährisch-Weißkirchen frohgemut unser Quartier beziehen, bis zu 24.000 Juden ermordet werden (das ist etwa die Einwohnerzahl von Schleswig) – und zwar an einem einzigen Tag! – ist einfach unfassbar und wäre von uns nicht geglaubt worden. Dabei

müsste man doch dies alles: den entsetzlichen millionenfachen Mord vonseiten der entmenschten Nazibestien und ihrer wahnwitzigen Auftraggeber, von dem wir heute wissen, tagtäglich anprangern, die Schuld auf ewig hinausschreien und sie immerfort als Menetekel anschreiben an jede verfügbare Wand, an jede! Riesengroß! Aber wer sollte, wer könnte das aushalten auf Dauer? Zumal wir Jüngeren weiß Gott nicht beteiligt waren. *„Das muss man auch mal sagen."*

Muss man? Die 'Gnade der späten Geburt' spricht uns wie alle Nachgeborenen frei von den Verbrechen, die zwischen 1933 und 1945 verübt wurden, doch es gibt keinen Persilschein, der uns automatisch zu Gutmenschen machen würde.

Die Landwirtschaftliche Fachschule in Hranice, das neue Quartier der deutschen Schüler samt Gefolge, hat eine lange Geschichte. Der unvergessene Läufer und Olympiasieger Emil Zátopek, „die tschechische Lokomotive", wurde hier militärisch geschult; Joseph Roth hat das Gebäude, einst Kavalleriekadettenschule der k.u.k. Armee, in seinem Roman 'Radetzkymarsch' verewigt. Das Buch, 1932 erschienen, fiel ein Jahr später, wie so viele Werke namhafter Schriftsteller, der Bücherverbrennung der Nazis zum Opfer – aus einem einzigen Grund. Der Autor war Jude.

„Ach, wissen Sie, damals hatte man ja von solchen Sachen überhaupt keine Ahnung."

17. WEIßKIRCHEN

Frühsommer 1944. Ringsum ist alles ruhig. Von Krieg oder Bombenschäden ist hier nichts zu sehen. Kein Fliegeralarm, weder am Tage noch bei Nacht. Eine Insel der Seligen, wie im Frieden … Es ist, als befände sich Mährisch-Weißkirchen im Dornröschen-Schlaf.



Ehemalige Landwirtschaftliche Fachschule Mährisch-Weißkirchen (Foto von 1988)

Schlaf? Peter Littich hat da ein Problem. Wann immer er eine Situation als bedrohlich empfindet oder sich ängstigt, braucht er, wie ein Kleinkind, seinen Daumen zum Lutschen, um sich zu trösten. Sonst kann er nicht einschlafen. Wie bitte? Ein Hitlerjunge als Daumenlutscher – in d e m Alter?

„Kommt mal alle her – das müsst ihr gesehen haben!"

Bloß das nicht, nein, bitte bitte nicht! Aber wie soll er denn – er kann doch nicht – es geht nicht!

Doch, Junge, es geht. Du bleibst extrem lange wach am ersten Abend, auch am zweiten, und du vermisst deinen Tröstedaumen noch wochen- und monatelang, aber du schaffst es. Es ist, als habest du dich von einer Sucht befreit. Schwäche zeigen vor den Kameraden? Das wäre fatal, die Folgen nicht abzusehen. Der Schlafraum, die sogenannte *Stube*, ist die kleinste gemeinschaftliche Zelle. Sie bietet Schutz, den Schutz der Kameradschaft; aber nur wenn du mitmachst, gehörst du dazu. Einen, der führt, gibt es auch hier: den Stubenführer oder Stubenältesten. Das ist nicht unbedingt der älteste, aber vielleicht der größte und stärkste Junge – jedenfalls einer, dem man etwas zutraut, innerhalb und außerhalb. Darüber hinaus wird es schwierig. Es gibt zweierlei Führungsebenen, die einander obendrein durchdringen: die Lehrer und das Führungspersonal der Hitlerjugend aus dem Kreis der älteren Schüler. Am unteren Ende sind die „Kleinen“: Peter, seine Klassenkameraden und die gleichaltrigen oder ein Jahr jüngeren Jungs aus anderen Klassen, die in benachbarten Lagern untergebracht sind. Wer schlau genug ist, sagt sich in jeder Situation: Bloß nicht auffallen. Wenn du auffällst, bist du unten durch bei den anderen.

„Liebe Eltern!“

Ein paar Tage nach der Ankunft werden die Schüler dazu vergattert, nur ja schnell nach Hause zu schreiben, dass sie hier heil und gesund untergekommen sind. Das hat wahrheitsgemäß und ohne Übertreibungen zu erfolgen. „Eure Eltern warten darauf!“

Eine Zensur – findet statt, wenn man Pech hat; das muss den Jungs niemand zweimal sagen. Auch durch

die Lehrer? Wer weiß. Vorsicht ist geboten. (Wenn schon kein Held, dann wenigstens ein Duckmäuser.)

Selbstverständlich muss auch die Lagerleitung einen ausführlichen Heil-Hitler-Bericht für die Eltern verfassen. Nun, Dr. A., was schreiben Sie denn so, unter dem 15. Mai 1944?

> *Im weiten Tale der Betschwa, die den hübschen, an grünen Hängen sich hinziehenden Kurort Teplitz von der alten mährischen Stadt Weisskirchen trennt, liegen verstreut, aber doch in erreichbarem Zusammenhang die drei Lager der O.f.J.Harburg: „Rosalie-Květa", unmittelbar am Flüsschen gelegen, „Landwirtschaftliche Fachschule" am Nordostrande der Stadt und nicht weit davon – ein freundliches Garten- und Waldidyll – die „Villa Lina", das Heim unserer Kleinsten.*

„Hach, wie romantisch!"

Halt. Es wäre leicht für mich, den einstigen Schüler, meinen damaligen Lehrer hier und im Folgenden zu kritisieren. Ich schrieb ja in jener Zeit ansatzweise genauso, stilistisch und inhaltlich! Wenngleich natürlich längst nicht so gekonnt – und das in mehrfacher Hinsicht: Der Lagerleiter musste so exakt und glaubhaft wie möglich berichten, er musste obendrein nach Möglichkeit die Eltern zufriedenstellen und last, not least, die allgegenwärtige Partei.

> *(...) Es [das Lager] ist ein massives, breit hingelagertes Gebäude, wetter- und sturmfest und darum recht geeignet für die Gesellen im bärenhaften Jugendalter so um die Wende des 14. Lebensjahres herum. (...) Es ist wahr, 87 lebendige, wachsende junge Menschen füllen die vorhandenen Räumlichkeiten voll aus, und*

manchem mag die Unterbringung ein wenig eng vorkommen. Aber muss nicht in der Not des 5. Kriegsjahres das ganze deutsche Volk zusammenrücken? Auch unsere Jungen, durch die Fürsorge des Staates dem unmittelbaren Zugriff barbarischer Luftpiraten entzogen, lernen so, sich in guter Kameradschaft in einander zu schicken.

Von den „Jungmannen, die allzu leicht den immer regen Appetit mit Hunger verwechseln und (...) schnell mit grossen Urteilen zu Hand sind", ist dann die Rede, und schließlich:

(...) Fleisch und Eierpudding freilich stehen ausser den Mahlzeiten nicht unbegrenzt zur Verfügung, aber ein Napf Suppe und ein Stück Brot werden auch ausser den Mahlzeiten gereicht. (...)

Och nee, mein Lieber, jetzt übertreibense aber. Wer von uns Jungs würde es wohl wagen, außerhalb der Mahlzeiten beim Lagerleiter anzuklopfen und um Suppe und Brot zu betteln? Ich wüsste keinen ... Und doch soll es einen gegeben haben, der Dr. A. beim Wort nahm und eines Nachmittags von ihm zusätzliche Nahrung erbat. Natürlich ist der abgeblitzt – und wie!

Aber standen denn wenigstens, wenn ich richtig lese, Fleisch und Eierpudding zu den Mahlzeiten „unbegrenzt" zur Verfügung? Da hab ich wohl gerade gefehlt.

Dr. A. verspricht den Eltern, sich einen Monat später erneut bei ihnen zu melden – und hält Wort. Am 15. Juni 1944 schildert er in einem weiteren Brief „den Normalverlauf einer ganzen KLV-Woche". Es ist, will man seinen Worten glauben, im Großen und Ganzen bereits am Morgen nach dem Frühstück eine treudeutsche, entzückende Idylle:

(...) Singend zieht die unbekümmerte Schar der Kleinen ins städtische Gymnasium, das 10 Minuten entfernt liegt (...)

Ist der Unterricht vorbei, sieht es so aus:

(...) schon verkündet näher kommender Sang die Rückkehr hungriger Gesellen. Da sind sie. Hinter den Stühlen stehend erwarten sie den Mittagsgruss des Lehrers vom Tagesdienst, der mit den Lehrern von der Schmalseite der im offenen Rechteck angeordneten Gesamttafel der [sic] Verteilung der Speisen, Tischsitte und Anstand überwacht.

Es folgt die Mittagsruhepause, dann eine zweistündige Arbeitszeit unter Aufsicht des Lehrers, danach die Vesperstunde um 4. Anschließend dürfen die Jungs sich „auf eine Stunde nach freiem Ermessen bewegen". Dann sieht der Plan eine Putz- und Flickstunde vor (das bedeutete auch: Strümpfe stopfen – Peter lernt das nie!), und bald darauf, nach dem Abendessen, heißt es:

Die Verlesung und Erklärung des Wehrmachtsberichtes und die Bekanntgabe des Dienstplanes für den folgenden Tag schliessen die Mahlzeiten ab.

Zum Abschluss versammeln die HJ-Führer ihre Mannen in den Tagesräumen zur Liederstunde und, o Wunder!, die Kleinen singen sogar Heimatlieder.

So schließt der Tag in Ordnung und Fröhlichkeit.

Klar, Ordnung muss sein. Und jetzt ist Feierabend. Waschen – und ab in die Kojen, oder? Ja, aber:

Noch dürfen die Aelteren ein Viertelstündchen im Bette plaudern. Um 9 ½ erlöschen die Lichter, der Tag ist zu Ende.

Mährisch-Weisskirchen, den 15.Mai 1944

An die Eltern der im KLV-Lager "Landwirtschaftliche Fachschule", Mährisch-Weisskirchen, untergebrachten Jungen.

Liebe Eltern!

In weiten Teile der Betschwa, die den hübschen, an grünen Hängen sich hinziehenden Kurort Teplitz von der alten mährischen Stadt Weisskirchen trennt, liegen verstreut, aber doch in erreichbarem Zusammenhang die drei Lager der O.f.J.Herburg: "Rosalie-Kwěta", unmittelbar am Flüsschen gelegen, "Landwirtschaftliche Fachschule" am Nordostrande der Stadt und nicht weit davon - ein freund Garten- und Waldidyll - die "Villa Lina", das Heim unserer Kleinsten.

Von dem Lager "Landwirtschaftliche Fachschule", in dem Ihre Kinder, die Jungen der Klassen 2b, 4a und 4b, hausen, will ich Ihnen heute erzählen. Es ist ein massives, breit hingelagertes Gebäude, wetter- und sturmfest und darum recht geeignet für die Gesellen im bärenhaften Jugendalter so um die Wende des 14.Lebensjahres herum. Im ersten Stock schlafen sie in grossen, hohen Zimmern zu 15, 13, 12 Kameraden, in den kleineren Stuben im ruhigen Seitenflügel liegen zu 8, 9 und 10 Mann meist die Jüngeren aus der Klasse 2. Der Speisesaal, in dem mit den Jungen der "Villa Lina" zusammen in zwei Schichten gegessen wird, und ein grosses Gelass halb unter der Erde, gedielt und hell, dienen als Arbeits- und Tagesraum als Lese-, Spiel-, Bastelzimmer und Versammlungsort. Es ist wahr, 87 lebendige, wachsende junge Menschen füllen die vorhandenen Räumlichkeiten voll aus, und manchem mag die Unterbringung ein wenig eng vorkommen. Aber muss nicht in der Not des 5.Kriegsjahres das ganze deutsche Volk zusammenrücken? Auch unsere Jungen, durch die Fürsorge des Staates dem unmittelbaren Zugriff barbarischer Luftpiraten entzogen, lernen so, sich in guter Kameradschaft in einander zu schicken. Und vor den Toren des Lagers dehnen sich Acker und Wiesen, locken Wald und Hügel bis in die blaue Ferne der Oderberge und Beskiden. Die Landschaft ist, wie sie an diesem Sonnentage daliegt, zauberhaft schön. Regentage freilich können wir hier nicht gebrauchen.
Es wird unsere Aufgabe sein, die Jungen in die Schönheiten dieser Natur behutsam einzuführen. Sie selbst nehmen sie zunächst nur unbewusst auf, sie ist ihnen nur ein Gegenstand des Abenteuers, ein Feld für ihren Tatendrang. Sie turnen sich fleissig und bringen täglich einen Riesenhunger heim. Sie wissen, liebe Eltern, was so ein Vierzehnjähriger vertilgen kann. Es ist unheimlich. Aber seien sie getrost: noch kriegen wir jeden Magen satt. Die Verpflegung ist gut und reichlich; das muss ich ausdrücklich feststellen, da es mir aus eigener Vatererfahrung bekannt ist, dass die Jungmannen allzuleicht den immer regen Appetit mit Hunger verwechseln und in diesem mittäglichen Kardinalpunkte ihres jungen Daseins schnell mit grossen Urteilen bei der Hand sind. Es ist aber meine tägliche Mahnung: heraus mit der Sprache, wenn ihr meint, dass euch der Magen knurrt. Fleisch und Eierpudding freilich stehen ausser den Mahlzeiten nicht unbegrenzt zur Verfügung, aber ein Napf Suppe und ein Stück Brot werden euch ausser den Mahlzeiten gereicht.

KLV-Lager "Landwirtschaftliche Fachschule"

Mähr.-Wei[illegible]chen, d. [illegible] Juni 194[illegible]

Liebe Eltern!

Ich beginne mit dem Dank für viele Zuschriften, die von Ihnen ins Lager gekommen sind, für Briefe, aus denen ein freundliches Vertrauen spricht, mit dem Sie mir und meinen Kameraden die nicht einfache KLV-Arbeit erleichtern. 90 lebendige Jungen wollen bei aller notwendigen und willigen Einordnung dennoch jeder in seiner Besonderheit [illegible] - da sind wir dankbar für jeden Fingerzeig der berufensten Berater, der Eltern. Soweit es sich um besondere Fragen handelt, habe ich mich im einzelnen geäussert. Da ist aber eine immer wieder auftauchende Klage in Ihren Briefen, wir haben gar kein Bild, wie sich das [illegible] im Lager im ganzen abspielt. Das ist natürlich. Junges Volk [illegible] haft in der gegenwärtigen Stunde, das Missbehagen des Augenblicks drängt die Freude des vergangenen Tages, die Fröhlichkeit des Mittags lässt den Kummer des Morgens vergessen, [illegible] empfindet jeder ganz als den Inbegriff aller Realität und [illegible] traut dem Briefe an die Mutter an, was ihn im Augenblick bewegt. Lassen Sie mich, liebe Eltern, um diesem Mangel abzuhelfen, den Versuch machen, Ihnen einmal den Normalverlauf einer ganzen KLV-Woche zu schildern.

Montag: In einer Ordnungsstunde am Sonntagabend sind die Schulbücher und Sachen der Jungen durchgesehen, die letzten Vorbereitungen für die Arbeitswoche getroffen worden. Früh um 6.45 Uhr zerreisst der Ruf des Unterführers vom Dienst "Aufstehen! Aufstehen!" die Stille des Morgens, und mit einem Schlage wimmeln Stuben, Korridore, Treppen und [illegible] von munterem Volke. Wasserhähne rauschen, Betten poltern, Betten werden geglättet, der Lehrer vom Tagesdienst [illegible] forscht nach Kranken, die er zur Sprechstunde ins Revier rufen muss. Um 7,20 Uhr wird die erste Suppe, die Klassen 4a und b - nach der Stubenabnahme durch den Lagermannschaftsführer - im Speisesaal zum Frühstück vom Lagerleiter in Empfang genommen. Vor der [illegible] schon der Tischdienst für die zweite Suppe, die Klasse 3 und die "Spatzen", die Kleinen aus der Villa Lina, die ihre Mahlzeiten bei [illegible] und einnehmen. Die Stunde der Schule naht. Singend zieht die [illegible] kümmerte Schar der Kleinen ins Städtische Gymnasium, das rund 10 Minuten entfernt liegt, Vokabeln murmelnd folgen würdevoll die "Großen" deren Studienheim, die "Deutsche Forstschule", zwischen den alten Räumen des Forstparks uns gegenüber sichtbar ist. Das Lager ist [illegible]. Der Lagerleiter geht durch die leeren Räume und trifft seine Feststellungen: hier tropft ein Wasserhahn, dort klappert ein schadhafter Fenster im Winde, hier klappt eine offen gelassene Spindtür, und dort liegen gar Briefe und Schreibreste auf dem Bett. [illegible]ete, mein Sohn! Doch nein, du sollst heute einmal verschont warten, hast ja heute Geburtstag und der Lagerglückwunsch am [illegible] blumenbekränzten Frühstücksplatz hat dich wohl ein wenig durcheinander gebracht. Einmal im Jahr muss man auch die Augen zumachen können. Die Putzfrauen kommen, in der Küche klappern die Teller und Töpfe. Da verwandelt sich der Lagerleiter in den Unterrichtsleiter und Lehrer, nimmt seine Bücher unter den Arm und folgt den Jungen in die Schule. Wenn er mittags heimkehrt, ist schon der Lehrer vom Tagesdienst mit dem Tischdienst, drei Jungen aus jeder Klasse, an der Arbeit. Der Tisch wird gedeckt, die Suppe aufgegeben, schon verkündet näher kommender Sang die Rückkehr hungriger Gesellen. Da sind sie. Hinter den Stühlen stehend erwarten sie den Mittagsgruss des Lehrers vom Tagesdienst, der mit den Lehrern von der Schmalseite der im offenen Hochteck angeordneten Gesamttafel der Verteilung der Speisen, Tischsitte und Anstand überwacht. Nach einer Mittagsruhepause, in der alles still auf den Zimmern zu bleiben hat, folgt dann die zweistündige Arbeitszeit unter

- 2 -

Die Tagesabläufe sind gleichmäßig strukturiert; gegessen wird in zwei Schichten. Unterschieden wird: dienstags das Baden im „Weisskirchener Volksbad", mittwochs das Geländespiel der HJ, bei dem sich die Jungen „in Wald und Feld tummeln", und endlich der Donnerstag, an dem die Jungs sich „nach der Arbeitsstunde frei in der Stadt und Umgebung bewegen dürfen", das sei notwendig und wichtig. Am Freitagnachmittag wird die wöchentliche Wäsche eingesammelt – 715 Stück, behauptet der Chronist Dr. A. (Da das Ganze eine „Tortur" ist, auch für die Jungen, wie es heißt, wird der Abend offenbar frei gestaltet.)

Dem Montagsingeabend (sic) folgt Dienstag ein Bastelabend, am Mittwoch darf abends gespielt werden: Tischtennis, Schach, Flöte, Geige ...

> *Der Donnerstagabend vereinigt die Züge zum HJ-Heimabend, der jetzt natürlich meist im Zeichen der politischen und militärischen Ereignisse steht. Der Sonnabendnachmittag gehört dem Sport. Unter der Leitung des HJ-Führers trainieren die Jungen zum Reichssportwettkampf. (...) Die Sonnabendnacht, das ist die Stunde, in der der Lehrer zu dem kommt, was ihm so sehr am Herzen liegt: zur Wissenschaft im Dienste seiner Jungen.*

Sonntag wird dann zur Morgenfeier hinausgezogen in den Wald, und da

> *(...) werden die Stimmen der Dichter laut werden: Mörike, Uhland und der köstliche Eichendorff.*

•

> Jene Dichter … haben die Jungs nicht zu schätzen gewusst in jener Zeit. Die waren ja alle tot! Und die anderen Geschichten und Figuren, die sie kennen

lernten? Heldensagen, Bauernkriege, Friedrich der Große, Hermann der Cherusker, Volk ohne Raum, Flieger-Asse, Panzerführer, U-Boot-Helden …

Och nö. Dann doch lieber die Ausflüge. Die hatten es in sich! Nur wenig mehr als drei Kilometer von Weißkirchen entfernt befindet sich eine Aragonithöhle mit Stalagmiten, „im Gegensatz zu Stalagtiten", erklärt der Lehrer. Was für Titten?

„Was gibt`s denn da zu lachen! Kennt jemand von euch überhaupt den Unterschied?" Er erklärt ihn, löst die Einrittskarten.

„Wir bleiben aber alle beieinander, verstanden?"

Was für eine Welt, diese Höhle. Faszinierend! Aber nicht ungefährlich. Da – diese Vertiefung ist abgesperrt mit einem Band. Warum? Sie ist angefüllt mit Kohlenmonoxid. Ein unsichtbares Gas, völlig geruchlos, du merkst es nicht, wirst ohnmächtig und kannst sterben, schon mal gehört? Es ist verboten, sich da aufzuhalten, seht ihr das Schild? Also geht da nicht runter, Jungs, das ist lebensgefährlich!

Einer hat es nicht verstanden, will es nicht verstehen. Der Chaot aus Stube 15. Einer, der sich nie etwas sagen lassen will. Der geht da trotzdem hin, kriecht unter dem Band durch – und sackt prompt zusammen, sieht das denn keiner?

„Schnell, schnell, holt ihn da raus, atmet tief ein und haltet den Atem an! Ich komme mit!"

Zwei Jungs reagieren sofort. Ziehen ihn raus. Er schlägt die Augen auf. Wo – ?

Pfffff. Das war knapp.

„Menschenskind, Junge, ich hab dir doch gesagt – ! Du hättest tot sein können!"

An einem anderen Tag besuchen sie die Dohlenschlucht in der Nähe von Teplitz [Teplice]. Welch ein unheimlicher Ort! Später gehen einige von den Jungs da allein hin und erkunden die Schlucht auf eigene Faust. Sie ist geformt wie ein Trichter, den oberen Rand umsäumen Bäume. Der Abgrund, rund 70 Meter geht es hinunter, mündet in einen kleinen, grünschwarz schimmernden, schier unergründlichen See von 260 Metern Tiefe. Ein sehr schmaler, feuchter Weg führt hinab an den Rand; er ist extrem rutschig. In dieser Schlucht leben Hunderte von Dohlen! Stimmt das? Etliche der Vögel fliegen plötzlich auf, warnen vielstimmig:

Kja kjak schack! Kjöck kjarr jübjüb, kja, schack schack!

Die Dämmerung senkt sich herab. Kehr lieber um, Peter!

Ein weiterer Ausflug führte zur Ruine Helfenstein [Helfštýn], erbaut nach 1306. Mensch, da war ja noch Mittelalter! Dieser halb verfallene Bau ist „eine der größten Burgruinen Deutschlands“. (Na ja, wer's glaubt.)

Es war ein langer Anmarschweg von 13 Kilometern. Unterwegs hatten alle ganz schön Kohldampf! Denn was machen die Jungs mit der Wegzehrung, teilen sie sich die Brote ein? Natürlich nicht. Alles wird gleich aufgegessen, Mundraub von den Feldern muss die Hungerlücke schließen. Am Ziel, auf dem Burggelände, arbeiten kräftige Schmiede am offenen Feuer. So etwas haben die Stadtkinder noch nie gesehen.

•

Doch nun zu Peter Littich und seinen Kameraden.

Sie sind zu zehnt, manchmal sogar zu zwölft auf Stube 15. (Richtig, das Zimmer mit der kaputten Fensterscheibe! *Von uns war das keiner. Wir haben das nicht getan, ganz bestimmt nicht, wir haben nie was gemacht …*)



Im 1. Stock: Die „Stuben", Schlafräume der Jungs

Die Etagen-Bettgestelle sind eisern; einer schläft oben, einer unten. Sie halten zusammen, auch wenn mal einer aus der Reihe tanzt. Den übermütigen „Feschi", einen Jungen aus ihrer Mitte, dem der Weg zum Klo zu weit ist oder der es nicht mehr geschafft hat und deswegen kurzerhand aus dem Fenster … Den verraten sie nicht, obwohl: Ein deutscher Junge tut so was eigentlich nicht.

Zum Glück hat der Stubenführer von der Sauerei nichts mitgekriegt.

Wie sich herausstellte, hatten sie allerdings einen „Beschi" unter sich, wie sie sagten, einen „Bettschiffer" … Besser gesagt: einen verängstigten, heimwehkranken Bettnässer. Der konnte die Trennung von zu Hause

überhaupt nicht verkraften. So nass … igitt, nee! Das geht wirklich nicht. Das macht doch sonst keiner!

Schlimm, was der Knabe sich anhören muss.

Einige Zeit später das nächste Problem mit ihm. Er schlief unten, und wie sich herausstellte, hatte er sich nach und nach unter seinem Bett ein Refugium geschaffen. Nägel, Toilettenpapier, Waschlappen, alte Illustrierte – lauter unwichtiger Krimskrams, dazu ein paar Schulhefte sowie etwas Zeug. Hatte er damit etwas vor? Einen Plan?

Wie bitte? Mit dieser Schweinerei?

Vermutlich war es sein persönlicher Rückzugbereich. Oder seine individuelle Art von Ordnung. Die Jungs zerren die Sachen hervor und lassen sie von ihm im Handumdrehen wegräumen – „und zwar alles – aber zack, zack! Und wehe, du fabrizierst solch ein Chaos noch einmal!“

Der kann froh sein, dass sie ihn nicht melden. Meint der vielleicht, ihre Stube soll durch seine Schuld als Saustall angeprangert werden?

Er zieht den Kopf ein. Er meint gar nichts. Er weint.

Augenscheinlich wird dieser Junge vom Geist des Widerspruchs beherrscht; er kann oder will sich nicht anpassen und einfügen. Sein Kampf gegen die Obrigkeit, gegen alles erzwungen Disziplinarische ist es, der ihn immer wieder auffällig werden lässt. Sei es, dass sein Bett „nicht anständig gemacht ist“ und mit Schwung auf den Fußboden befördert wird, oder sei es, dass seine angeblich unordentlich zusammengelegte Wäsche aus dem Spind nach draußen gezerrt und auf den dreckigen Flurboden geworfen wird. HJ-Führer haben die Macht dazu – und die nutzen sie.

Ein anderes Mal opponiert er gegen einen von denen während einer Veranstaltung. Zur Strafe muss er aufstehen, einen Stuhl unten an den Vorderbeinen packen, hochheben, in die Hocke gehen und ihn mit geraden, vorgestreckten Armen festhalten. Und festhalten. Und festhalten. Am Ende bricht der Junge zusammen. Kein Lehrer schreitet ein. Für Peter ist das schrecklich, er leidet mit, aber er hält den Mund, genau wie die anderen. Anpassen ist alles, wie gesagt.

Ein paar Tage später ist Sport, die HJ befiehlt zu boxen. Die beiden Kleinsten treffen aufeinander, und da zeigt der gedemütigte „Beschi", was er drauf hat, er lässt seinen ganzen Frust raus und schlägt seinen Kontrahenten aus der Nachbarstube zusammen, sodass der HJ-Führer Einhalt gebietet.

Jahrzehnte später habe ich erfahren, was sein Verhalten zu jener Zeit bestimmte, was ihm den Mund verschloss.

Es war das Schicksal seiner Schwester Liselott, acht Jahre älter als er, Jahrgang 1923. Sie war, landläufig gesagt, der Sonnenschein der Familie und hatte ein besonders inniges Verhältnis zu ihrem Bruder, meinem Klassenkameraden.

Kurz nach ihrer Einschulung erkrankte Liselott an Meningitis und behielt dauerhafte Hirnschäden zurück. Einige Krankenhausaufenthalte brachten nur vorübergehend etwas Besserung. 1938 wurde sie in die Alsterdorfer Anstalten eingewiesen. Im August 1943 gehörte sie zu den 469 Insassen, die auf Initiative des damaligen Direktors der Anstalt, eines Pastors, in enger Zusammenarbeit mit der Hamburger Gesundheitsbehörde aus der Hansestadt abtransportiert wurden. Am 16. August wurde die zwanzigjährige

Patientin in die "Landesheilanstalt (!) Am Steinhof" in Wien verlegt, zusammen mit 227 anderen Alsterdorfer Mädchen und Frauen.

Wie wurde die junge Frau dort behandelt, wie ging man um mit behindertem, „lebensunwertem Leben", selbst hier in Österreich, das seit 1938 „heimgekehrt war" ins (großdeutsche!) Reich? Dokumentiert ist: Die Patienten wurden systematisch mangelernährt, ansteckende Krankheiten eher gefördert statt eingedämmt, Medikamente selten verabreicht.

Nur elf Tage später ist Liselotts Leben zu Ende. „Fallsucht" wird als Todesursache angegeben. Die Urne mit ihrer Asche (wenn es denn die ihre war) wird den Eltern gegen Quittung zugestellt; sie haben die Kosten zu tragen. Es scheint naheliegend, sie im Garten hinter dem Haus beizusetzen, an ihrem Lieblingsplatz. Doch es sollte anders kommen.

O-Ton Klaus Möller *(Initiative Gedenken in Harburg)* im Gespräch mit dem Autor, am 15.10.2015: „Diese Urne, so sagte mir der Bruder der Ermordeten, wurde später von staatlicher Seite wieder abgeholt, um möglichst alle Spuren zu verwischen."

ERMORDET 27. 8. 1943 lautet die letzte Zeile auf dem Stolperstein, der heute Liselotts Namen trägt, zu finden in Wilstorf, Am Frankenberg 8, dort, wo sie mit ihren Eltern und Geschwistern aufwuchs.

(Zitiert nach: Gedenkbuch der Evangelischen Stiftung Alsterdorf © Klaus Möller [Interview mit Liselotts Bruder, 2011]).

•

Zurück zu ihm, zu jenem Mitschüler, zurück in die Kinder-Landverschickung, 1944. Was fühlt, ein Jahr

zuvor, ein damals Zwölfjähriger, der erleben muss, dass der Tod ins Haus kommt? Mit einem gelieferten Paket, zu bezahlen in bar, ausgehändigt gegen Quittung – einem Paket, das eine Urne mit Asche enthält! Wie ist einem Jungen zumute, dem zum ersten Mal bewusst wird, dass von einem geliebten Menschen, dass von seiner großen Schwester nichts geblieben ist als dies Häuflein Asche? Und auch das Allerletzte von ihr – die Urne mit der Asche – wird der Familie noch entrissen. Was geht in ihm vor, wenn die Eltern und seine größeren Geschwister jenseits unendlich großer Trauer miteinander tuscheln, weil sie ahnen, dass die junge Frau ermordet wurde, aber darüber nicht zu sprechen wagen? Wie gehst du damit um, Junge, mit den Tränen, die du nicht weinen darfst, mit dem Leid, das du verschweigen musst und das du mitnimmst in die KLV? Was sagen deine Kameraden dazu? Nichts. Dein Verhalten konnte keiner einordnen. Niemand hat ahnen können, was dahinter steckte!

> Wovon hatten wir denn überhaupt eine Ahnung? Wir Jungs hatten keinen blassen Schimmer von all den Gräueltaten im Namen des NS-Regimes. Und doch schäme ich mich im Nachhinein für mein Verhalten damals, in der KLV. Ich habe zu oft weggesehen; nicht nur in diesem Fall. Warum? In Ausnahmesituationen kann ich durchaus mutig sein, aber ich erkenne, dass ich mich damals häufig opportunistisch verhalten habe. Was aber hätte ich getan, wie hätte ich mich wohl verhalten, wenn ich erwachsen gewesen wäre und mehr gewusst hätte? Wer sagt mir denn, dass ich nicht genauso zum „Mitläufer" geworden wäre wie meine Eltern und Millionen anderer Führerbefiehl-wir-folgen-dir-Deutsche?!

Das ist eine Frage, nicht mehr und nicht weniger. Ein Freibrief für die Beteiligten im Sinne von: „Was hätten wir denn tun sollen, damals?“ ist es nicht.

•

Kameradschaft funktioniert im Guten wie im Bösen. Ohne Disziplin geht es nicht; ein Lager ist kein Ferienheim. Wie sah der Alltag aus, was stand im Vordergrund? Jeder Tag war strukturiert, wie aus den Elternbriefen des Lagerleiters ersichtlich; in den Grundzügen konnte es beim Militär kaum anders sein. Geweckt wurde mittels Trillerpfeife und lautem Ruf: „Aufstehen! Aufstehen!“ Doppelt hält besser. Gleich darauf reißt der FvD die Tür auf mit den Worten: „Los, raus aus den Betten, ihr Faulpelze!“ Alle ab in den Waschraum. Nächstes Kommando, getrillert: „Fertigmachen zur Stubenabnahme!“ Zwischendurch mahnt der Stubenälteste: „Wie sieht dein Bett aus, ich will da keine Falte sehen, verstanden!?“ Kurz darauf – Pfiff: „Stubenabnahme! Los, los, rein in eure Stuben!“, mahnt der FvD. Sobald er ins Zimmer stürmt, brüllt der Stubenälteste: „Achtung!“

Jeder hat neben seinem Bett strammzustehen, und er macht Meldung:

„Stube fünfzehn mit neun Mann angetreten, einer krank im Revier.“

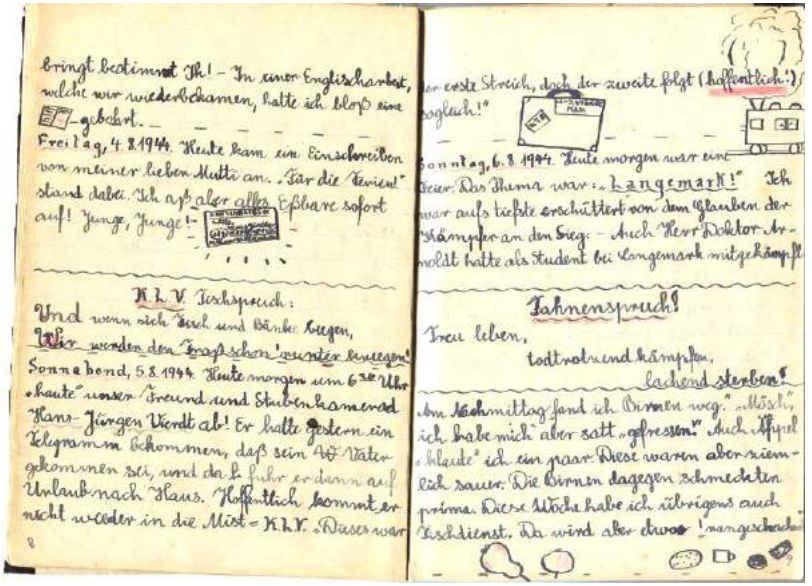
Dann folgt die Inspektion vonseiten des FvD.

„Soll das hier etwa Bettenbau darstellen? Und der Tisch, wie sieht der aus? Der wird mir aber in Nullkommanix aufgeräumt! Ich komme nachher noch mal durch, dann ist alles in Ordnung, verstanden?“

„Jawoll!“ – Weg ist er.

„Weitermachen!“, ruft der Stubenälteste.

All das vollzog sich in rasend schnellem Tempo. Manchmal erfolgte auf dem Flur eine Spindkontrolle – und wehe, die Wäsche war dort nicht Kante auf Kante gestapelt! In der ersten Zeit wurde auch noch jeden Morgen die Flagge gehisst und dazu ein Fahnenspruch aufgesagt. Einen hat Peter in seinem Tagebuch verewigt:


bringt bestimmt Ph! – In einer Englischarbeit, welche wir wiederbekamen, hatte ich bloß eine -gebohrt. –
Freitag, 4.8.1944. Heute kam ein Einschreiben von meiner lieben Mutti an. „Für die Ferien!" stand dabei. Ich aß aber alles Eßbare sofort auf! Junge, Junge! –
H.J.V. Tischspruch:
Und wenn sich Berg und Bänke biegen,
Wir werden den Krieg schon weiter kriegen!
Sonnabend, 5.8.1944. Heute morgen um 6³⁰ Uhr „klaute" unser Freund und Stubenkamerad Hans-Jürgen Viedt ab! Er hatte gestern ein Telegramm bekommen, daß sein Alter Vater gekommen sei, und da [illegible] fuhr er dann auf Urlaub nach Haus. Hoffentlich kommt er nicht wieder in die Mist-H.J.V. Bäser war
der erste Streich, doch der zweite folgt (hoffentlich!) sogleich!"
Sonntag, 6.8.1944. Heute morgen war eine Feier. Das Thema war: „Langemark!" Ich war aufs tiefste erschüttert von dem Glauben der Kämpfer an den Sieg. Auch Herr Doktor Arnoldt hatte als Student bei Langemark mitgekämpft.
Fahnenspruch!
Treu leben,
todtrotzend kämpfen,
lachend sterben!
Am Nachmittag fand ich Birnen weg. „Mösch", ich habe mich aber satt „gefressen". Auch Äpfel „klaute" ich ein paar. Diese waren aber ziemlich sauer. Die Birnen dagegen schmeckten prima. Diese Woche habe ich übrigens auch Küchendienst. Da wird aber etwas rangeschafft.

„Treu leben – todtrotzend kämpfen – lachend sterben!"

Peter fand das Flaggenhissen doof, aber diesen Spruch (es gab ihn übrigens schon im Ersten Weltkrieg) fand er stark. Zum Totlachen! Sein Gefühl schwankte zwischen erzürntem Frohlocken („Nur zu, ihr Schwachköpfe!"), ungläubigem Staunen und Unbehagen.

Ein Klassenkamerad notierte drei andere Fahnensprüche:

Deutschland muss leben,
und wenn wir sterben müssen!

Deutsch sein heißt hart sein.

Regimenter sterben zehnmal, und es bleibt:
Das Regiment.

Gequirlter Schwachsinn, denkt Peter, aber das behält er für sich. Wenn die anderen Jungs solche Sprüche „stark" finden – sogar die Großen, die zwei Klassen höher sind, dann ist das wohl richtig, dass man immer zum Sterben bereit und hart sein muss.

Peter ist beides nicht.

•

Die Stube – jede Stube im Lager – ist so etwas wie eine Einheit. Man wächst zusammen, sozusagen, selbst die Nachbarstube wird als Konkurrenz angesehen. Veränderungen oder neue Gesichter bringen Unruhe, wecken Sehnsüchte und Heimweh. Der eine oder andere Junge wird nach ein paar KLV-Wochen von seinem Vater abgeholt und darf nach Hause. (Und ich?, sehnt Peter. Aber er schluckt das runter.)

Einer von den größeren fährt heim, weil seine Mutter bei einem Bombenangriff ums Leben gekommen ist.

„Hast du das schon gehört, von Rainer?"

„Von Rainers Mutter, meinst du? Ja. Aber sprich nicht darüber, sonst kriegen die Kleinen das noch mit der Angst."

Die andere Seite heißt: Zuwachs; Nachzügler, die im Lager eintreffen. Einer wie Friedhelm Schulze etwa, *Fried-Helm*, von Peter *„Kriegs-Mütze"* getauft. Dass er schielte, gut, dafür konnte er nichts, noch weniger für seine roten Haare. Doch der Junge war ebenso dumm wie dreist und stank – wirklich: Er stank nach Pomade, die er sich in großen Mengen ins Haar klatschte.

> Wir waren wenig begeistert, dass dieser Knabe ausgerechnet bei uns gelandet war, in Stube 15. Vielleicht war er unsicher, weil er „neu“ war, doch sein nassforsches Auftreten gefiel uns ganz und gar nicht. Als eines Tages auch noch unser Stubenältester nach Hause fuhr und wir einen Nachfolger wählen mussten, erteilten wir ihm eine Lektion: Wir wählten einstimmig ihn, den Neuen. Friedhelm „Kriegsmütze“ fuhr voll darauf ab und scheuchte uns herum.

In dieser Zeit begann Peter Littich, neben dem Tagebuch Geschichten über besondere Ereignisse oder Personen zu schreiben, die ihm aufgefallen waren, und somit ist jener Knabe verewigt – teilweise wörtlich: „Los, ausfegen! Wo ist der Stubendienst, der heute dran ist?“, schrie Friedhelm am Morgen nach seiner „Ernennung“. Wie sich herausstellte, war er es selbst.

Dann fiel ihm etwas Tolles ein. „Ich bin dafür, wir legen uns eine Stubenkasse an, und wenn einer notwendig Geld braucht und hat keins, dann nimmt er sich etwas aus der Kasse.“ Die ersten 50 Pfennig stiftete er selbst – und nahm sie eine Woche später wieder an sich. Das war's.

Die Jungs finden schnell heraus, wenn einer sich dämlich anstellt oder den Mund zu weit aufmacht. Der wird leicht zur Zielscheibe. Die „Stubenführer-Position“ war Friedhelm nach zwei Tagen wieder los. Als nächstes wurde er gefragt, ob er Skat spielen könne, nein? Die anderen konnten das auch nicht, gaben es aber vor und brachten es ihm bei, indem sie bis „Papst“ und „Weltall“ reizten! Obgleich ihm Millionen Minuspunkte angekreidet wurden, prahlte der Knabe hinterher: „Ich kann jetzt Skat spielen!“ Er glaubte das tatsächlich.

„Heiliger Geist“

Ein Prinzip, das offenbar nicht auszurotten ist, damals wie heute, ist die „Kameraden-Erziehung von unten“: Wer nicht spurt, muss die Folgen tragen, wird verprügelt oder gedemütigt. Der „Heilige Geist“ kommt über ihn! Im KLV-Lager Weißkirchen wurde einem der großen Jungs durch seine Kameraden nachts der Hintern mit Schuhkrem eingeschmiert. Schlimm genug, aber das wurde dann auch noch „blank geputzt“. Dies wieder abzuwaschen – mit Seife, die nicht schäumt!, dürfte schwierig gewesen sein. Obendrein wurde dem Delinquenten auch noch der Kopf kahl rasiert, damit jeder sehen konnte, „was das für einer ist“.

Keine Ahnung, was er getan hatte. Die Übeltäter blieben im Dunkeln.

Auch Peter und seine Kameraden in Stube 15 wurden eines Nachts Opfer eines Überfalls. Doch es war eher ein übler, stinkender Streich mithilfe von Sardellenpaste. Dieser rötlichbraune Fisch-Ersatz, ein Brotaufstrich aus der Tube, war das unbeliebteste Nahrungs-Ergänzungsmittel überhaupt; er wurde selbst bei Tisch selten angerührt. Und jetzt, in der Nacht, ein Streifen davon auf den Schlafanzug von Peter und einer in sein Gesicht geschmiert! Das fühlte sich nicht nur eklig an, es stank obendrein penetrant nach Fisch.

Dieser Überfall muss blitzartig vor sich gegangen sein. Die angeschmierten Jungs wachten durch den üblen Fischgeruch auf und konnten nur ahnen, dass ihnen Kameraden aus der Nachbarstube den Streich gespielt hatten, nachweisen konnten sie ihnen das nicht. (Jahre später hat einer der „Täter“ gebeichtet, dass sie einfach nur übermütig gewesen waren. Einen anderen Grund gab es nicht.)

Nach wie vor blieb Friedhelm „Kriegsmütze“ im Visier seiner Bettnachbarn. Den Umstand, dass er schnell fest einschlief, machten sich zwei von ihnen zunutze. Einer leuchtete im Dunkeln mit der Taschenlampe, der zweite schmierte ihm Zahnpasta ins Gesicht. Der Betroffene merkte zunächst nichts, doch als die Zahnpasta einzog und auf der Haut brannte, regte er sich. Das war das Zeichen.

„Da sind sie!“ „Hau ab, du Lump!“ „Ha! Der hat meinen Stiefel ins Kreuz gekriegt!“

So riefen die Kameraden von Stube 15 lauthals durcheinander, bis der An- und Eingeschmierte richtig wach geworden war und jammerte:

„Igitt – die haben mich eingeschmiert!“

Die Täter lachten insgeheim, behaupteten jedoch, das müssten Jungs aus der Nachbarstube gewesen sein – was ihm auch einleuchtete. Die Nacht mit der Sardellenpaste war noch nicht lange her. Diese Prozedur lechzte geradezu nach einer Wiederholung! Abermals gelang der Streich.

Klar, das war alles andere als kameradschaftlich Friedhelm gegenüber. Und doch gab es einen Vorfall, der diesen Schabernack im Nachhinein nahezu legitimiert.

Während im Sommer alle Schüler begeistert in der Bečva badeten – „Betschau“, auf Großdeutsch – wurde ab Herbst dienstags im nahen „Volksbad“ gebadet, pro Mann und Wanne nacheinander, in separaten Räumen, bei knapp bemessener Zeit für jeden.

Irgendwo gab es dort im Volksbad sicher auch eine Toilette, doch Peter hätte nicht sagen können, wo. Er hatte auch nie den Drang verspürt, sie zu benutzen.

Doch eines Tages gab es eine Beschwerde vonseiten der tschechischen Aufsichtskraft:

„Einer hat geschissen hinter die Wanne!“

Wie bitte? Das ist ja – Jungs, schämt ihr euch nicht? Und wie! Sauerei. Und das als Deutsche. Doch alles Fragen und Nachforschen, auch durch die Lehrer, blieb vergebens. Der Übeltäter wurde nie gefunden. Aber zwei Wochen später, man mag es kaum glauben, wurde dort abermals ein Haufen reklamiert. Doch diesmal gab es einen Verdächtigen: Friedhelm Schulze. Es war ziemlich eindeutig, man musste ihm das nur noch nachweisen. Aber wie, ohne dass er alles abstreiten würde?

Tischgenosse Karl-Heinz, der ihm mittags gegenüber saß, hatte eine Idee.

„Kameraden, hört mal zu“, sagte er beim Nachtisch und lächelte schelmisch, „ich muss euch was beichten. Als wir vor gut zwei Wochen im Wannenbad waren, da musste ich so plötzlich groß, dass ich keine Zeit mehr hatte, mich abzutrocknen, mich anzuziehen und zum Klo zu rennen. Da hab’ ich einfach einen Haufen hinter die Wanne gesetzt!“

Stille. Doch dann geschah's.

Ebenso spontan wie vertraulich beugte sich „Kriegsmütze“ zu ihm rüber, grinste, streckte ihm seine Hand entgegen und rief voll stolzer Übereinstimmung:

„Mensch, Karl-Heinz, dann sind wir ja Kollegen!“

Schweigen. Karl-Heinz fasste sich als Erster. „Du warst also das Schwein!“, fuhr er den Übeltäter an. Dann, zu den anderen am Tisch gewandt: „Jungs, dass ihr nichts Falsches von mir denkt. Ich gebe euch hiermit mein

Ehrenwort: Ich habe damals nicht hinter die Wanne, wirklich nicht – ich wollte nur rauskriegen, ob unser Kollege hier – “

Der war schon aufgesprungen und wollte abhauen, doch die anderen waren schneller und umringten ihn. Er musste mitkommen auf Stube 15. Zwei Mann bewachten ihn; die anderen gingen vor die Tür und beratschlagten, was sie mit dem Burschen machen sollten. Arschvoll! Klassenkeile! Was denn sonst?

„Aber wenn wir den gemeinsam windelweich hauen, verpetzt der uns – und dann sind wir nachher auch noch dran!“

Stimmt. Sie mussten ihn demütigen … mit irgendetwas, das eklig war. Sardellenpaste? Hatte keiner. Schade. Seife? Nee, viel zu sauber.

„Warte mal“, sagte einer. „Ich hab noch eine Tüte Soßenpulver.“

Ja, und? Was – ? Na ja … Man könnte doch – die Gruppe steckte die Köpfe zusammen. „Prima, das machen wir!“ Riesengelächter.

Und so kam es, dass Friedhelm Schulze keine Tracht Prügel verabreicht wurde, nur ein paar Püffe, denn ganz wollte man ihn dann doch nicht verschonen, dazu Beschimpfungen und Maßregelungen bezüglich des Verhaltens von deutschen Hitlerjungen im Ausland, und dann – dann musste er sich aufs Bett setzen, die Kameraden zogen ihm Hose und Unterhose herunter, steckten seinen Piedel in die Tüte mit dem Soßenpulver, banden die Tüte mit Zwirnsfaden zusammen und gossen kaltes Wasser darüber; sie verhöhnten den Knaben, tanzten „Al-te Pott-Sau“ skandierend um ihn herum und drohten schließlich: „Damit du klar siehst:

Ein Sterbenswörtchen zu den Paukern, und du bist tot!“ Dann jagten sie ihn, entblößt und durchnässt wie er war, in den Waschraum mit dem Auftrag, sich anständig zu säubern.

Eine Frage bleibt: Wer benahm sich damals als Erster so total daneben, indem er sein „großes Geschäft“ hinter der Badewanne erledigte, anstatt auf die Toilette zu gehen? Das ist nie herausgekommen. Genauso blieb im Dunkeln, woher das zweckentfremdete Soßenpulver stammte.

Wenig später wurde Friedhelm von einer Verwandten abgeholt und nach Harburg zurückgebracht. Das war auch besser so.

Mit vollem Mund

Wie hat Peter Littich sich immer gefreut, wenn ein Paket von zu Hause kam, randvoll mit Kuchen, Keksen und Süßigkeiten! Wie groß war die Versuchung, sich darüber herzumachen! Doch er weiß, dass er beobachtet wird. Also teilt er den Inhalt mit seinen Stubenkameraden. Gut, das machen die anderen auch, aber Peter behält lieber ein Stück weniger für sich, als dass er sich etwas nachsagen lässt. Auch wenn's schwerfällt.

Einer aus der Stube 15 brachte es allerdings fertig und legte das meiste aus seinem eigenen Paket beiseite, um es später Stück für Stück heimlich zu verzehren – auf dem Klo. Doch irgendwann fiel das auf, und ihm wurde eine „Abreibung“ seitens der ganzen Stube in Aussicht gestellt. Das reichte.

Kohldampf … hatten die Jungs eigentlich immer. Die morgendlichen Fahnensprüche forcierten die NS-Blut-

und-Boden-Ideologie; die Tischsprüche hingegen kamen zur Sache und waren „kerniger“:

Und wenn sich Tisch und Bänke biegen –
wir werden den Fraß schon runterkriegen!

Fraß? Nein, was die Bewohner der Landwirtschaftlichen Fachschule bekamen, war alles andere. Sie wurden, abgesehen von der Anfangszeit, während der es morgens hin und wieder angebrannte Suppe gab, knapp, aber verhältnismäßig gut verpflegt, sieht man einmal von Sauerkraut ab, das allzu häufig serviert wurde.

„Alle Leute sollen sterben,
die uns Sauerkraut vererben!“

Es war halt die böhmische Küche, und Sauerkraut war preisgünstig. Besonders beliebt hingegen: Rohrnudeln und Dampfnudeln ... Dass die Jungs im Wachstum waren und nahezu ständig Hunger hatten, steht auf einem anderen Blatt. Essen war ein Hauptthema und stand an erster Stelle, auch in den Briefen und Berichten aus dem Lager. Allerdings: Schmalhans war schon zu Hause Küchenmeister gewesen, und so notiert Peter an einem Sonntag, es habe morgens zum Kaffee *„drei Stücken Zucker und ein Stück Zitrone“* gegeben, *zusätzlich*, wie er betont. Dennoch muss die Ernährung Mängel aufgewiesen haben, denn viele der Jungs hatten Eiterstellen, und der eine oder andere musste damit zur Behandlung ins Revier.

Als alles noch friedlich ist in Weißkirchen und Umgebung, schickt das großdeutsche Reich einen Fotografen in die Landwirtschaftliche Fachschule, der die Jungs beim Mittagessen im Speisesaal fotografiert. Das

Foto erscheint im 'Hamburger Tageblatt', einer Zeitung der NSDAP, unter der Überschrift:

Mit vollem Mund vor vollen Schüsseln.



Kurz und knapp: „Seht her, ihr Daheimgebliebenen, ihr braucht euch keine Sorgen zu machen: Eure Jungs werden satt!“ Peter sitzt auf diesem Bild im Vordergrund, leider nicht anständig frisiert. Kein Scheitel! Doch das wird seiner Mutter nie bewusst. Sie geht zur Redaktion der Zeitung – und bekommt das Foto für wenig Geld ausgehändigt. Welch ein Trost in trennungsschwerer Zeit.

•

Dass wir Jungs uns anständig benehmen bei Tisch, ist ja wohl keine Frage. Oder doch? Der Speisesaal ist groß. Die vier oder fünf Lehrer sitzen, wenn du reinkommst, linker Hand, quer an der Stirnseite, die Esstische der etwa fünfzig Schüler erstrecken sich an beiden Längsseiten, die Mitte des Raumes ist frei. An der

vorderen Schmalseite des Saals befindet sich die Durchreiche zur Küche. Ich sitze mit meinen Stubenkameraden am untersten Tisch, nahe der Essensausgabe, weitab von den Paukern.

Ich weiß nicht, woher das Ding kam und wer die Idee hatte. Das „Ding" war ein Bein von einem lädierten Stuhl. Dieses Stuhlbein wurde unter den Tischen heimlich weitergereicht. Dazu gab es, leise gesprochen, einen schlüpfrigen Zweizeiler, die Manneszier des Mathelehrers betreffend, den wir 'King' nannten. Wir freuten uns diebisch über unseren pubertären Streich und grinsten, was den Lehrern nicht verborgen blieb – vor allem dem 'King' nicht. Das wiederum amüsierte uns noch mehr. Sobald er aber seinen Hals reckte, um zu sehen, was da unten vor sich ging, hielten wir inne. Erwischt hat er uns nie.

•

Das Mittagessen wurde in Schüsseln verabreicht; die Essensausgabe war so organisiert, dass mehrere Schüler sich nebeneinander stellten und von der Küche bis zu den Tischen eine Kette bildeten: Jeder reichte die Schüssel an den Nebenmann weiter, bis zu den Schülern am Tisch. Dieser Tischdienst, der nach dem Essen auch für das Abräumen zuständig war, wechselte wöchentlich. *„Da wird ordentlich was rangeschachert"*, hält Peter in seinem Tagebuch fest.

Eines Tages kam einem der Jungs eine Idee. Wer Tischdienst hatte, verabredete mit seinem Nebenmann, dass dieser nicht eine, sondern zwei Schüsseln in Empfang nahm. Die „geschmuggelte" Extraschüssel stellte jener zunächst auf seine Knie und teilte den Inhalt mit seinem Kameraden vom Tischdienst, sobald dieser Platz genommen hatte und dabei war, seine eigene Portion zu verzehren.

Ein glänzender Einfall! Bei rund fünfzig Portionen oder mehr fiel überhaupt nicht auf, dass mal eine Schüssel zu viel ausgegeben worden war, und da Peter und seine Kameraden, wie gesagt, am unteren Ende der langen Tafel saßen, konnten sie vor den Späherblicken der Lehrer sicher sein. Es funktionierte hervorragend; die Rolle des Tischdienstes wurde begehrter denn je. Das einzige Problem war, die Extra-Schüssel unter dem Tisch zu verbergen: Es war ja Sommer, alle Jungs trugen kurze Hosen, und das Essen in der Schüssel war so heiß, dass jeder Gefahr lief, sich die Oberschenkel zu verbrennen.

Die Sache sprach sich leider schnell herum und fand Nachahmer an anderen Tischen. Es dauerte nicht lange, da wurde in der Küche nachgezählt, wie viele Portionen ausgegeben worden waren. Es waren genau sechzehn zu viel! Riesentheater; auch vonseiten der tschechischen Küchenchefin, die ja Rechenschaft ablegen musste. Sofort wurden die Schuldigen gesucht – „Freiwillige vor!“ – aber keine gefunden, und so gab es einen fürchterlichen Anschiss für alle, auch für die Unschuldigen.

Manche Jungs schreckten vor nichts zurück. Warum nur hatten die Küchenhilfen den Frühstückstisch für die Lehrer so zeitig gedeckt und den Speisesaal dann wieder verlassen? So viele geschmierte Butterbrote für die Pauker? Ein paar Schnitten weniger genügen doch auch!

•

Waren die Jungs von Stube 15 besonders einfallsreich? Besonders stolz waren sie jedenfalls nicht, wenn es darum ging, zusätzlich etwas zu essen zu organisieren. Was wäre wohl passiert, hätten die Lehrer und die HJ-

Führer erfahren, dass sie einen Pappkarton, mit der Aufschrift HUNGER versehen, an einem Bindfaden aus ihrem Fenster herabließen zum Fenster der darunter liegenden Küche? Er wurde, wider Erwarten, mit allerlei Essbarem gefüllt. Das probierten sie gleich noch einmal – und wieder hatten sie Glück. Nun, aller guten Dinge sind drei, dachten sich die Jungs und ließen den Karton erneut hinunter.

Tatsächlich wurde er abermals gefüllt, und diesmal musste etwas besonders Gehaltvolles drin sein, denn er war beim Hochhieven ziemlich schwer. Umso größer die Enttäuschung: Er war randvoll mit Steinkohlen.

Sofort schlug die Stimmung um. Welcher Idiot war auf die Idee gekommen, die Tschechen anzubetteln? Und das als deutsche Hitlerjungen! Noch dazu die Küchenweiber! Unerhört!

„Egal, Jungs. Aber lasst uns die Schnauze halten, sonst sind wir geliefert, und zwar alle!"

Die Küchenchefin wurde fortan 'Steinkohlen-Thea' genannt. Doch was für eine Frau war sie? Peter beschreibt sie in seiner „Kunterbunt"-Kladde – der Jargon ist zeittypisch, der Stil sollte witzig sein:

> *(...) Sie ist fruchtbar fett und plump. Mit einem Wort: Dick, faul und gefräßig. Hetzen kann „se" auch ganz mächtig. Bei einem Fliegeralarm, den wir hier hatten, flogen, ich glaube, so ungefähr 300 – 500 feindliche Flugzeuge über uns hinweg. Sie aber behauptete steif und fest, es wären mehrere tausend gewesen. Auch sagte sie einmal, in Wien sei ein Aufstand gewesen. Die tühnt sich einen zurecht. Wenn die keine feindlichen Sender abhört, dann weiß ich nicht. Das „Maul" stopfen sollte man der „Alten." (...)*

Wenn Essen knapp ist, musst du was organisieren. Die Vorratskammer ist abgeschlossen, sicher ist sicher. Aber das ganze Schloss lässt sich abschrauben, und dann musst du die Tür nur noch entriegeln ... Bonbons und Pflaumen verschwanden; ein Verdacht tauchte auf. Zimmerkontrolle. Unmengen von Pflaumenkernen verschwanden in Hosentaschen. Einmal aber wurde einer von den „Großen" geschnappt, der nachts die Vorratskammer heimgesucht hatte. Pech gehabt! Doch in der nächsten Nacht hatte jemand die vor dem Lehrerzimmer abgestellten Schuhe genommen, in Mehl getaucht und damit von unten nach oben eine Spur gelegt, von der Vorratskammer hoch zum Lehrerzimmer!

'Steinkohlen-Thea' ging der Spur nach, trommelte 'King' aus dem Bett und drohte mit der Polizei.

Abgestaubt

Als das Obst herangereift war, fiel so manches davon den Jungs zum Opfer. *„Raubzüge durch die Obstgärten"*, schreibt Peter, und dass er reife Wurzeln aus dem Acker zog. Das alles sah er als Mundraub an. Er stopfte sich aber nicht nur den Mund voll, sondern funktionierte, wie die meisten seiner Kameraden, einen Pappkarton als Fresskiste um und platzierte sie unter dem Bett. Unbeteiligt war er an weiteren Diebstählen – Peter hatte einfach zu viel Angst. Viele aus seiner Klasse hingegen gingen zum Wochenmarkt und klauten dort wie die Raben. Aus Abenteuerlust! Aus Angabe!

„Zeig mal, was hast du heute abgestaubt? Was denn, mehr nicht? Dann kuck dir mal an, was ich hier habe!"

Es waren zumeist mehr oder minder wertlose Kleinigkeiten; jedenfalls Dinge, die keiner von ihnen wirklich brauchte. Es ging um den Nervenkitzel, den Kick. Waren die Tschechen arglos? Einer der Schüler stahl in einem Süßwarenladen, während sein Kamerad die Verkäuferin ablenkte, einen riesigen Bonbon-Glasbehälter samt Inhalt. Die anderen Jungs zollten ihm Respekt. Ein schlechtes Gewissen hatte keiner von ihnen. Warum auch? Sie fühlten sich sicher. Vielleicht ahnten sie, dass kaum einer der Einheimischen sich getraut hätte, sie, die Nazikinder, ob uniformiert oder nicht, wegen eines Diebstahls anzuzeigen. Die Deutschen waren die Besatzer, fertig.

Was den jungen Dieben anderenfalls womöglich passiert wäre, vonseiten der Lehrer oder der HJ? Schwer zu sagen. Immerhin hatten sie Deutschlands Ehre in den Schmutz gezogen. Das konnte, wer wollte, so sehen. Angesichts der großdeutschen Heil-mein-Führer-Führungsanspruchsmentalität aber, welche zu diesem Zeitpunkt bereits wie eine unausrottbare Seuche in die Köpfe und Herzen der Erwachsenen und der Kinder eingedrungen war, hätte man wohl beide Augen zugedrückt. Die Saat war aufgegangen, die Achtung geächtet, Mitmenschlichkeit angefressen. Die Einheimischen hatten sich zu fügen.

Besonders fragwürdig war natürlich der sogenannte Kameradendiebstahl. Als aber Peter und ein Klassenkamerad einen Vorrat an Vitamin-C-Tabletten im „Revier“ in Teplitz abholen, bekommen sie anscheinend zwei Pakete zu viel ausgehändigt. Eins davon legen sie auf dem Rückweg für sich beiseite, das zweite überzählige geben sie anstandshalber dem Lagerleiter.

Dass sie dann das Vitamin C wie Bonbons lutschen –

Motto: Je mehr, desto gesünder! –, ihnen dies Zuviel körperlich aber gar nicht gut bekommt, konnten sie nicht ahnen.

Bekenntnis

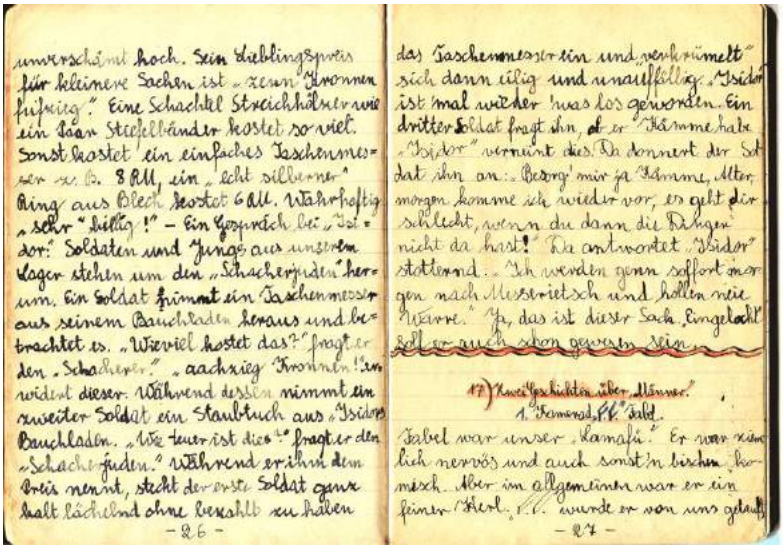
1944, von Anfang Mai bis zum 20. September, habe ich Tagebuch geschrieben. Darüber hinaus hielt ich, bis zum Weihnachtsfest 1944, besondere Ereignisse in Form von Geschichten unter dem Titel „Kunterbunt" in einer Kladde fest.

Bei diesen Aufzeichnungen ging es darum, sie meinen Mitschülern vorzulesen, um sie zu unterhalten – ich wollte damit glänzen und mich profilieren. Daher schrieb ich meine Geschichten betont witzig (oder was ich dafür hielt), soweit mir das möglich war. Sie sind bisweilen übertrieben formuliert, doch im Kern sind sie wahr; tendenziell leider auch.

Nachstehend ein Auszug; die fehlerhafte Schreibweise wurde beibehalten:

„Isidor" Ja, das ist auch so'n eigenartiger „Onkel". Er „haust" an der Betschwa, bei Teplitz [Teplice nad Bečvou]. Er hat einen „Bauchladen", darin hat er seine sämtlichen Habselichkeiten (sic!) beisammen. Sein Gesicht ist schrumpelig, sein Anzug ist zerlumpt und zerfetzt, als „Hut" trägt er einen Schläger [Schlägermütze], ein wahres Paradies für Flöhe, Läuse und anderes „liebliches Getier". (...) Ein Gespräch bei „Isidor": Soldaten und Jungs aus unserem Lager stehen um den „Schacherjuden" [sic!] herum. Ein Soldat nimmt ein Taschenmesser aus seinem Bauchladen heraus und betrachtet es. „Wieviel kostet das?" fragt er den „Schacherer". „aachzieg Kronnen!" erwidert dieser. Während dessen nimmt ein

zweiter Soldat ein Staubtuch aus „Isidors Bauchladen. „Wie teuer ist dies?“ fragt er den „Schacherjuden.“ Während er ihm den Preis nennt, steckt der erste Soldat ganz kalt lächelnd ohne bezahlt zu haben das Taschenmesser ein und „verkrümelt“ sich dann eilig und unauffällig. „Isidor“ ist mal wieder 'was los geworden. Ein dritter Soldat fragt ihn, ob er Kämme habe. „Isidor“ verneint dies. Da donnert der Soldat ihn an: „Besorg' mir ja Kämme, Alter, morgen komme ich wieder vor, es geht dir schlecht, wenn du dann die Dinger nicht da hast!“ Da antwortet „Isidor“ stotternd: „Ich werden genn soffort morgen nach Messerietsch [Międzyrzecz?] und hollen neie Warre.“ Ja, das ist dieser Sack. „Eingelocht“ soll er auch schon gewesen sein.



unverschämt hoch. Sein Lieblingsspeis für kleinere Sachen ist „zesan Gronnen fufzeig.“ Eine Schachtel Streichhölzer wie ein Paar Stiefelbänder kostet so viel. Sonst kostet ein einfaches Taschenmesser z. B. 8 Rll, ein „echt silberner“ Ring aus Blech kostet 6 Rll. Wahrhaftig „sehr“ billig!“ – Ein Gespräch bei „Isidor“: Soldaten und „Jungs“ aus unserem Lager stehen um den „Schacherjuden“ herum. Ein Soldat nimmt ein Taschenmesser aus seinem Bauchladen heraus und betrachtet es. „Wieviel kostet das?“ fragt er den „Schacherer.“ „aachzieg Gronnen!“ erwidert dieser. Während dessen nimmt ein zweiter Soldat ein Staubtuch aus „Isidors Bauchladen. „Wie teuer ist dies?“ fragt er den „Schacherjuden.“ Während er ihm den Preis nennt, steckt der erste Soldat ganz kalt lächelnd ohne bezahlt zu haben

– 26 –

das Taschenmesser ein und „verkrümelt“ sich dann eilig und unauffällig. „Isidor“ ist mal wieder 'was los geworden. Ein dritter Soldat fragt ihn, ob er Kämme habe. „Isidor“ verneint dies. Da donnert der Soldat ihn an: „Besorg' mir ja Kämme, Alter, morgen komme ich wieder vor, es geht dir schlecht, wenn du dann die Dinger nicht da hast!“ Da antwortet „Isidor“ stotternd: „Ich werden genn soffort morgen nach Messerietsch und hollen neie Warre.“ Ja, das ist dieser Sack. „Eingelocht“ soll er auch schon gewesen sein.

17) Kurzgeschichten über Männer.

1. Komrad „Fabel“.

Fabel war unser „Kamasi.“ Er war nämlich nervös und auch sonst'n bischen komisch. Aber im allgemeinen war er ein feiner Kerl. U. a. wurde er von uns gelauft

– 27 –

Der Diebstahl des Taschenmessers geschah vor meinen Augen. Das Drohen des Soldaten, der sich einen Jux machen wollte, habe ich gehört, die Reaktion des alten Mannes kann ich nicht einschätzen, vielleicht

erlebte er dergleichen nicht zum ersten Mal. Ob er wirklich „Isidor“ hieß, weiß ich nicht. Jude war er gewiss nicht, denn aus der Tschechoslowakei, von der deutschen Wehrmacht besetzt und am 16. März 1939 als „Reichsprotektorat Böhmen und Mähren“ proklamiert, war fast die gesamte jüdische Bevölkerung im KZ Theresienstadt interniert worden und wurde später von dort aufgrund „rassischer Zuordnung“ überwiegend in das Vernichtungslager KZ Auschwitz deportiert. Von etwa 82.000 aus dem Protektorat deportierten Juden überlebten nur rund 11.200 [Quelle: *Wikipedia*, Geschichte der Juden in Tschechien].

Auch davon hatten wir keine Ahnung. Typisch für unser damaliges Weltbild ein Zitat aus meinem Tagebuch:

Sonntag, 6.8.1944. Heute morgen war eine Feier. Das Thema war: „Langemark!“ [Schlacht bei Langemarck] Ich war aufs tiefste erschüttert von dem Glauben der Kämpfer an den Sieg.

Was ich sagen wollte: Ich war beeindruckt vom Siegeswillen; erschüttert hat mich, dass er den deutschen Soldaten nichts genützt hat. Unter welchen Umständen diese 1914 bei Langemarck verreckt sind, müsste unser damaliger Lagerleiter Dr. A. gewusst haben. Er habe, so berichtete er und so schrieb ich, *als Student bei Langemark mitgekämpft*. Es kam bei mir an wie gewünscht: „Die Schlacht ging verloren – es lebe der Toten Tatenruhm!“ (Was ich nicht wissen konnte: die glorifizierende Berichterstattung vonseiten der deutschen Heeresleitung entsprach damals von Anfang bis Ende nicht der Wahrheit.)

Wir Deutschen, so viel stand nicht nur für uns Jungen fest, waren nun mal als Nachfahren der Germanen die edelste und reinste Rasse. Das hatte man uns eingetrichtert. Und wir, die deutsche Jugend, waren der

Stolz der Nation, die Juden indessen das Minderwertigste, was man sich vorstellen konnte: der Abschaum der Menschheit! Gleich danach kamen die Zigeuner ..., von den sowjetischen und anderen „Untermenschen“ ganz zu schweigen.

Trotzdem „schacherten“ wir Jungs, indem wir untereinander etwas tauschten (Buntstifte gegen Butterbrote, beispielsweise). Merkwürdig. Schachern taten doch nur die Juden! Aber dieser Ausdruck für Tauschgeschäfte war damals gang und gäbe.

Mit den Einheimischen kamen wir jungen Besatzer gut zurecht; ich mochte ihren böhmischen Akzent, wenn sie deutsch mit uns sprachen. Ich sagte *„s Bohem!“*, wenn ich einen Laden betrat, und die Tschechen freuten sich. Warum? Es entsprach offenbar unserem Adieu (Tschüß, auf gut hamburgisch) – sie sagten es beim Hinausgehen, wie ich später feststellte.

„Mättchen raus!“, rief die tschechische Krankenschwester, wenn wir Jungs zur Untersuchung in Teplitz anrückten. Dabei mussten wir nur den Oberkörper freimachen, und da gab es für die Mädchen nichts zu entdecken (umgekehrt schon, wenn wir denn gedurft hätten).

Passierte also gar nichts Negatives? Doch. Allerdings: Dass ein Bauer uns Obstdiebe verfluchte und mit geschwungener Sense hinter uns her rannte, hätte in Deutschland auch passieren können. Dass aber einer unserer HJ-Führer aus dem Nachbarlager in der Dunkelheit von einem Tschechen mit einem Dolch attackiert wurde und einen Stich in die Hand bekam, war unfassbar. Wir haben den Tschechen doch gar nichts getan! Für das betreffende KLV-Lager galt fortan abends eine Ausgangssperre. Dabei sind wir doch diejenigen, die hier das Sagen haben, wir Deutschen!

Peter hatte Interesse an der Landessprache. *Česká holka* hieß wohl „tschechische Mädchen", aber dahinter kam noch etwas, das solle er besser nicht laut sagen, meinten die großen Schüler und grinsten. („Eindeutige" Vokabeln einer fremden Sprache scheinen sich immer am schnellsten zu verbreiten.) In Erinnerung bleibt: *Pozor! Praskle lano!* samt deutscher Übersetzung: *Achtung! Gerissene Seil!* So lautete die mit Kreide geschriebene Warnung auf zwei großen, beweglichen Tafeln im Klassenraum, deren Zugseil gerissen war.

Was indessen „draußen in der Welt" geschieht, rauscht an den Jungs vorbei, mal abgesehen vom Wehrmachtsbericht. Doch schlechte Nachrichten kannten sie bereits von zu Hause aus dem Radio, Zeitungen gab es hier überhaupt nicht, und ein Kinobesuch mit den zumeist martialischen Filmbeiträgen der Wochenschau war die Ausnahme. (Berührende Szenen mit dem lächelnden Kinderstreichler Adolf Hitler, unserem geliebten Führer, gab es schon lange nicht mehr.)

Wie ernst ist die Lage eigentlich? Alliierte Truppen landeten am 6. Juni 1944 an der Küste der Normandie! Hast du das gehört? Was bedeutet das?

Ach komm, das ist doch so weit weg …

Helmut Littich, Peters Vater, ist sehr viel näher. Näher bei seinem Sohn, in Budweis stationiert, tschechisch České Budějovice – und doch unendlich weit entfernt als unbedarfter Fahneneid-Soldat. *Radio hören wir nur selten,* schreibt er aus Budweis am 27.06.1944 nach Hause, *denn unser Dienst beginnt um 5 und endet um 18* [Uhr]. – *Die Angriffe dort bei Euch müssen entsetzlich*

gewesen sein, doch Du lebst, das ist mir genug. [...] *bis Dezember ds. Js. k.v.h.* geschrieben [kriegsverwendungsfähig Heimat]. „Kann vorzüglich humpeln", hieß das im Landser-Jargon. Aber Helmut Littich ist magenkrank.

Züge

Ab und zu fuhren am Lager Züge mit deutschen Soldaten vorbei. Peter oder einer seiner Kameraden stieß einen Pfiff aus, und dann rief die Meute unisono: „Hummel, Hummel!" Aber kein einziges Mal ertönte die ersehnte Antwort „Mors, Mors!" Es waren wohl keine Soldaten aus Hamburg dabei, oder sie hatten andere Sorgen. Was wussten die Jungs schon.

Hin und wieder kam von zu Hause für den einen oder anderen Kinderlandverschickten per Postanweisung ein wenig Taschengeld in Weißkirchen an. Doch was konnten die Jungs damit anfangen? Lebensmittel gab es auch hier nur auf Marken, und Marken hatten sie nicht. Das Gleiche galt für Zigaretten, mit denen geliebäugelt wurde. Doch dann kam einer auf die Idee: Einfach eine Pfeife kaufen! Dann brauchte man nur noch Tabak. Pfeifen gab es markenfrei; bald besaß fast jeder Junge eine. Leider gab es auch Tabak nur auf Marken. Mist! Was also rauchen? Rauchen tat schließlich jeder „richtige Mann"...

Es gab nur eins: Kräutertee.

In den nächsten Tagen machten die tschechischen Händler damit einigen Umsatz. Manche Jungs versuchten sich auch am Inhalt ihrer Matratze, die mit einer Mischung aus Stroh und Heu gefüllt war. Das war noch billiger. In ihrer Freizeit pafften die Knaben

dann eine Pfeife nach der anderen, heimlich natürlich, und draußen. Peter brachte es auf acht Pfeifen an einem Sonntagvormittag! Danach war ihm furchtbar schlecht.

Wenn es warm genug war, ging er allerdings lieber zum Baden an die Bečva; sie wurde für ihn zum Erlebnis. Seinem Tagebuch vertraut er im August an:

> *Jetzt bekomme ich das auch mit dem Schwimmen 'raus. Ein paar Züge kann ich schon.* Aha. Und später: *Über 35 Züge kann ich jetzt schon schwimmen. Das ist prima, dann freut sich Vati, wenn ich nach Hause komme, und ich kann ihm etwas vormachen. (!)* (Der Junge hat Humor.) *Ein paar Tagen darauf: Ich schwamm über 150 Meter! Das nennt man Leistung!!* (Jawoll! Der Führer wäre stolz auf dich.)

Wandlung

Wichtig und unabdingbar war der Kontakt nach und von zu Hause. Allerdings wäre niemand auf die Idee gekommen, anzurufen. Ein Telefon besaßen die Wenigsten, Ferngespräche waren teuer und nur im Notfall üblich. Also schrieb man einander so oft wie möglich. In Weißkirchen war es ja zunächst noch wochenlang friedlich, doch auch aus der zum Teil zerbombten Heimat klappte die postalische Verbindung. Dann und wann kam von daheim sogar ein Paket oder ein Päckchen – am besten „Per Einschreiben" verschickt, das war sicherer:

> *Freitag, 4.8.1944. Heute kam ein Einschreiben von meiner lieben Mutti an. „Für die Ferien!" stand dabei. Ich aß aber alles Eßbare sofort auf.*

Nach und nach wird ein Wandel sichtbar. Von Fahrten und Geländespielen schreibt Peter, von Reichsjugendwettkämpfen und Bannsportwettkämpfen, die „sein" Lager gewann. Oder auch, bereits am 5.6.: *(...) gingen wir ins hiesige Kino. Wir sahen den schneidigen Film 'STUKAS!'* Als dann aber einer seiner Stubenkameraden ein Telegramm bekommt, dass sein Vater auf Urlaub gekommen sei und deswegen auch er auf Urlaub nach Hause dürfe, notiert Peter:

Hoffentlich kommt er nicht wieder in die Mist-KLV.

Im August schließlich, am 10.8., heißt es:

Am Abend, als wir zurück marschierten, sahen wir in einem Wagen eine Wehrmachtsabordnung, und es wurde auch gemunkelt, unser Lager sei für die Waffen-SS beschlagnahmt. Aber bestimmt wussten wir noch nichts.

Ein paar Tage später schreibt Peter das „KLV-Lied" auf, die Parodie eines gern gesungenen Soldatenliedes von 1914, *Wir traben in die Weite, das Fähnlein weht im Wind:*

Wir traben in die Kneipe,
das Fähnlein ruht im Spind.
Die K.L.V. macht pleite,
wenn wir zu Hause sind.
Und fragen uns die Leute,
warum wollt ihr nach Haus,
dann schreit die ganze Meute:
„Hier hält's kein Schwein mehr aus!"

Die Unruhe im Lager setzt sich fort. Wohin geht die Reise? Den Jungs wird befohlen, Packmaterial und Bindfaden zu besorgen.

Soldaten besichtigten unser Lager, und nun rechnen wir alle damit, daß wir nach Hause kommen! Wir packten den ganzen Tag und steckten nahezu bis an den Hals im „Müll".

Auch am folgenden Tag wird gepackt, und zum Lager werden Kabel verlegt. Es scheint also ernst zu werden, und die Disziplin – kommt unter die Räder:

Die „Großen" von Klasse 4 haben heute so eine Art Wehrmachts- oder Arbeitsdienst. Sie müßen Züge aus- bezw. einladen. Wir schliefen bis in den hellen Tag hinein, da wir keinen hatten, der uns weckte.

Auch der größte Junge in der Klasse, der Stubenführer von Stube 15, wurde zusammen mit den „Großen" aus Klasse 4 zum Arbeitsdienst befohlen. Zwei Tage darauf wird das Erscheinen eines Obergebietsführers angekündigt.

„Obergebietsführer" – stimmt dieser Terminus? Nein. Franz Paul, geb. 1911, war HJ-Oberbannführer und Leiter des HJ-Gebietes Hamburg. Zugleich vertrat er Hamburg ab 1943 als Senator im Reichstag – er war demnach, was Peter Littich sich gar nicht vorstellen konnte: HJ-Führer u n d Senator! Ein hohes Tier also, wie man damals sagte. Woher nahmen die Jungs nur den Schneid, ihm den Respekt zu versagen? Peter hat das erlebt:

Nach langem Warten kam der „Heini". Na, er erzählte uns da allerlei nebensächlichen „Kram", und sagte, wir hätten es doch prima (!) hier, usw. Wir haben uns das natürlich nicht gefallen lassen, und besonders die „Großen" haben wüst „gemotzt" und fast g e m e u t e r t !!!

Am Abend (...) Um 7³⁰ Uhr kamen (...) zwei große „Knallköppe", fein aufgeputzt im Wagen vorgefahren. Wir waren ja nun auf allerlei gefaßt! Um ¾ 8 Uhr hieß es plötzlich: „Runtertreten in den unteren Tagesraum!" Junge, Junge, da sackte uns aber das Herz in die Hose! Wir tobten dann ja auch wie die „Besessenen" herunter. Die beiden „Macker" hielten uns dann eine Stammpauke [Standpauke], dass „uns die Köpfe nur so rauchten", und haben sich ordentlich „einen abgequetscht". Sie putzten uns (...) 'runter und „Onkel Fritze" [Lagerleiter Dr. A.] bekam auch (...) eins auf den „Deckel".

Die „Knallköppe", vermutet Peter Littich heute, seien von Senator Paul beauftragte, lautstark auftretende „Goldfasanen" gewesen, Gebiets- oder Bann-Beauftragte – Parteibonzen fürs Grobe, sozusagen. Was die wohl mit ihm gemacht hätten, wenn sie seine „Beurteilung" im Tagebuch entdeckt hätten? Mein lieber Schwan!

•

Aufbegehren, das war die eine Seite. Einen Tag später kuckt Peter mit seinen Kameraden in Lagernähe bei den Soldaten zu. Ein *„sehr netter Unteroffizier, ein Ritterkreuzträger"* erlaubt ihnen, beim Richten des Maschinengewehrs zu helfen, und zum Schluss bekommen sie noch einen schönen Ranken Brot von den Soldaten.

„Ritterkreuz? Was hast du denn da geschrieben?", wundert sich Jürgen, als Peter ihn seinen Tagebuch-Eintrag lesen lässt. „Das war ein EK I, Mann! Eisernes Kreuz erster Klasse! Ein Ritterkreuz wird doch um den Hals getragen – um den Hals! Mensch, so was weiß man doch!"

Peter, der Dölmer. Genau wie damals, als er bei Max zum Geburtstag eingeladen war und nicht wusste, dass mit 'Adler' kein Vogel gemeint war, sondern eine Automarke.

Sein Tagebuch ändert er trotzdem nicht ab.

•

Es ist Ferienzeit; die Jungs müssen beschäftigt werden, sonst kommen sie auf dumme Gedanken, mag sich die Lagerleitung gedacht haben. Ein entsprechender Tagesdienstplan ist unumgänglich.

Sonnabend, 19. August 1944

7:30 Wecken
8:00 Stubenabnahme
8:15 Frühstück 2b + Lina*
9:30-10:30 Lesen und Spielen
10:30-11:45 Freizeit
12:00 Mittagessen 2b + Lina*
12:15-14:00 Mittagsruhe
14:15 Vesper
14:30-16:15 Baden
16:30-17:30 Freizeit
18:00 Abendessen 2b + Lina*
19:30-20:30 Freizeit
21:00 Zapfenstreich

* In der „Villa Lina“ waren andere „Kleine“ untergebracht, eine Klasse unter der von Peter Littich.

Bei gutem Wetter gehen die Jungs natürlich zum Baden, oder sie spielen Fußball. Wenn es regnet, oder auch abends, spielen sie „Käsekasten“ (besser bekannt als „Schiffe versenken“), Quartett, 17 und 4 oder Schach.

Peter würde lieber lesen, doch so etwas wie eine Bibliothek existiert hier nicht, den Karl May und die anderen Bücher der Kameraden kennt er inzwischen. „Narvik im Bild. Deutschlands Kampf unter der Mitternachtssonne“ hieß eines, „Die vergessene Kompanie. Der Landser. Erlebnisberichte zur Geschichte des Zweiten Weltkriegs“ ein anderes, „Die Festung Frankreich fiel“ ein drittes.

(Ach du mein lieber Heilhitler, was ist später nur aus all deinen deutschen Helden geworden?)

•

Ferien. Fern von der Heimat lesen die Lehrer ihren evakuierten Schülern etwas vor. *Es waren sehr schöne Geschichten, die meist vom Weltkrieg handelten*, notiert Peter Littich. Er selbst erzählt seinen Kameraden abends im Bett Gruselgeschichten, die er von Herrn Deckert aus der Volksschule behalten hat. Und noch etwas schreibt er auf:

> *Ich ziehe jetzt immer Uniform an, da ich meine sämtlichen Sachen in meinen Koffern usw. verpackt habe.*

Einen Tag später, am Sonntag, dem 20. August, ereignet sich Bemerkenswertes. Peter notiert voller Freude, dass es morgens außer Brot und Klöben eine Rolle Drops und elf Bonbons gab, dazu von einer übrig gebliebenen Portion noch ein paar weitere Bonbons und schließlich von 'Steinkohlenthea' eine halbe Rolle Drops zusätzlich. (*Junge, nu is et aber mal jut!)*

Dann, neben dem Lager, Fußball, Klasse 4a gegen 4b:

> *Es stand gerade 2:0 für die Klasse 4b, da mußte das Spiel abgebrochen werden, weil – Fliegeralarm war!*

(...) Nach zwei Stunden kam Entwarnung, ohne daß etwas passiert war.

Tags darauf steht „Lagerarbeitsdienst“ auf dem Tagesdienstplan. Peter muss mit einem Kumpel die gesamten Decken des Lagers zählen. Am nächsten Tag schreibt er:

Wir hatten heute wieder Fliegeralarm! Viele Verbände flogen über uns hinweg, ich schrieb jedoch seelenruhig mein Tagebuch. Drei Flugzeuge „schmierten“ in der Umgebung von Mährisch-Weißkirchen ab. Es waren Bomber, welche in der Nähe aufgeschlagen sind. Auch Flugblätter wurden abgeworfen, ich bekam aber keins. Es soll ordentlich gehetzt sein, auf den Dingern. Sie waren in deutscher Sprache gehalten.

Es ist abenteuerlich, was und wie die Jungs alles sehen und erleben und mit welcher Naivität sie damit umgehen. Dass einige von ihnen Flöhe im Strohsack haben, davon Stiche bekommen und sogar einen Floh fangen, zählt ebenso dazu wie ein Morgen, an dem sich keiner waschen kann: Es ist kein Wasser in der Leitung. Das passiert fortan noch öfter. Einer von den Großen, Spitzname „Trockenwäsche“ – er war immer im Handumdrehen fertig mit der Morgenwäsche, ölte aber seinen gebräunten Körper ein – mag sich darüber gefreut haben, aber das Verständnis für hygienische Notwendigkeiten war bei manchen Jungs ohnehin noch nicht allzu ausgeprägt.

Was tun? Notfalls muss die Wasserstelle – der „Handstein“ – in der Toilette helfen.

Wie schon in der Heimat, werden auch hier die Jungs zu „kriegswichtigen“ Einsätzen herangezogen. Heilkräuter sammeln ist pflichtgemäß Ehrensache, doch

der Inhalt des Gefäßes wird nur obenauf kontrolliert: Was da drunter ist, geht niemand was an … (Und wenn ein deutscher Soldat im bitterkalten russischen Winter deswegen verdreckten Kamillentee trinken muss oder womöglich überhaupt keinen bekommt, durch deine Schuld? Schon mal drüber nachgedacht, Hitlerjunge? Natürlich nicht. Die großen Jungs haben den kleineren gezeigt, was man tun muss, um schnell mit dem Sammeln durch zu sein.)

Alltägliches, abgehakt. Was passiert darüber hinaus? Die Jungs wurden in Abständen dreimal gegen Scharlach geimpft und durften nicht zum Schwimmen – aber am nächsten Tag:

> *Das Schwimmen brachte Spaß. Vor allem auch die Rutschbahn, besonders die „Ewigkeitsreisen" auf dem Bauch. Dann, nach einiger Zeit, zogen wir uns an. Wir waren gerade fertig und wollten abhauen, da gab es – Fliegeralarm! Wir gingen schnell, aber in aller Ruhe ins Lager zurück. Es brausten ungefähr 50 Bomber und Jäger über uns hinweg, sonst passierte jedoch nichts. Nach einiger Zeit gab es Entwarnung.*
>
> *Am Abend hatten wir kein Licht. Einer aus unserem Lager hatte einen Ball gegen die Lichtleitung geworfen! Der Schaden wurde jedoch gleich wieder behoben und wir konnten wieder sehen.*
>
> *Um 22 Uhr begann ein Scharfschießen der Flak und der Soldaten. Davon sah ich aber nichts, da ich gleich „einpennte".*

War das eine Übung? Sicher. Aber war das alles? Was passierte danach? Wo blieben die deutschen Flugzeuge, etwa die *HE 111* oder die *ME 109*?

Am 22. August, so hieß es, seien drei feindliche Bomber nahe Weißkirchen abgestürzt. In der Folgezeit

jedoch war hier, nach Peters Erinnerung, weder von der deutschen Luftwaffe noch von deutschen Abwehrwaffen etwas zu sehen oder zu hören. Stattdessen tagtäglich Alarm, Fliegeralarm. Ungefähr 500 bis 600 Flugzeuge, meist Bomber, zählen die Jungs bei einem einzigen Angriff, notiert Peter. So viele? Stimmt das? Waren es britische Maschinen? Wir kannten Jagdflugzeuge wie die *Lightning* mit dem Doppelrumpf und die *Spitfire* sowie die *Lancaster*-Bomber. Waren die das? Auf jeden Fall waren es riesige Pulks, und sie blieben unbehelligt; ein imponierendes Schauspiel. Dass dies unsere Feinde waren, die da flogen, entschlossene Besatzungen, die Tod und Verderben nach Deutschland trugen – nein, soweit reichte das Nachdenken nicht. Ein wenig Unbehagen, das war alles. Gegen Ende August hatte es für das Lager elf Mal Voralarm gegeben und siebzehn Mal Vollalarm, der bis zu zwei Stunden anhielt, notiert der Junge. Das war ja wie zu Hause! Aber irgendwie gewöhnten sich alle daran und nahmen es auf die leichte Schulter. Es war ja spannend und brachte auch *Ik*, irgendwie (*Ik* hieß so viel wie Spaß). Zumindest war es *lässig* (*cool* würden Jugendliche heute wohl sagen, oder auch *fett*), nach Peters Empfinden.

Falscher Film

Noch ist Ferienzeit. Die Jungs gehen weiterhin schwimmen, und eines Tages voller Vorfreude direkt von dort aus ins Kino. Der Film „Flüchtlinge“ aus dem Jahr 1933 zeigt in der Hauptrolle einen heldenhaften Menschen im Sinne der NS-Ideologie, gespielt von Hans Albers.

Wie üblich, gibt es einen Vorfilm. Der Titel „Im Walde von Katyn“ klingt unverfänglich, doch der Film ist zum Fürchten. Gezeigt werden die exhumierten Leichen von etwa 4.400 polnischen Offizieren, die bei Katyn auf Befehl von Stalin ermordet worden waren. Leichen! Uniformiert, skelettiert! Grauenhaft. Solche Leichen hatten die Jungs noch nie – nein, Leichen hatten sie wohl überhaupt noch nicht gesehen.

Soldaten der deutschen Wehrmacht hatten die Massengräber entdeckt. Das entspricht den Tatsachen.

Peter Littich glaubt das nicht. Er vermutet genau das, was die Sowjets nach Bekanntwerden des Verbrechens tun: Sie leugnen ihre Verantwortung und lasten das Verbrechen dem NS-Regime an. (Erst 1952 konnte definitiv die Mittäterschaft des sowjetischen Geheimdienstes NKWD nachgewiesen werden. 1990 räumte Michail Gorbatschow die Verantwortung für diese Massenmorde ein und drückte dem polnischen Volk sein Beileid aus.)

Peter erzählt keiner Menschenseele von seinem furchtbaren Verdacht, tut es auch lange Jahre später nicht. Verblüffend, dass er, der Dreizehnjährige, das Massaker den Nazis zutraut. Mehr noch: Als er nachdenkt, wird ihm seine Vermutung zur scheinbaren Gewissheit. Er ist felsenfest davon überzeugt, dass die Deutschen das Verbrechen begangen haben und es den Sowjets in die Schuhe schieben. Wie kommt er zu der Annahme? Das ist ihm zeitlebens ein Rätsel.

Ein weiterer Vorfilm an diesem Tag sollte anscheinend dazu beitragen, die dokumentierten schrecklichen Bilder so schnell wie möglich vergessen zu lassen: „Lustig sein und fröhlich sein“, eine Doku vom Spielen

kleinerer Kinder im Kindergarten. *Eine echt čechische Zusammenstellung!*, missbilligt Peter, und schreibt weiter:

> *Dann kam die Wochenschau. Allerlei Neues von der Ostfront. Es wurde gezeigt, wie Gefangene, Tommies oder Amerikaner, durch Frankreichs Straßen geführt wurden. Trotz schärfster Vorsichtsmaßregeln kam es jedoch immer wieder vor, daß die französische Bevölkerung unruhig und wütend wurde und den Gefangenen Ohrfeigen oder Fußtritte gab. Es war eine gerechte Strafe. – Der Hauptfilm „Flüchtlinge" war in Ordnung. Dolle Schießerei, aber sonst ganz prima.*

„Gerechte Strafe?" Der Wochenschau-Kommentator betonte, die Gefangenen hätten zuvor Franzosen bombardiert und Zivilisten getötet. Peter bezweifelte im Stillen, ob die Misshandlungen spontan erfolgten oder bestellt und inszeniert waren. Aber das schrieb er lieber nicht.

Es mag seltsam klingen, dass er sich, abseits der *political correctness*, seine eigenen Gedanken machte. Doch er hütete sich nach wie vor, darüber zu sprechen. Was wäre wohl aus ihm, was wäre aus uns allen geworden – ob jugendlich oder erwachsen – hätten wir unter Hitler unser Schweigen gebrochen und mutig unsere Zweifel kundgetan?

> *Mittwoch, 30.8.1944. Heute morgen packten wir unsere Koffer und sonstigen Sachen wieder aus. Alle Sachen jedoch nicht, nur für 14 Tage. Ich packte nur sehr wenig aus.*

Schuhzeug

Peter hat Wunden an den Füßen, obenauf, in der Mitte, etwa drei Zentimeter lang und sechs bis acht Millimeter breit, eine auf dem linken, eine auf dem rechten Fuß. Wunden, die nicht heilen und sich entzünden. Klar, er ist ja täglich im Wasser. Hygienisch ist das wirklich nicht. Aber woher kommen die Entzündungen? Durch Mangelernährung? Durch die im Übermaß als Bonbons gelutschten, „abgestaubten" Vitamin-C-Beigaben? Oder durch die zu eng gewordenen, drückenden Schuhe, die er jetzt im Sommer trägt?

Eins steht fest: Der Junge hätte längst neue Schuhe haben müssen. In Harburg, vor der Abreise in die KLV, gab es keine zu kaufen in seiner Größe, auch nicht auf Bezugsschein. Helmut, der alle alten Schuhe und Stiefel zu Hause selbst besohlt hatte, Helmut war beim Militär, aber lose Sohlen gab es ja auch keine mehr.

Jetzt, vier Monate später, geschieht etwas Unerwartetes.

> *Donnerstag, 31.8.1944. Heute morgen bekam ich aus der Kammer beim „Blauen Affen" [ein blau-gelb gestrichenes Gebäude, das den Speisesaal für Mädchen aus Harburg und Wilhelmsburg beherbergte, daneben das Warenlager für die KLV] ein Paar ganz guter Schuhe. Ohne Marken und ohne Geld! Zum „Latschen" noch ganz gut.*

Hinter diesen dürren Worten verbirgt sich ein Bild, das dem Jungen unvergesslich bleibt und ihn Jahrzehnte später erneut beschäftigen wird. Was war vorausgegangen?

Irgendjemand muss irgendwo gemeldet haben, dass Peter (und nicht nur er!) denkbar schlechtes Schuhzeug hat. Er solle mal rüber gehen zum „Blauen Affen",

zur Bannkammer, da könne er sich ein neues Paar aussuchen. Was denn, ohne Bezugsschein? Ja.

Er meldet sich im ersten Stock bei der HJ-Führung. Man schickt ihn nach nebenan in einen großen Raum – fast ein Saal –, dessen Fußboden mit Schuhen und Stiefeln bedeckt ist, lauter Schuhzeug von Kindern und Jugendlichen, in verschiedenen Größen. Welch eine Auswahl! Peter darf sich ein passendes Paar aussuchen, es anziehen und gleich anbehalten.

Was kosten die? Nichts? Gar nichts? Nein. So ein Glücksfall! Seine alten Treter kann er dalassen.

In seiner Freude vergisst Peter zu fragen, woher denn wohl all diese Schuhe und Stiefel stammen mögen. Es ist gutes Schuhzeug, wenngleich getragen ... Waren die Schüler da herausgewachsen? Aber dann hätten die Eltern die doch eintauschen können, gegen Butter zum Beispiel. Oder stammten all diese Schuhe von Jugendlichen, die Deutschlands Feinde waren? Ging es denen denn so gut, womöglich sogar besser als uns, dass sie solche wertvollen Sachen einfach wegwarfen? Oder war es so genannte Beuteware, zurückgelassen von Menschen, die geflüchtet waren?

Auf einmal fällt ihm Uwe ein, sein Klassenkamerad Uwe, der zu Hause, in Harburg, bei einem Bombenangriff ums Leben gekommen war. Also gab es, fern von der Heimat, offenbar auch Opfer von Bombardements, besonders viele Opfer unter Jugendlichen! Das scheint plausibel, und auch, dass niemand darüber sprach. Er trug also fortan die Stiefel eines toten Jungen, eines Gleichaltrigen vermutlich. Ihn schauderte, aber das war der Krieg, und Großdeutschland gehörte der Sieg, der Endsieg, so hieß es doch immer. Er stand stramm

in seinen guten Schuhen, stand stramm und rief: Heil Hitler, Sieg Heil!

> Mehr als sechs Jahrzehnte später, während einer Diskussion, sehe ich den Raum wieder vor mir, diesen großen Raum, dessen Boden über und über mit Schuhen und Stiefeln bedeckt ist … Und jetzt, jetzt endlich wage ich den Gedanken zuzulassen, dass meine-seine Totenschuhe mit großer Wahrscheinlichkeit einem Ermordeten gehört haben – einem verfolgten Jungen, umgebracht von willfährigen Bütteln des NS-Regimes in einem Konzentrationslager. Habe ich das damals gewusst? Nein. Ich habe es nicht einmal geahnt! Es hätte meine Vorstellungskraft überstiegen. Ich hatte diese Schuhe geschenkt bekommen. Seine Schuhe. Die Schuhe eines toten Jungen. Ich habe mich gefreut und sie getragen, ohne allzu viel über deren Herkunft nachzudenken. Heute weiß ich mehr darüber. Es erfüllt mich mit Wehmut und Trauer, und ich schäme mich – auch für die Täter.
>
> Sie waren vermutlich Deutsche, wie ich.

Zeugnisse

Am 1. September 1944, einem Freitag (fünf Jahre zuvor hatte der Zweite Weltkrieg begonnen), fing der Unterricht wieder an. Peter Littich ist „versetzt nach Klasse 3“ ('Quarta', sagten die Lateinlehrer). Und es gibt Zeugnisse! Er hat in Deutsch eine 2, alles andere ist durchschnittlich – bis auf Schrift und Kampfspiele (!) – beides 5. Typisch Peter. Neu ist auch der „Tagesdienstplan“:

> <u>Freitag, 1.9. 1944</u>
>
> 6:45 Wecken
> 7:10 Stubenabnahme

7:50 Frühstück 3b + Lina
8:10 Abmarsch zur Schule
12:15 Mittagessen 3b + Lina
13:15-14:00 Mittagsruhe
14:15 Vesper
14:30-16:00 Arbeitsstunde
16:00-17:00 Liederstunde
18:00 Abendessen 3b + Lina
19:30-20:30 Spielabend
21:00 Zapfenstreich

Opposition

Peter, 13 Jahre alt, ging jetzt also in die 3. Klasse; die „großen" Jungs in der 5. waren gerade mal zwei Jahre älter. Doch allein, dass sie größer und stärker waren – vielleicht sogar klüger –, verschaffte ihnen Respekt, sogar mehr als der geringe Altersunterschied vermuten ließ. Immer akzeptierten die Kleineren jene, die Führungspositionen in der Hitlerjugend bekleideten … Im Allgemeinen jedenfalls. Nur bei dem neuen LaMaFü, dem Lagermannschaftsführer, der sie dauernd mit „Kameraden" anredete, war das anders. „F.C", so sein Spitzname, stand nicht hoch im Kurs.

„Sport" war für Samstag auf dem Tagesdienstplan angesagt. Doch obgleich es bereits Anfang September war, schien die Sonne noch einmal mit aller Kraft, wie so häufig während der letzten Hochsommertage. Ein brüllend heißer Tag! Peter und seine Kameraden gingen davon aus, dass sie zum Baden gehen würden, doch stattdessen ordnete „F.C." einen Geländelauf an. „Und zwar zum Nepomuk, Kameraden, in einer Viertelstunde seid ihr da. Und, meine Herren: ohne Badezeug, verstanden? Abmarsch!"

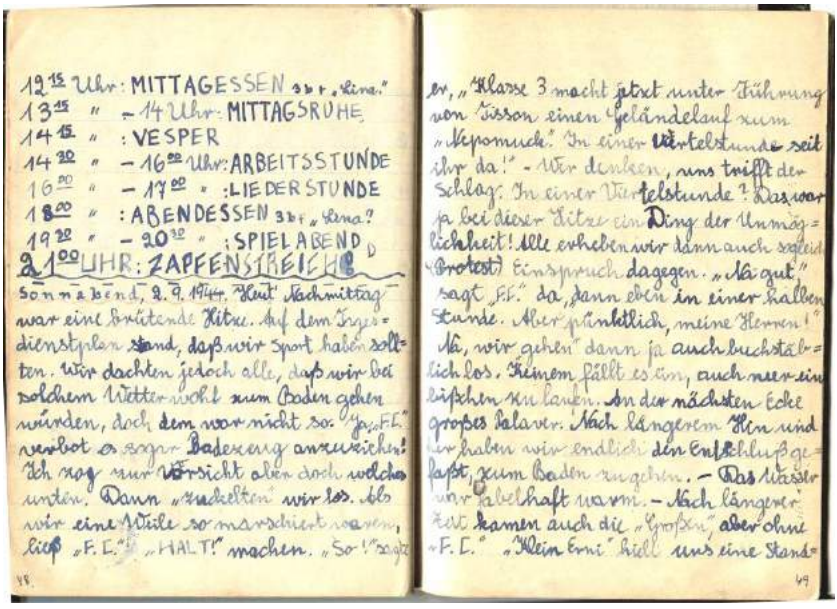
Der Nepomuk war ein halb verfallenes Denkmal bei Teplitz. Aber in einer Viertelstunde dort sein? Das war nicht zu schaffen. Protest von allen Seiten. Der war wohl nicht ganz dicht!

„Na schön. Dann in einer halben Stunde, Kameraden. Aber pünktlich!“

Der Trupp zieht los, ohne zu laufen. An der nächsten Ecke kurzes Palaver. Gemeinsamer Beschluss: Baden in der Bečva. Die Badehose hatte jeder schon drunter angezogen. Vorsichtshalber.

Nach längerer Zeit tauchte dort einer der anderen HJ-Führer auf – und jetzt gab es eine Standpauke, wie die Jungs sie noch nie gehört hatten. Befehlsverweigerung, Meuterei, unerlaubtes Entfernen von der Truppe, für so was kämen Soldaten vors Kriegsgericht – ob ihnen das überhaupt klar sei?! Doch am Ende ein Einlenken und ein Bericht über „F.C.“ und das Schicksal seiner Familie. Wir sollten ihn nicht mehr zwiebeln.

Einverstanden.



In Zukunft verhielten wir uns anders, „F.C." aber auch. Das mag allerdings die Folge vom „Heiligen Geist" gewesen sein, denn zwei Kameraden aus Stube 15 hatten ihn kürzlich in der Nacht mit Schuhcreme eingeschmiert, sozusagen als Geschenk am Abend vor seinem Geburtstag. Der Knabe wurde 17. Da hatten die Kleinen mal einen Großen erzogen – klammheimlich, versteht sich.

•

„Möller, nimm die Brille ab!"

Ohrfeigen vom Lehrer, mit Vorsorge. Oder Fürsorge? War die Aufforderung mit Achtsamkeit verknüpft gegenüber den Brillengläsern oder sogar dem Augenlicht des Schülers? Möglich; doch wenn ein Lehrer einen Brillenträger unter den Schülern schlagen will, wirkt das Ohrfeigen eines brillenlosen Gesichts effektiver – und ist auch gerechter gegenüber den anderen Jungs, die keine Brille tragen. Doch: Ob mit oder ohne, vor den Ohrfeigen des Mathe-Lehrers 'King' war keiner sicher. Sobald die Jungs diesen Lehrer sahen, machten sie einen Bogen um ihn. Seine „Handschrift" war gefürchtet.

Was machte den Mann so aggressiv? Fürchtete 'King', ein Mann Mitte Vierzig, jetzt noch eingezogen zu werden, war das sein Problem, war das der Auslöser? Rund dreißig Jahre später, am 04.02.1974, schreibt der 'King' dem Verfasser:

> *Waren es schöne Zeiten, an die man sich gern erinnert? Ich weiß es nicht, man lebte doch unter einem Druck des „Nicht wissen können" von dem, was wohl kommen würde. Gewiß wir hatten auch Freude (...) Aber die Ungewißheit über die drohend vor uns*

liegende Zukunft war doch schwer. (...) ich wurde (...) im Oktober zum Militär eingezogen und verließ (...) Mitte September Mährisch-Weißkirchen. (...)

Einmal entstand damals sogar eine Art Wechselwirkung: Dem 'King' kamen beim Ohrfeigen die Tränen. *„Furchtbar!“*, notiert Peter. Ein anderes Mal war ein Mitschüler erwiesenermaßen unschuldig geohrfeigt worden. Dem wurde daraufhin vom 'King' erklärt: „Sag nächstes Mal Bescheid. Du hast jetzt eine zugut!“ Doch als der Fall eintrat: „Was hast du gesagt? Eine zugut? Unverschämter Bengel!“ Er wurde doppelt und dreifach geschlagen.

Irgendwann war das Maß voll. Jemand „verpetzte“ 'King' bei der HJ-Führung, fragte an, ob es erlaubt sei, Hitlerjungen zu schlagen. Prompt verwies die zweite Führungs-Ebene die erste in die Schranken! Von da an hat 'King' die Jungs nicht mehr geohrfeigt. Er kam an die Front, wie gesagt, und wurde abgelöst von einem Lehrer, den die Jungs 'Teddy' nannten. Den mochten sie.

•

Die Schüler wussten nichts von der Maßregelung durch die HJ, doch als der 'King' ins Klassenzimmer kam, ahnten sie nichts Gutes. Sein Gesicht war gerötet, noch mehr als sonst. Tags zuvor hatten die Jungs bei ihm den „Dreisatz“ gelernt, ansatzweise, denn kurz darauf läutete es zur Pause. So richtig kapiert hatte das *Regel de tri*-Prinzip aber bislang keiner von ihnen. Und das wusste der 'King'.

„Der Dreisatz. Gehe vor an die Tafel, der ...“

Er rief einen nach dem anderen alphabetisch auf, anhand seiner Zensurkladde, und keinem ließ er Zeit. Wer aufgerufen wurde, schlich mit weichen Knien

nach vorn. Endlos der Gang, riesig die Tafel, und die Kreide zitterte in der Hand. Sobald einer einen Lösungsansatz (oder was er dafür hielt) mithilfe der Kreide an die Wandtafel geschrieben hatte, unterbrach ihn der 'King': „Falsch! Setzen! Fünf!“ Schon war der Nächste dran: „Setzen! Sechs!“ Selbst unsere guten Mathematiker blieben auf der Strecke.

Es hagelte Fünfen und Sechsen – Peter bekam auch eine. 'King' blieb *cool*, wie man heute sagen würde, jedenfalls schien das so. Sorgfältig schrieb er jede Zensur in seine Kladde. Eine Vier, also ausreichend, schaffte keiner. Es gab an diesem Tag ausschließlich schlechte Noten.

Zuletzt wurde Jürgen aufgerufen; sein Nachname begann mit 'V'. Niemand verstand, woran es lag, aber Jürgen war für 'King' das, was das vielzitierte rote Tuch für den Stier ist. Gut, Jürgen war schlecht in Mathe, aber das war Peter ja auch. Doch der 'King' hatte den Jürgen gefressen, wie man so sagt. Seit langem schon.

Jürgen wankte nach vorn, als habe sein letztes Stündlein geschlagen. *Wowowo ist die Kreide, wawas soll ich schreiben?* Die Jungs konnten seine Gedanken lesen; sein Kopf war wie vernagelt. Mit zitternder Hand begann er zu schreiben. Doch was er hinschrieb, war im Grunde egal. Ob richtig oder falsch – er wurde augenblicklich von 'King' unterbrochen.

Und nun geschah etwas völlig Unerwartetes. Mit lauter, vor Wut überschlagender Stimme schrie 'King': „Setzen! Sieben!“

'King' stand neben Peter Littich. Den Blick zur Seite wendend, konnte Peter in seine Zensur-Kladde blicken. Er schrieb tatsächlich eine 7 hinein. Die Stunde war zu Ende.

Säbelrasseln

War es nach dem Film „Stukas“, oder war es nach dem Vortrag eines schneidigen Unteroffiziers mit Ritterkreuz (vielleicht war's auch ein EK I), der von neuen Waffen faselte? *„15 von Klasse 5“*, hat Peter notiert, *„hatten sich freiwillig zu Kriegsmarine, Heer oder Luftwaffe gemeldet. Dr. A.* [Lagerleiter] *und das ganze Lager freute sich sehr darüber.“* Es muss eine Art von Vormerken „für alle Fälle“ gewesen sein. Im Spätsommer 1944 waren diese Schüler fünfzehn Jahre jung.

Die Freiwilligen freuten sich, klar; sie wussten es ja nicht besser. Aber der „Lagerleiter und das ganze Lager“? Die Erwachsenen freuten sich also auch? Und die Eltern – wussten sie, was hier vor sich ging? Wurden sie in einem verantwortungsvollen Brief benachrichtigt?

Na schön, es war ja wohl nur eine Art von Vormerken.

Ein paar Tage später steht im Tagebuch: *Am Abend stieg noch ein Heimabend. Das Thema hieß: 'Befehlen und Gehorchen.'*

Passt.

Nach zwei weiteren Tagen: *Heute morgen hatten wir eine Morgenfeier auf dem Frühlingshügel. Das Thema handelte vom Weltkrieg. Es war alles sehr ergreifend.*

Und schließlich wird der LaMaFü „F.C.“, der inzwischen recht beliebt war, abgelöst. Was das für ihn hieß, ob er womöglich einen Einberufungsbefehl erhalten hatte und nun an die Front musste, erfuhren die Jungs nicht.

Keulen, der neue LMF, wurde umgehend „Knüppel“ getauft. Er sei Oberscharführer, schreibt Peter. Einer

von der Waffen-SS, im Rang – verglichen mit der Wehrmacht – eines Feldwebels. *Er war bis jetzt im Generalgouvernement, Krakau kennt er auch,* schreibt Peter weiter. In Krakau war ja auch Helmut Littich, bevor er Soldat wurde. Doch seltsam: „Knüppel" ist Jahrgang '23, also schon 21 Jahre alt und damit im besten Mannesalter – wieso ist der nicht bei der kämpfenden Truppe? Womöglich, überlegt Peter, war er Rekonvaleszent, halb hergestellt nach einer Verwundung, aber noch nicht wieder ganz k.v. geschrieben, und sollte sich hier bewähren.

„Knüppel" tritt freundlich auf, achtet aber auf Disziplin. Die Hausschuhe und Latschen vor den Betten haben zu verschwinden, bevor die Jungs zum Frühstücken gehen, klar?

Klar. Was nicht heißt, dass das befolgt wird.

Am nächsten Morgen sind alle unten beim Frühstück, auch die Lehrer. Nur „Knüppel" nicht. Dafür fliegt plötzlich ein ganzer Haufen Hausschuhe und Latschen von oben herunter, an den Fenstern des Frühstücksraums vorbei, nach unten auf den Sandplatz. Das müssen die von Stube 13 sein. Kurz darauf folgt dicht daneben ein weiterer Haufen Schuhe von Stube 14. Und schließlich, zwei Fenster weiter, die von Stube 15.

Fünf Minuten später erscheint „Knüppel" und grinst. Aber nicht lange, denn einer der Jungs steht heimlich auf, läuft nach oben in das Zimmer von „Knüppel" – und zack!, dessen Hausschuhe, die ebenfalls vor dem Bett standen, fliegen auch aus dem Fenster, gut zu sehen vom Frühstücksraum aus. Keiner der Jungs lacht laut los; man soll es nicht übertreiben. Doch von da an ist „Hausschuhe vor dem Bett" kein Thema mehr.

Hat Peter Littich Angst in dieser Zeit? Nein. Er freut sich, wenn durch den Fliegeralarm am Vormittag Mathe ausfällt, notiert: *Es waren zirka 300 Bomber bezw. Jäger, die über uns hinwegflogen.* Er schreibt an anderer Stelle, dass er sich nach Hause sehnt, dass „Knüppel" ein feiner Kerl ist und dass er, Peter, jetzt immer einen Trainingsanzug über seinen Schlafanzug zieht, weil es sonst zu kalt ist, *besonders da ich am Fenster schlafe*. Ein Handballspiel der „Großen" – Sport gilt nach wie vor als wichtig – erlebt Peter als Zuschauer. Er verdrückt sich, gemeinsam mit ein paar anderen:

> *Wir machten ein „Steingefecht" mit ein paar Tschechis [Tschechen]. Es war fabelhaft.*

Welch ein Spiel mit dem Feuer! Auf beiden Seiten.

> *(20.9.44) (...) Auch erhielt ich Post von Vati aus Nürnberg. Der Süße ist ja wieder „k.v." geschrieben und auf dem Weg zur Front. Wann wir uns wohl wiedersehen werden?! Mutti ist ja nun auch wieder ganz allein. Ja, der Krieg bringt es mit. Von Mutti bekam ich auch wieder Post.**

*Nie zuvor hat der Junge seinen Vater „Süßer" genannt, nicht einmal in Gedanken. Er erträumt sich eine familiäre Harmonie, die es längerfristig nie gab. Spürt er, dass seine heile Welt zerfällt?

•

„Marinefilm" am Nachmittag. So steht es am 21.9.44 auf dem Tagesdienstplan. Dahinter verbirgt sich pure Propaganda:

> *(...) sahen wir im Kino einen „Oberfeld" und einen Oberleutnant von der Kriegsmarine. Der Oberfeldwebel sagte uns, wir sähen zunächst die Wochenschau*

und dann den Film „U-Boote am Feind." (...) Der Film war prima. Man hatte einen guten Einblick in das Leben und Treiben auf den Unterseebooten. Anschließend hielt der „Oleu" dann seinen Vortrag. Es war einzigartig! Was die alles erlebt hatten, während ihren Fahrten! Wir hatten alle gespannt zugehört. Am Schluß sagte der „Mariner" noch, unsere U-Bootwaffe werde wieder von sich hören lassen. „In nächster Zeit werden wir wieder mehr versenken und im Wehrmachtsbericht wird wieder von der Waffe die Rede sein!" schloß der Erzähler seine Ausführungen. Dann konnten sich noch welche vom Jahrgang „-29" freiwillig zur späteren Verwendung in der Kriegsmarine melden. Von unserem Lager meldeten sich ungefähr zwanzig Mann aus Klasse 5 [vermutlich Jungs aus einer Parallelklasse].

Allerdings hatten sich nicht alle gemeldet. Feiglinge gibt es überall, meinten ihre Kameraden.

Und „die U-Bootwaffe wird wieder von sich hören lassen?" Toll. Dabei wurden doch bis Kriegsende rund 780 deutsche U-Boote versenkt, fast 27.000 Besatzungsmitglieder fanden den Tod! Moment mal: Kriegsende? Jetzt und hier im Geschehen sind wir erst im Herbst 1944! Richtig; aber die meisten dieser Verluste sind bereits Geschichte: Seit Juni 1943 ging es mit den U-Booten bergab ins nasse Grab – wieder und wieder wurden sie, von feindlichen Torpedos getroffen, versenkt.

(Vielleicht hatten der Oleu und der Oberfeld ja noch ein paar U-Bötchen in der Tasche?)

•

Am 13. Oktober 1944 krachte es in der Nähe gewaltig. Wir vermuteten Teplitz als Ziel, doch in den Annalen

heißt es: *Bei der 'Wüstung Šovejda' (einer ehemaligen Siedlung) wurden 16 Fliegerbomben abgeworfen. Ziel war vermutlich das anderthalb Kilometer entfernte Gelände des Bahnhofs von Mährisch-Weißkirchen (Hranice).*

•

Die 13-jährigen Hitlerjungs setzten sich auf ihre Weise mit dem Umfeld auseinander. Sie hatten ja schon zu Hause Flaksplitter gesammelt und glaubten zu wissen, wozu man Patronen auch benutzen konnte: um damit richtig toll zu ballern!

Wer die Patronen mitgebracht hatte und woher? Keine Ahnung. Aber die Jungs hatten welche. Und im Aufenthaltsraum stand ein Kanonen-Ofen – *nomen est omen!* Ob das wohl knallen würde, wenn man da eine rein täte? Aber ja, es krachte. Und wie! Natürlich durfte kein Pauker in der Nähe sein, und die Jungs machten das Licht aus und verkrochen sich hinter den Tischen, denn einmal war die Ofenklappe aufgeflogen, und ein anderes Mal hatte die Seitenwand des Ofens an einer Stelle ein rot glühendes Mal bekommen, von innen her, das nie wieder wegging. Eine dünne Stelle!

Die Jungs waren also Wiederholungstäter, mochten es aber nicht lassen. Der Effekt war ja auch klasse, so im Dunkeln. Eines Tages aber betrat unversehens der neue Stellvertreter des Lagerleiters den Raum, unser Deutschlehrer mit dem Spitznamen Teddy. Ob er von draußen jemand hatte reden hören? Jedenfalls betrat er mit den Worten: „Was ist denn hier los?“ den Raum, schaltete das Licht an und kam dem Ofen gefährlich nahe, als plötzlich, Peter und seine Kollegen wagten kaum zu atmen, mit lautem WUMM! die Patrone

explodierte. Was folgte, war eine gewaltige Strafpredigt, gefolgt von dem Verbot, jemals auch nur den Versuch zu wagen, dergleichen zu wiederholen.

Er hat die Schüler aber nicht verpfiffen und wirkte vergleichsweise gelassen, vielleicht, weil er Frontoffizier gewesen war.

•

Seltsame Gegensätze erlebte Peter. Einerseits die Disziplin vonseiten der Hitlerjugend, vor allem bei den Sportwettkämpfen und beim Marschieren, andererseits eine Nachlässigkeit, die manch einem HJ-Führer ein Graus gewesen wäre. Wenn die Jungs an einem heißen Sommertag aus der Schule kamen, sangen sie schlurfenden Schrittes ein Lied, das alles andere als „zackig" war:

Zehne der Brüder sammer gewesen,
hammer gehandelt mit Heu, Heu.
Einer ist daran gestorben.
Sammer gewesen nur noch neun.

Das Reduzieren ging dann runter über acht, sieben, sechs usw. bis *Einer der Brüder mit Mull* gehandelt hat, und schließlich, noch weitergehend: *Null der Brüder...* [usw.] *hammer gehandelt mit Rizinus, Rizinus* [usw.]. *Sammer gewesen nur noch ein minus.* Danach konnte man aber beim Handel erneut „geboren werden", so dass die Verse sich wieder aufbauten.

Möglicherweise wurde dies Lied gesungen, als etliche der „schneidigsten Jungs" aus Peters Klasse – und die Großen aus der fünften sowieso – zum Schanzen von Schützengräben abkommandiert oder aber in Teplitz in der Führernachwuchsschule waren.

(Wenn diese Heranwachsenden später freiwillig beim Endsiegen mitgeholfen hätten, dann, ja dann – ! Aber da war der Krieg zu Ende.)

Notabene: Was wäre wohl geschehen, wenn sich herumgesprochen hätte, dass *Zehne der Brüder* auf ein *jiddisches Lidl* zurückging?

Abbruch

Die Tagebuch-Aufzeichnungen von Peter Littich enden abrupt. Seine „Kunterbunt"-Geschichten schreibt er weiter, bis Dezember 1944. Doch warum keine Tagebuch-Einträge mehr? Wurden die Tage zu monoton? War er es leid, von Alarm zu Alarm zu berichten oder immer wieder von sportlichen Ereignissen? Vom Essen, vom Obstklauen oder dem ewigen Ein-/Auspacken, weil wieder einmal deutsche Soldaten ins Lager einrücken sollten – und es dann doch nicht taten?

Stimmt alles. Hinzu kommt: Das Tagebuchschreiben war sein eigener Einfall gewesen; aber niemand hatte ihm gesagt, dass man darin nicht Tag für Tag etwas eintragen muss.

Entscheidend war jedoch ein Ereignis, das ihn ganz persönlich betraf.

Es hing, zumindest indirekt, mit seinem Lateinlehrer Dr. L. zusammen. L., dessen Spitzname „Justus" lautete: der Gerechte. Peter hätte sich nicht über ihn beschweren können, im Gegensatz zu den „Großen" vermutlich, denn eines Morgens, als jene schon zur Schule waren – die Kleineren mussten eine Stunde später hin – stand auf dem Schulweg mehrfach, mit weißer Kreide in riesigen Buchstaben quer über die Straße geschrieben:

– „der Gerechte ist ungerecht."

Dr. L., der die Schüler begleitete, wies einen von ihnen an, ins Lager zurückzukehren, einen Lappen und einen Eimer Wasser zu besorgen und die Schmierereien abzuwischen.

Es war aber noch etwas anderes geschehen; etwas, das weitaus schlimmer war. An diesem Tag hatten mehrere aus der Klasse Telegramme gekriegt. Ganz normal ausgehändigt, wie ein x-beliebiger Brief. Inhalt: AUSGEBOMBT – WIR LEBEN – STOP – ALLES GESUND oder so ähnlich; im Wortlaut waren sie kaum zu unterscheiden.

Ausgebombt, Peter. Zerstört. Verbrannt. Erledigt. Aus. Deine Bleisoldaten ein einziger Klumpen! Aber daran denkst du zuletzt ... falls überhaupt. Das Haus, Peter, euer Haus, in dem ihr gewohnt habt, deine Eltern und du und eure Nachbarn: Es existiert nicht mehr; ist dir das klar, Junge? Nein. Nicht so richtig. Du siehst deine Spielsachen. Die Bücher. Die Eisenbahn. Und das Kaspertheater, ganz hinten im Schrank ... Du siehst dich durch die Räume hüpfen, Abschied nehmen, ahnungsvoll, und du hörst deine Stimme, Peter:

„Kobold, lieber kleiner Kobold, ich verspreche dir: Ich komme bald wieder."

Wie fühlte sich das an, weißt du das noch?

Wie ein Lippenbekenntnis. Hohl. Verlogen. Ein Versprechen, das dir auf der Seele liegt.

Jetzt, kaum ein halbes Jahr später, sitzt du hier bei Dr. L., bei Justus, in einem Schulgebäude in Mährisch-Weißkirchen, Hranice na Moravě, und lernst Latein.

Oder Chinesisch. Egal. Du denkst nur eins: Warum sagt der nichts, der Justus? He! Warum sagt überhaupt keiner von den Lehrern etwas zu den Jungs, die ihr AUSGEBOMBT-Telegramm bekommen haben an diesem Tag – es mögen eine Handvoll sein –, warum sind die Pauker und auch die Führer der HJ verstummt? *Wir müssen alle Opfer bringen!* Ist es das? Oder, noch brutaler*: Hitlerjungen weinen nicht!*

Nein, das spricht keiner aus. Die Führungskräfte schweigen; alles scheint normal, es ist nichts Ungewöhnliches passiert ... Aber du, Peter, du hast nur noch dein bisschen Gepäck. Lauter Krimskrams und einige Klamotten, aus denen du bald herausgewachsen sein wirst. Und du kannst nicht mal mehr nach Hause schreiben! Du hast keine Heimatadresse, Junge, nichts!

Willst du nicht aufstehen und deine Wut hinausschreien? Weißt du dich noch geborgen, Peter, ahnst du, wie sich das anfühlen würde, wenn jemand dich in deinem Kummer liebevoll umarmte?

Vergiss es. Du hast Latein bei Justus.

> *„Wer sich unserer Fahne verschwört, hat nichts mehr, was ihm selber gehört."*

Hörensagen

Das Gefühl grenzenloser Verlassenheit, das mich damals beim Eintreffen des AUSGEBOMBT-Telegramms erfasste, ist auch nach Jahrzehnten noch abrufbar. Es ist nicht der Verlust der Habe – das meiste davon wäre zu ersetzen gewesen, später, falls ich es überhaupt noch benötigt hätte – es gleicht vielmehr dem Empfinden einer Schnecke, deren Haus zerstört worden ist, in das sie sich stets hat zurückziehen können. Und

niemand, kein Lebewesen weit und breit, nahm davon auch nur Notiz!

Doch wann geschah die Katastrophe? An welchem Tag? Ich erinnere mich nicht mehr. Es gab etliche Bombenangriffe auf Harburg. Leider habe ich keine Unterlagen darüber, und meine Eltern sind lange verstorben. Doch am 22.10.2015 wurde ich anlässlich der „Harburger Gedenktage" zu einem Zeitzeugengespräch ins Harburger Rathaus eingeladen und konnte mit Sicherheit Mittwoch, den 25. Oktober 1944 als Datum der Ausbombung festmachen – fast auf den Tag genau 71 Jahre später: Zwei alte Harburger kannten das Haus mit der Schlachterei, in dem wir gewohnt hatten, und wussten das Datum der Zerstörung. Für mich war es bedeutsam geworden. Und noch etwas hat sich geklärt. Aus den Erzählungen meiner Mutter habe ich nach dem Krieg einige Details ihrer Erlebnisse in dem Keller und in dem brennenden Haus erfahren, doch ich muss wohl überhört haben oder sie hat nicht erwähnt, dass durch das Inferno des Bombardements schwarzer Rauch den Himmel verdunkelt und den Tag zur Nacht gemacht hatte.

Nicht alle erinnerten Szenen lassen sich so genau datieren. Peter sieht ein weites Feld vor sich, am Horizont ein Flugzeugwrack, die Trümmer rauchen noch, und da, in den Gurten, hängt da nicht der Pilot? Vielleicht lebt der noch! Da muss er hin.

„Halt! Bist du verrückt?", ruft sein Mitschüler. „Was meinst du, wenn das Triebwerk explodiert!"

Daran hat Peter nicht gedacht. So bleibt ihm nur dies eindrucksvolle Bild. Ein Jagdflugzeug, wahrscheinlich; englisch oder amerikanisch. Aber wann und wo das war ... ? Keine Ahnung.

Auch bleiben dem Knaben Peter manche Allianzen unverständlich. Wieso ist Großdeutschland mit Japan befreundet? Warum gibt es bei der SS „Muselgermanen", und was hat der Großmufti von Jerusalem damit zu tun? Hitler hatte den sogar nach Berlin eingeladen!

Die Zeit in der KLV ist, Medien betreffend, nahezu informationslos. Zeitungen? Fehlanzeige. Wochenschau im Kino, ja. Aber was „blieb hängen" in der Erinnerung? Ansonsten nur Radio, ab und zu. Nachrichten am Abend, im Tagesraum.

> ***12.6.44*** *Zum ersten Mal wird London von der V1 bombardiert.*

Also ist das keine Propaganda: Die V1 (V gleich „Vergeltungswaffe") gibt es tatsächlich. Das lässt hoffen! Aber was ist mit der V2? Ist das die vielbeschworene, definitive „Wunderwaffe"?

20.7.44 Das Attentat auf Hitler. Er selbst spricht am 21. Juli im Rundfunk, deutet das Scheitern als Gottesurteil um und denunziert die Akteure als *"ganz kleine Clique ehrgeiziger, gewissenloser und zugleich verbrecherischer, dummer Offiziere"*. Mit leichten Blessuren in Form von Prellungen, Schürfwunden, Blutergüssen und Verletzungen der Trommelfelle kam er fast unversehrt davon – und gewann neue Zuversicht. Er betrachtete es als ein Zeichen der „Vorrrsehung", dass er den Angriff überlebt hatte.

Sagt da jemand „Glück gehabt" oder „Gott sei Dank"? Leise, vielleicht. Doch die Atmosphäre ist beklemmend. Lehrer, Schüler, HJ-Führer: Alle sitzen da, machen ernste Gesichter, zeigen sich betroffen – und sind still. Auch Peter weiß nicht, was er davon halten soll. Wie konnte das passieren? Er ist traurig; zugleich wird

seine Unsicherheit größer. Wenn Offiziere so was machen – machen können! –, dann ist unser geliebter Führer, der doch bis jetzt alles richtig gemacht hat – na ja, fast alles –, dann ist der nicht allmächtig und nicht mehr unverwundbar. Was sollte, was würde aber aus Deutschland werden, wenn das Attentat geglückt und Adolf Hitler tot wäre?

> *„Die Partei ist Hitler! Hitler aber ist Deutschland, wie Deutschland Hitler ist. Hitler – Sieg Heil! Sieg Heil! Sieg Heil!" (Rudolf Heß, 1934)*

Heil wie Heiland, Sieg wie Krieg. Hitlerluja.

Das Radio meldet scheibchenweise: **Im September 1944** überschreiten amerikanische Truppen nordwestlich von Trier die deutsche Grenze. **Im Oktober** marschieren sowjetische Streitkräfte in Ostpreußen ein. *„Nach der Einnahme von Nemmersdorf im Kreis Gumbinnen wurden Frauen und Mädchen durch sowjetische Soldaten vergewaltigt."*

Die Blicke von Peter und Jürgen treffen sich; ein dümmliches Grinsen können die zwei nicht unterdrücken.

•

Jahrzehnte nach dem Krieg fallen mir Feldpostbriefe meines Vaters in die Hände, aufbewahrt von meiner Mutter – sie lassen mich nicht los:

> ***23.11.1944*** *(...) Wenn ich nach Bad M. [Mergentheim] komme, komme ich dort zur Infanterie, werde meines Magens wegen beobachtet und erhalte Diätkost. (...)*
>
> ***1.12.1944*** *(...) Ach Mutti, unser Heim, unser schönes Heim! Und immer die Sorge um Euch, um Euer Schicksal.*

Mit einiger Verwunderung registriert Helmut Littich in diesem Brief den totalen *„Kriegseinsatz, ohne Rücksicht auf Verluste."* Dabei hatte er sich das Soldatenleben *„so anders gedacht. Eine harte, gründliche Ausbildung und dann – hinaus in den Kampf."* Ach du mein Lieber, mein Vater! Wäre ich ein paar Jahre älter gewesen, hätte ich damals womöglich auch so gedacht? Am Ende wären wir beide uns dann vielleicht sehr ähnlich geworden: als angeschissene Hitlersoldaten.

17.12.1944, Bad Mergentheim. *Hast Du meine beiden Telegramme erhalten? (...) Bist Du etwa ernstlich erkrankt? (...) Auch über den Aufenthalt unseres Jungen bin ich bis heute nicht im Bilde. (...) Zweimal am Tage werden unsere Heizkörper warm, jedoch nicht für lange, Bettwäsche haben wir keine, nur drei Wolldecken. Gewöhnlich schlafen wir mit der Hose, Strümpfen und Pullover, da wir es sonst nicht aushalten vor Kälte. (...) Wir sind seit Wochen ohne Radio und ohne jede Zeitung, wissen nichts vom Weltgeschehen, schon daraus kannst Du ersehen, wie sehr ein jeder auf Nachricht von zu Hause wartet. (...) Ich kann unserem Jungen zu den Festtagen nicht schreiben, darüber bin ich sehr traurig, weiß ich doch nicht wo er ist.*

[24.?] Dezember 1944, Bad Mergentheim. *Meine Gedanken gehen zurück, zurück zu Euch, zum einst so traulichen Heim. (...) Öde und leer ist es heute um uns geworden, bang und voller Sorge die Zukunft. (...) Wie lange hörte ich nichts von Euch.*

Bühnenreif

Ausgebombt? Schwamm drüber. Kein Mensch redet davon. Kopf hoch, Junge! Es ist nicht zu ändern. Die

Szenerie des Verschweigens, das Abbild verlogener Normalität hat sich verfestigt. 13 Jahre ist Peter alt, nun ja, aber doch noch ein Kind! Ein Kind in einem fremden Land, das kein Zuhause mehr hat, keinerlei Zuflucht, keine Sicherheit …

Nun hör schon auf zu jammern.

Bereits am übernächsten Tag bekommst du einen Brief von Mutti, Peter, und da steht gar nichts Schlimmes drin, nur dass sie jetzt bei Omi Fellner wohnt. Wie schön! Nun hast du, nun habt ihr ein neues Zuhause. Bei Omi Fellner bist du immer gern gewesen, und die hat Platz in ihrem Haus.

Langsam geht es auf Weihnachten zu. Noch immer kursieren Gerüchte, das Lager solle geräumt und verlegt werden. Aber wann genau, und wohin?

Die Lehrkräfte bemühen sich um stimmungsvollen Glanz; die Jungs bringen Tannengrün herbei, und der eine oder andere Lehrer liest bei Kerzenschein weihnachtliche Geschichten vor. Hauptsache, sie sind nicht allzu christlich.

Wichtig ist, dass kein Heimweh aufkommt; Fröhlichkeit soll potenzielle Melancholie vertreiben. Man muss die Jungs beschäftigen … Man könnte ein Theaterstück mit ihnen einstudieren, aber was? Etwas Heroisches? Bloß nicht – davon haben doch alle genug. Ein Weihnachtsmärchen? Nein. Dafür sind die Jungs zu groß. Aber etwas Heldenhaftes dürfte es schon sein.

„Ich hab's!", freute sich Dr. A. „'Das Märchen vom tapferen Schneiderlein' – und ich weiß auch schon, wer die Hauptrolle spielt."

•

Ich habe mich nicht darum beworben, doch ich war keineswegs erstaunt, dass ich das 'tapfere Schneiderlein' spielen sollte. Ein bisschen stolz war ich, oh ja, doch auch das empfand ich als normal. Das Textlernen aber und vor allem das Proben versetzten mich in eine nie gekannte euphorische Stimmung. Ich spürte, ich war gut.

Für Heiligabend war die „Uraufführung" angesetzt. Dieser Tag und dieser Abend gehören zu meinen schönsten Erinnerungen. Kein Gedanke daran, dass dies die sechste Kriegsweihnacht war, die wir erlebten. Kein Gedanke auch, dass wir fern der Heimat waren, ohne Eltern, und vor einer ungewissen Zukunft standen. Die Vorfreude in der Gemeinschaft mit der ganzen Klasse löste ein Hochgefühl bei mir aus.

In meiner „Kunterbunt"-Kladde liest sich das so:

„(...) endlich war es so weit: Der Heiligabend war da! Nun war es mit unserer Ruhe vorbei. Den ganzen Tag waren wir voller Spannung, und als endlich der Abend heran war, glichen wir einem aufgescheuchten Bienenschwarm!

Doch zunächst wurde Abendbrot gegessen, und dann hieß es, im oberen Tagesraum die Aufforderung abzuwarten, in den unteren Tagesraum zu kommen, und zwar paarweise, jeweils zwei Jungs nebeneinander. So sollte der Bienenschwarm diszipliniert werden."

Es blieb noch etwas Zeit, um Fez zu machen, habe ich notiert. „Wir warten aufs Christkind?" Na ja, aber doch ganz anders. Wir entdeckten den flachen Strohhut unseres Musiklehrers an der Garderobe, eine Kreissäge, setzten ihn auf, verbeulten ihn – und brachten ihn dann halbwegs wieder in Form.

Als wir schließlich hinunter durften und die Tür sich öffnete, waren wir überwältigt. Die Kerzen am Tannenbaum brannten; er war mit Lametta und Äpfeln geschmückt. Es folgte – unvermeidlich – eine kleine, ernste Ansprache, in der vom „heldenhaften Ringen" die Rede war, und vom Hoffen. Gab es Heimweh-Tränen? Heimlich, vielleicht. Aber nicht bei Peter. Gesungen wurde ganz kurz – nur nicht sentimental werden –, doch dann, endlich, duften wir an unsere von Haus aus namentlich gekennzeichneten Geschenke-Päckchen, die sich auf Extratischen stapelten. Dass diese offenbar alle rechtzeitig eingetroffen und bis zum 24.12. in Verwahrung genommen werden konnten, grenzt an ein Wunder.

„Ahh! Sandtorte mit Zuckerguss an der Seite! Hmmm!", und „Alles voll Haferflocken-Plätzchen!", so habe ich den Inhalt der ersten beiden Päckchen beschrieben. Die größte Überraschung aber war ein riesiges Stück Sukkade von etwa 200 Gramm – für mich das Delikateste, was ich mir vorstellen konnte. Ich kannte bislang nur die kleinen grünen Stückchen im Klöben oder im Stollen, und hatte mir immer sehnsüchtig so ein richtig großes Stück gewünscht.

Kekse, Plätzchen, Rosinen, Unmengen von Kuchen; ein Kamm, eine Schnee- bzw. Sonnenbrille – ich war überwältigt: *„8 Päckchen! Da hatte sich meine liebe Mutti aber angestrengt! In jetziger Zeit! Und noch so viel!!!"*

•

„Mach dich fertig", raunte Lagerleiter Dr. A. mir zu, „und komm in mein Zimmer!" Dort warteten schon die anderen Jungs. Wir kleideten uns um, und als *„... wir alle fertig waren, zogen wir im Gänsemarsch los, die Hauptperson vorweg und dann die Prinzessin,*

die Musfrau, zwei Knappen, eine Zofe, ein Geist, die Mutter und ein Bär, der 'gans (sic) skandalös brüllte.'"

Im Tagesraum war mithilfe mehrerer Wolldecken eine fast profimäßige Bühne aufgebaut worden. Ein Gong ertönte – das Stück begann.

Während der Aufführung hätte ich auf irgendein Requisit Bezug nehmen sollen, was mir aber zu spät einfiel. Ein Fehler, den ich für gravierend hielt, der aber niemand anders auffiel. Stolz präsentierte ich meinen Gürtel mit der Aufschrift *7 auf einen Streich* – es waren bekanntlich Fliegen – und gab damit an, schauspielerisch. Das kleine Schneiderlein war der Größte! Am Ende war der Beifall gewaltig. Dr. A. umarmte mich mit den Worten: „Du hast brillant gespielt!"

A star was born.

Belauscht

Gleich nach Weihnachten, am 27.12.1944, wird das KLV-Lager Mährisch-Weißkirchen weisungsgemäß geräumt und verlegt. Bis dahin sind noch zwei Tage Zeit, und einer davon, der 25. Dezember, sollte für Peter und seinen Mitschüler Karl-Heinz auf dramatische Weise zu Ende gehen. Den Abendspaziergang mit den Klassenkameraden und dem Musiklehrer konnten beide nicht mitmachen. Peter hatte keine trockenen Stiefel, und Karl-Heinz litt unter Halsschmerzen.

Auf der Stube wollten sie nicht hocken, im unteren Tagesraum war es wohnlicher. Am gemütlichsten aber war es – hinter der Bühne. Und dort konnten sie sich auch verstecken bis zur Rückkehr der anderen. Prima! Die beiden holten sich Wolldecken und legten sich hin. Alles war ruhig, und es war dunkel. Karl-Heinz schlief ein und schnarchte.

> Nach einiger Zeit hörte ich Getrampel, Stimmengewirr und allerlei andere Geräusche, woraus ich schloß, daß die anderen Kameraden wohl zurückgekommen sein mußten. Und richtig! Plötzlich ging die Tür auf, Licht wurde angeknipst ...

Die Spaziergänger waren wieder da, ihr Lehrer auch, Karl-Heinz erwachte. (Pssst, sei leise!)

Es war verlockend einfach für die beiden Jungs, das Geschehen im Raum durch einen Spalt zwischen den Wolldecken zu beobachten. Zwei Mitschülern winkten sie sogar zu. Die grinsten verständnisinnig zurück und bekamen ein Zeichen zu schweigen. Der Musiklehrer entzündete die Kerzen am Baum, Teddy kam hinzu und las ein paar kurze Geschichten vor, und zwischendurch wurden zwei Weihnachtslieder gesungen. Eigentlich wäre Peter gern bei den anderen gewesen, aber nun war es dafür zu spät.

Am Ende des Beisammenseins verließen alle den Raum – aber das Licht blieb an. Peter und Karl-Heinz trauten sich nicht aus ihrem Versteck. Doch was dann passierte, hätten sie nicht für möglich gehalten. Drei von den Paukern kamen zurück – zusammen mit zwei Lehrern aus dem Nachbarlager, und einer hatte obendrein seine Frau mitgebracht. Die sechs Erwachsenen setzten sich an einen Tisch, der nur wenig entfernt war von dem senkrechten Spalt zwischen den Wolldecken. Doch das war erst der Anfang!

> Wir machten uns ganz klein, verzichteten auf den Durchblick, den wir hätten haben können, sperrten aber die Ohren auf.
>
> Es war ein weihnachtliches Beisammensein für Erwachsene. Kekse wurden herumgereicht, es gab Tee – „Was denn, echt schwarzer Tee? Wo hamse den denn

organisiert?“ – und original französischen Cognac: „Den hat mein Schwager mir zu Weihnachten geschickt.“ „Na dann prost! Auf den – Frieden!“

Die Lehrer tranken Alkohol! Wir waren überrascht. Dann sprachen sie abfällig über unseren Musiklehrer. Uns wurde heiß und kalt. Schließlich befand Frau Klose, die Lehrergattin: „Die Bühne haben Sie ja prima hingekriegt!“

„Ja“, strahlte Teddy. „Das haben die Jungs alles selbst gemacht. Wollen Sie sich die mal ansehen?“

Wir hielten den Atem an. Die Welt ging unter.

„Ach nein, danke. Ich sehe sie ja von hier.“

Ffffffh …

Die Unterhaltung ging weiter. Einer der Lehrer wartete seit drei Wochen auf Post von seinem Sohn. Ostfront? Meiner auch. Schlimm.

Schließlich kam die Rede auf die sogenannte Heimatfront sowie den Harburger Kreisleiter und dessen Maßnahmen, angefangen beim 9. November 1938, der „Reichskristallnacht“, die in Harburg zu wenig gebracht hatte, so dass auf seine Anordnung hin einen Tag später die Synagoge gestürmt wurde und –

„Der war schon immer so'n scharfer Hund. Jetzt will er die letzten Volkssturm-Reserven im Landkreis organisieren!“

„Na, der muss sich warm anziehen, sollten mal andere Zeiten kommen!“

„Meine Herren, ich bitte Sie. Wenn uns jemand hört!“

In dem Moment beschlich mich eine wahnwitzige Idee. Sollten wir am Ende doch „enttarnt“ werden: Diese Aussagen würden uns vor Strafe schützen, sagte

der Hitlerjunge in mir; sie wären unsere Rettung. Ich atmete durch.

„Liebe Frau Klose, liebe Kollegen, es ist nach 22 Uhr. Ich glaube ...“

Alle standen auf, verabschiedeten sich und verschwanden. Doch das Licht blieb an! Kurz darauf kamen der Lagerleiter und sein Stellvertreter zurück; sie räumten den Tisch ab, schafften Ordnung und dann – endlich – schalteten sie das Licht aus.

Aber wie kommen wir jetzt nach oben auf unsere Stube? Durchs Fenster? Unsinn. Ganz normal! Die werden uns doch nicht eingeschlossen haben?

Nein. Wir ziehen die Schuhe aus, verlassen den Tagesraum, machen die Tür zu. Sie knarrt fürchterlich. Leise den Flur entlang, die Treppe hoch. Wer hustet da? Der Lagerleiter! Seine Zimmertür steht offen. Scheiße! Daran müssen wir vorbei! Uns bleibt nur das Warten. Leise warten, bis alles ruhig und dunkel ist. Wir verziehen uns aufs stille Örtchen.

Irgendwann ist es soweit. Wir erreichen schleichend unsere Stube und sinken todmüde in die Koje.

•

Gab es Ruhe am Himmel, weil Weihnachten war? Schwiegen die Waffen, wurde nirgendwo im Umkreis irgendetwas bombardiert? Tatsache ist: Nachts hatte man es schon donnern hören, sogar in mehreren Nächten nacheinander. Ein Donnergrollen? Ja, wie Donnergrollen hörte es sich an. Weit, weit weg, aber trotzdem unheimlich. Jemand sagte, das müssten Kanonen sein und das käme von der Front, die würde näher rücken. Die Sowjets! Der Russe kommt! Hast du Angst, Peter Littich?

Meine Füße sind eiskalt. Hat dies Gebäude eigentlich einen Luftschutzkeller? Mich friert; es zieht hoch bis in die Eingeweide. Ein Gefühl wie … als hätte ich etwas ausgefressen, etwas ganz Schlimmes! Ich kann aber nicht darüber sprechen. Mit niemandem. Ich will nicht, dass die anderen über mich lachen. Es ist ja auch noch weit weg. Nein, ich – ich habe keine Angst, will sie nicht, darf sie nicht.

Schlaf gut, Peter. Morgen erwartet dich ein neues Abenteuer.

•

Zweiter Weihnachtstag 1944. Alles ist gepackt für die Abreise am nächsten Tag. Die Jungs haben viel freie Zeit. Es ist ziemlich milde draußen. Die Betschwa lockt ein letztes Mal. Sie ist nicht ganz zugefroren, nicht überall. Aber es lässt sich herrlich darauf glitschen. Du musst nur darauf achten, wo dünne Stellen – Peter, pass auf! Mist – ausgerutscht! Die Eiskante bricht. Beide Beine im Flusswasser. Eiskalt! Bist du lebensmüde? Zum Glück nur knietief. Aber alles klatschnass. Du hast ... du musst ... leg dich hin auf das Eis, streck dich, mach dich lang, zieh dich hoch auf die dicke Kante, auf das Eis, das dich trägt, Junge, zieh! Du musst robben, wie du das gelernt hast bei der Hitlerjugend. Und jetzt erhebe dich langsam auf die Knie, vorsichtig, rutsch dann weiter Richtung Ufer, klettere da hoch, gebückt, und komm in winzig kleinen Schritten an Land. Geschafft! Aber die Klamotten! Nass, bis übers Knie. Scheiß Gefühl! Die Hose erstarrt. Beeil dich, so gut es geht. Du musst schnell zurück zum Lager und das nasse Zeug wechseln, Peter.

Später taucht dort Gerhard auf, aus der Nachbarstube, mit tropfender Skimütze. Aber es ist doch trocken,

draußen! Wie – ? Was? Gerhard war ganz im Wasser! Total! Unters Eis gerutscht! Mein lieber Scholli!

„Hat dich denn keiner angesprochen, auf dem Rückweg?"

„Doch", grinst Gerhard, während er sich aus dem Zeug schält. „Ein Tschechi hat gesagt: 'Hast du eingebrochen?'"

Halbzeit

Nach Hause? Jetzt? Nach Harburg? Nein nein, das ist unmöglich, dafür ist die Lage zu unsicher. Aber Halbzeit? Das hieße, die Hälfte der Zeit ist vergangen. Welche Zeit? Wovon?

Es wäre undenkbar gewesen an diesem 27. Dezember 1944, dem Abreisetag aus Weißkirchen, sich vorzustellen, dass ein paar Tage zuvor erst die Hälfte jener Zeit vergangen war, die Peter fern von zu Hause in der KLV verbleiben muss. Dabei ist doch – historisch vorausblickend – am 8. Mai 1945 dieser furchtbare Krieg endlich zu Ende! Richtig; doch das bedeutet nicht, dass die Jungs und ihre Lehrer unmittelbar darauf zurückkehren können in ihre großenteils zerstörte Heimatstadt.

Hätten sie dies Ende 1944 wahrnehmen können, diese „Halbzeit", sie wären wohl alle mehr oder minder verzweifelt gewesen. Im Fußball bedeutet Halbzeit: Pause. Innehalten ist angesagt; Bilanzieren; vielleicht eine neue Taktik. Nichts dergleichen trifft auf die Schüler und die Lehrkräfte in Weißkirchen zu. Sie müssen dem Grollen der näher rückenden Front entfliehen, und das ist alles andere als ein Spiel. Es geht ums Überleben.

Zum Glück ist die Aufbruchstimmung heiter und weitgehend angstfrei. „Auf, auf, dem neuen Ziel entgegen!“ Was passieren könnte, vermögen sich die Jungs nicht vorzustellen. Verreisen! Das fühlt sich ein bisschen an wie Ferien.

Kein Gedanke daran, dass es schwieriger werden wird, je länger die Abwesenheit von zu Hause dauert. Die Jungs sind unbekümmert. Ihr Zeug, ihre Kleidung, mag schäbiger werden, sie mögen herauswachsen – was soll's? In Weißkirchen hatten sie noch eine Kleiderkarte, deutsch-tschechisch, mit Bezugspunkten für *Leibchenhosen mit Anknöpfer, Spielhöschen* und dergleichen, hahaha! Na ja, für Knaben vom 3. bis zum vollendeten 15. Lebensjahr. Nie genutzt, Peter? Nein.



Zu allem Überfluss nimmt ein Tabuthema Konturen an: Die Jungs kommen in die Pubertät. Da geht es schon mal um einen Größenvergleich („Nur ankucken! Nicht anfassen!“), aber auch um – gegenseitige – Handgreiflichkeiten und „erwachsene“ Optik: „Geht da nicht rein!“, warnt einer der großen Jungs. „Das ist noch nichts für euch!“

Natürlich gehen die Kleinen da rein. Jetzt erst recht! Das ist schließlich ein Klo. Also müssen Peter und seine Klassenkameraden sich auch die naturgetreue Zeichnung an der Wand ansehen ... Ach. So sieht das also aus? Gerhard hat gesagt, er hat so was im Wald gesehen. Ein Soldat mit einem Mädchen. Beneidenswert.

Aufklärung? Fehlanzeige, überall. Die Lehrer hätten wissen müssen, dass bestimmte Dinge, dass das Thema, also rein vom Alter her ... Aber sollten sie sich damit auch noch befassen? Wie denn? Sie hatten Order, die Bombardements in der Heimat totzuschweigen. Also war das Schweigen sicherlich das Beste, mochten die Sitten auch „verfallen" (so hätten sie das wohl genannt). Was in den Betten oder sonst wo geschah, mochten sie allenfalls ahnen. Die Jungs hielten dicht und passten auf. Obszöne Witze und ordinäre Lieder machten die Runde. Wie beim Kommiss. (Obgleich sie davon keine Ahnung hatten.) Aber auch ein verbotener Flüsterwitz, hinter vorgehaltener Hand erzählt:

> Hein und Fietje (Hamburger Typen, vergleichbar mit Tünnes und Schäl in Köln) wollen frühmorgens zum Fischmarkt, doch sie verschlafen die Zeit: Ihr Wecker ist stehengeblieben. „Ich lauf mal rüber zur Apotheke", sagt Hein. „Da ist 'ne große Uhr." Gesagt, getan. Kurze Zeit später kommt er zurück: „Fietje", stößt er atemlos hervor. „Wi hefft nich blots de Tied verslopen – wi hefft ok 'n ni'e Regierung! Dor steiht nich mehr 'Heil Hitler' an – dor steiht 'Heil Kräuter'!"

Obendrein wurde es im persönlichen Umfeld politisch. Peter bekam einen Brief von seiner Mutter – er hasste diese Umschläge: Helene, die offenbar nie auf die Idee gekommen war, ihren Filius als „Schüler"

anzuschreiben, schrieb grundsätzlich „Kind“: *Kind Peter Littich* stand auf dem Umschlag. Unfassbar! – Einer ihrer Briefe an das Kind enthielt nun eine gedruckte, rätselhafte Beilage mit einer Prophezeiung: *Der Sieger wird kommen aus einer Stadt mit 5 Türmen* … Das klang ja sehr interessant und verheißungsvoll. Genauso empfand es Peter, und er zeigte Gerhard den Beitrag. Der warf einen Blick darauf – und war entsetzt:

„Bist du verrückt? Wo hast du das her? Von deiner Mutter? Ist die wahnsinnig? Was meinst du, wenn das einer von der HJ in die Finger kriegt! Schmeiß das sofort weg – ich habe das nie gesehen, verstehst du?“

Helene Littich, wie konntest du nur so naiv sein. Noch nie etwas von Briefzensur gehört? Zweifelst du etwa am deutschen Endsieg? Mutti! Du reißt womöglich auch noch Peter mit rein!

Nix passiert? Schwein gehabt. Zerreiß das, Junge! Sei froh, wenn Gerhard dicht hält.

18. JERMER

27. Dezember 1944. Ade, Weißkirchen! Die Belegschaft zieht um, nach Nordostböhmen, in die Nähe von Königgrätz. Jermer (Jaroměř) heißt die Ortschaft; von Hranice ist sie etwas mehr als 200 Kilometer entfernt, liegt aber näher an der Grenze zum deutschen Reich.

Diese kurze, sachliche Beschreibung ließe sich mühelos ausschmücken, aber noch stehen Lehrer und Schüler samt Gepäck an diesem frühen Morgen frierend am Bahnhof Weißkirchen und hoffen, dass der Zug pünktlich kommt und dass ihnen kein Bombenangriff droht. Es ist dunkel und ungemütlich; der Zug lässt auf sich warten. Als er endlich eintrifft, wird nur mäßig gedrängelt; jeder ist froh, endlich einsteigen und sich hinsetzen zu können. Im Zug ist es eng und kalt, es dauert lange, ehe der Pfiff zum Abfahren ertönt.

Was folgt, ist eine als stumpfsinnig empfundene, auf Stottern bewältigte, schier endlose Fahrt durch eine trostlose graue Winterlandschaft. Der Tag wird nicht richtig hell; die Jungs dösen vor sich hin. An irgendeiner Station gibt es eine warme Suppe und einen Becher Tee vom Roten Kreuz. Danke.

Früh senkt sich die Dämmerung herab. Der Zug hält. Ruckelt. Fährt – und hält. Niemand weiß, wann es weitergeht; immer wieder steht der Zug auf einem Abstellgleis. Die Ungewissheit wächst. Die Nacht ist eisig kalt, der Zug ungeheizt, die Stimmung fatalistisch. Man muss sich gegenseitig wärmen; der Kamerad wird zum Bruder. Berühren schafft Nähe, Intimität dämpft die Furcht, überdeckt das Gefühl des Verlassenseins. Von den Lehrern lässt sich keiner blicken.

Wie lange sind die Schüler schon auf Achse? Jemand sagt, in acht Stunden hätten wir ursprünglich am Ziel sein sollen. Es bringt nichts, auf die Uhr zu sehen. Wie heißt die Gegend hier? Egal. Niemand käme auf die Idee, ein Lied anzustimmen. Der Zug fährt etwas schneller. Zügiger.

Endlich, nach rund dreißig Stunden, hat er sein Ziel erreicht. Am 20. Januar 1945 schreibt Dr. A. maschinell an die „lieben Eltern“:

> *(...) Süß ist die Erinnerung an vergangene Leiden. So lernten wir einst auf den Lateinschulen vergangener Zeiten. Es fällt uns umso weniger schwer, lächelnd auf unsere Reisenöte zurückzublicken, als wir es hier gut getroffen haben. Die alte Festung Josepfstadt (sic) und das idyllische Städtchen Jermer, an dessen Rande sich unsere Lager befinden, präsentieren sich uns in anheimelndem Schneekleide. Gar so platt und eintönig, wie wir es befürchtet hatten, ist auch die Landschaft nicht. Manche Hügel und Bodenwellen geben Gelegenheit zu Rodelfahrten und fröhlichem Wintersport, und unsere Jungen haben sich schon wacker draußen getummelt.*

Untergebracht sind die Jungs in einer Mädchenschule, in einem riesigen Gebäude. (Wo die Mädchen geblieben sind? Danach hat keiner gefragt.) Diesmal haben sie einzelne Betten statt Etagen und schlafen in acht großen Räumen zu je 10 bis 15 Jungs. Die Stubengemeinschaften von Weißkirchen gibt es hier nicht mehr, doch die Betten sind gefedert und der Schlafsaal ist geheizt. Welch ein Luxus!

Jermer, den
20. Januar 1945

Liebe Eltern!

Lebt wohl, Teplitz und Weisskirchen! Lebet wohl, Stadt und Fluss, Berg und Haus, in denen wir einen Sommer und Herbst lang gelebt und gehaust und manche liebe KLV-Not, aber auch manche gute und frohe Stunde erfahren haben. Alles in allem: ihr sollt uns in dankbarer und freundlicher Erinnerung bleiben.

Das Weihnachtsfest war das letzte gemeinsame Erlebnis in den Heimstätten an den Ufern der eisbedeckten Betschwa. In allen Häusern des Lagers flammten die Lichterbäume, und bei Märchenspiel und liebem Liederklang, vor vollbesetzten Tischen, bei Tee und Kuchen und allerlei Süssigkeiten, bei Kinderjubel und auch bei ernster Besinnung und Betrachtung gingen die Stunden der Weihnacht den Jungen dahin, die Weihnachtsstunden, die viele von ihnen zum erstenmal in der Fremde, fern vom Elternhause verleben mussten. Wenn so auch mancher sehnsüchtiger Gedanke den Weg nach Norden fand, ich glaube doch, dass das Erlebnis der Gemeinschaftsfeier in vielen Jungenherzen eine dauernde Stätte gefunden hat.

Am folgenden Tage aber ging es an ein gewaltiges Raumen und Packen, und am 27. Dezember in der Morgenfrühe standen die Lager der Oberschule am Bahnhof Weisskirchen und warteten fiebernd des Zuges, der uns einem neuen Abschnitt unseres KLV-Daseins entgegenführen sollte. Lassen Sie mich schweigen von der Fahrt ins graue Winterland, von den kalten Nachtstunden auf den Abstellgleisen so mancher böhmischen Station, von der Enge des Raumes und der Ungewissheit der Weiterfahrt, genug: nach runden dreissig Stunden statt der vorgesehenen acht fuhr der Zug ein in die neue Stätte unseres Wirkens, in Jermer-Josefstadt.

Süss ist die Erinnerung an vergangene Leiden. So lernten wir einst auf den Lateinschulen vergangener Zeiten. Es fällt uns umso weniger schwer, lächelnd auf unsere Reisenöte zurückzublicken, als wir es hier gut getroffen haben. Die alte Festung Josefstadt und das idyllische Städtchen Jermer, an dessen Rande sich unsere Lager befinden, präsentierten sich uns im anheimelnden Schneekleide. Gar so platt und eintönig, wie wir es befürchtet hatten, ist auch die Landschaft nicht. Manche Hügel und Bodenwellen geben Gelegenheit zu Rodelfahrten und fröhlichem Wintersport, und unsere Jungen haben sich schon wacker draussen getummelt.

In zwei Lagern sind wir untergebracht. In das kleine Lager "Hotel Prag" sind die vierzig Jungen der Klasse 2 eingezogen. Der Lagerleiter, Stud.Rat Kreth, wird darüber berichten. Wir liegen, runde 130 Jungen, in dem grossen Lager "Mädchenschule". Von ihm lassen Sie mich erzählen.

Es ist ein Riesenbau, der sich über dem Hochparterre in zwei Stockwerken erhebt. Geräumige Zimmer und weite, lichte Korridore geben dem Inneren das Gepräge. Es ist alles vorhanden, was das Herz wünschen mag. In acht Räumen sind je 15 bis 15 Jungen untergekommen. Sie schlafen zum grössten Teil in Einzelbetten, und die Zimmer sind so gross, dass in allen Unterkünften Platz

für Tisch und Bank und eine gemütliche Wohnecke vorhanden ist. Die Turnhalle ist zum Speiseraum und Festsaal umgewandelt. In einer fröhlich-besinnlichen Altjahrsabendfeier haben wir ihn eingeweiht. Fünf Klassenzimmer dienen dem Unterricht, der nach der Weihnachtspause mit Eifer aufgenommen wurde. Im Revier, einem hellen Raume mit zwanzig Betten, finden unsere Kranken die freundliche Pflege der Schwester Else. In der Nähstube waltet unsere "Lagermitti", Frau Schweer, ihres Amtes. Mit erleichtertem Seufzer gehen die Lehrer an dieser Stubentür vorüber, eingedenk ihres verzweifelten Kampfes gegen Strumpflöcher, zerrissene Hosen und schmutzige Wäsche. Gestehen wir es nur: eine Frau kann das doch besser. Duschräume und Küche nebst den dazugehörigen Wirtschaftsräumen sind im Hause. Ein langer Kellergang unter dem sehr solide gebauten Hause dient dem Schutze bei Alarm.

Es wird Ihnen, liebe Eltern, eine Beruhigung sein, zu wissen, wie gut Ihre Jungen hier untergebracht sind. Und dass die Lehrer, mit mir Herr Stud.Rat Heidkämper, der sich als mein Stellvertreter in besonderem Masse des häuslichen Innenlebens mit seinen hundertfachen täglichen Notwendigkeiten annimmt, die Studienräte Dr. Lehr, Schulze, Kluge und Dr. Teudeloff alles tun werden, um die junge Mannschaft gesund und kräftig zu erhalten und sie an Leib und Geist zu fördern, das bedarf keiner besonderen Versicherung. Sie finden dabei die kräftige Unterstützung des Lagermannschaftsführers Hans Meyer und der jungen Unterführer aus der Mannschaft.

Einen Kummer habe ich aber doch, und mit seinem Eingestandnis muss ich schliessen. Das Haus hat Raum genug, aber nicht genug Räume. Gar zu gern hätten wir ein Zimmer frei, um die Eltern unserer Jungen aufzunehmen. Es sind schon einige Väter und Mütter an mich herangetreten mit der Bitte um Zusendung einer Elternbesuchskarte. Ich muss sie alle da noch um Geduld bitten. Durch Zuzug von Militär und Industrie ist die Quartiernot in der Stadt ausserordentlich gross. Ich hoffe aber, in Zusammenarbeit mit dem Ortsgruppenleiter doch noch Unterkunftsmöglichkeiten zu finden. Dann sollen uns unsere Eltern hochwillkommen sein.

Im Namen des ganzen Lagers grüsse ich Sie herzlich

Heil Hitler!

Dr. Arndt

Lagerleiter

Im Speisesaal haben die Mädchen früher geturnt – als er noch Turnhalle war. Vorhanden sind außerdem ein Krankenrevier mit 20 Betten nebst Krankenschwester Else – einer von uns wird sich in sie verlieben – sowie eine Nähstube, in welcher die „Lagermutti" wirkt.

Einen Kummer hat Dr. A. aber doch, lässt er die Eltern zum Schluss wissen: Das Haus habe zwar „Raum genug, aber nicht genug Räume". Daher bittet er um etwas Geduld, im Moment könne er interessierten Eltern noch keine Elternbesuchskarte zusenden. „Durch Zuzug von Militär und Industrie ist die Quartiernot in der Stadt ausserordentlich gross." Er hofft aber auf Lösungen in Zusammenarbeit mit dem Ortsgruppenleiter. Schreibt er. Stimmt das? Glaubt er daran?

Von all dem weiß Peter nichts, und auch seine Klassenkameraden sind ahnungslos. Hätten sie erfahren, dass die Möglichkeit von Elternbesuchen bestand (bestand sie denn wirklich?), wäre sehnsuchtsvolle Erwartung mit entsprechender Unruhe ausgelöst worden. Dieser Brief täuscht aber auch eine erstaunlich friedfertige Lage vor. Du liebe Güte, Herr Lagerleiter: Seit dem 21. Oktober 1944 ist Aachen von den Amerikanern besetzt, und die Alliierten rücken weiter vor! Ganz abgesehen davon, dass die „barbarischen Luftpiraten", die im Elternbrief vom 15. Mai 1944 thematisiert worden waren, längst auch tagsüber ihre Ziele bombardieren. Deutschlandweit!

Also wirklich: Eine Bahnreise nach Jermer – das wäre alles andere als ein Ausflug.

Eingelebt

Du kannst nichts ändern an und in dieser Zeit, du musst alles hinnehmen wie es kommt. Als Kind, fernab vom Elternhaus, hast du sowieso kaum Rechte. Du kannst froh sein, wenn du nicht allzu viele Pflichten aufgebrummt bekommst.

Peter bemüht sich weiterhin, nicht aufzufallen. Er schluckt lieber runter statt zu protestieren, vor allem mittags. Jeder bekommt seine Portion zugeteilt; die „Großen" kriegen auch nicht mehr als Peter und seine Klassenkameraden. Aber es bleibt immer noch ein Rest im großen Kübel, und dann heißt es: „Wer will noch einen Nachschlag?" Das mögen drei, vier Portionen sein, und die werden Tag für Tag nach dem Prinzip verteilt: Wer zuerst kommt, mahlt, nein, isst zuerst. Peter versucht es immer aufs Neue, seine Schüssel schnell zu leeren, obgleich er ein langsamer Esser ist, doch er schafft es kein einziges Mal – selbst dann nicht, wenn er alles runterschlingt und sich den Mund verbrennt. Er steht hungrig auf vom Tisch, mein Führer! Und nirgendwo gibt es eine Zusatzration.

Die Jungs ... sollen beschäftigt sein. Scharaden werden eingeübt, pantomimische Rätsel. Solch „Bunter Abend" ist eine willkommene Abwechslung – wenn auch nicht vergleichbar mit ihm als „Das tapfere Schneiderlein" in Weißkirchen, findet Peter. Am einprägsamsten bleibt die Scharade „Die Letzte frisst" (die letzte Frist), bei der einige Jungs in einer Reihe über die Bühne marschieren, und der letzte, mit einem Kopftuch als Mädchen verkleidet, unentwegt mampft, indem er sich pausenlos trockenes Brot einverleibt.

Da läuft einem doch das Wasser im Mund zusammen!

Nach wie vor sind die Tage kurz, die Abende umso länger.

Einmal kommt einer von den Großen in die Stube von Peter und seinen Kameraden. Ob sie denn wissen, was Jazz ist – nein? Schon mal gehört? Tiger Rag, zum Beispiel: *„Where's that tiger? Where's that tiger ...“*

Mensch, das hört sich ja toll an! Und dann der Rhythmus! Ja – ist aber verboten. Niggermusik, versteht ihr? Also ja nicht darüber reden. Abgemacht? Klar. Ehrenwort. Pssst! Verschwinde! Teddy kommt!

„Na Jungs, Vitaminspritze gefällig?“

Ein Ritual. Die Knaben knien neben den Betten. Es gilt, den zugeworfenen Vitamin-C-Bonbon mit dem Mund aufzufangen. Wer's schafft, kriegt einen extra. Gute Nacht!

Aber die Beleuchtung bleibt eingeschaltet, versehentlich. Bis Dr. A. kommt.

„Was ist denn hier los? Licht aus! Dunkelheit wärmt!“

Das hat man ja noch nie gehört.

Im Dunkeln erzählt Peter den anderen wieder Geschichten, wechselt jetzt aber das Fach, vom Abenteuer zur Erotik, oder besser gesagt zum Sex. Den Begriff kennt er allerdings ebenso wenig wie die Sex-Erlebnisse, die er sich ausdenkt.

Und dann war da noch Rolf. Rolf musste immer noch mal aufs Klo, kurz vorm Einschlafen. Wenn er zurückkam, nahm er an der Zimmertür einen Anlauf, übersprang das Fußgitter seines eisernen Bettgestells und landete mit Schwung im Bett. Das machte einen ziemlichen Lärm, und einige, die gerade eingeschlafen waren, wachten wieder auf. Sie protestierten und baten

um Rücksichtnahme, doch er ließ nicht ab von seinen Eskapaden.

Eines Abends, als Rolf zum Klo gegangen war, hängten zwei seiner Kameraden das Unterteil des Bettgestells aus – aber nicht ganz. Es kam, was kommen musste. Er nahm Anlauf, sprang mit Karacho in die Koje und landete unsanft auf dem Hintern: Das Bett war zusammengebrochen.

Von da an herrschte Ruhe im Karton.



KLV-Lager Jermer, Schule und „Revier“ (Krankenstation), Dezember 1944 bis März 1945

Endlose Weite

Ausgiebig genießen die Jungs die Winterfreuden. Peter unternimmt hin und wieder eine kleine Extratour; Hauptsache, er sieht oder hört die anderen noch.

Doch eines Tages geht er buchstäblich zu weit. Von einer Sekunde zur anderen verliert er den Anschluss und nimmt keinen einzigen Kameraden mehr wahr. Alle, wirklich alle sind wie vom Erdboden verschluckt! Sein Rufen, selbst lautes Rufen verhallt ungehört.

Ein Segen, dass er die Gegend hier inzwischen recht gut kennt. Also keine Sorge. Zum Glück ist es ja noch hell. Wenn auch nur winterhell. Und diesig. Ringsum ist alles weiß, das flache, vom Schnee bedeckte Land wirkt unendlich, als sei die ganze Welt mit einem riesigen weißen Laken zugedeckt. Es ist still. Lautlos. Der Schnee verschluckt jedes Geräusch, nur leises Knirschen seiner Schritte ist manchmal zu hören. Eine Krähe fliegt krächzend auf. Danach ist es stiller als zuvor.

Stimmt die Richtung, in der du gehst, Peter, schräg über dieses Feld? War das die Abkürzung, bist du von hier gekommen? Es müsste ... hier müsste ein Gebäude zu sehen sein, eigentlich. Oder kam das erst später?

Plötzlich packt den Jungen die Angst mit voller Wucht. Sein Herz rast. Beklemmende Bilder stürmen auf ihn ein. *Du kannst schon mal vorlaufen, Peter, bis zur nächsten Wegkreuzung. Da wollen wir rechts abbiegen.* Vorlaufen. Abbiegen. Rechts. Wo ist rechts, wo ist links? Wie klein bist du, Peter? Bist du im Wald, wie damals? Nein. Hier ist kein Wald. Aber es ist noch weit bis zum Lager, und es beginnt zu dunkeln. Du bist allein, Peter, mutterseelenallein, ohne irgendeine Geborgenheit. Du hast kein Zuhause mehr, da ist alles kaputt! Lebt eigentlich dein Vater noch, der ist doch Soldat? Und was ist – o Gott! Ist deine Mutter etwa tot? Ist womöglich ganz Harburg zerbombt, wo du früher gelebt hast? Was machst du hier überhaupt, was denkst du dir eigentlich, wo gehst du hin? Du weißt doch, dass du keinen Orientierungssinn hast! Wie heißt 'Hilfe' auf Tschechisch? Du bist in einem fremden Land, Junge, du kennst hier niemanden, du sprichst die Sprache der Tschechen nicht!

Ich bin … allein, absolut allein und völlig ohne Sicherheit. Die Angst bedrängt den Magen, schlägt durch bis in den Darm. Gänsehaut überflutet mich, mir ist eiskalt. Ich muss, ich müsste – aber hier ist nichts, wo ich mich hinsetzen kann, kein Baum, kein Strauch, und ich habe kein Papier, hier ist auch kein Licht, keine Lampe, nur Finsternis! Mir ist heiß. Und kalt. So fühlt sich das also an, wenn man echt Schiss hat und keinen Ausweg weiß.

Aber … aber da, da vorne, das müsste, das ist … nein? Doch, ja, das ist genau das Gebäude, an dem ich auf dem Hinweg vorbeigekommen bin, Gott sei Dank! Wenn das allerdings stimmt – das stimmt doch, oder? –, dann ist das ja noch ein entsetzlich langer Weg bis ins Lager, viel, viel länger als ich dachte. Und ich muss doch, ich muss so nötig wie noch nie in meinem Leben!

Jetzt bin ich auf der Straße, die mir vertraut ist. Da hinten sehe ich ein, zwei erleuchtete Fenster und eine Straßenlampe. Ich beginne zu laufen, so gut es geht. Mein Atem kommt stoßweise; ich kneife den Hintern zusammen. Weiter, weiter! Leute tauchen auf. Ich haste vorwärts. Und endlich, endlich sehe ich das riesige Gebäude der Mädchenschule, da ist Licht in mehreren Räumen, ich habe es geschafft bis ins Lager, Tür auf, ich winde mich die Treppen hoch, die Beine eng aneinander, Tür auf!, Tür auf!, Tür zu!, Hose runter, rauf aufs Klo!

Da sitze ich – und bin nur noch Kacke. Und Rotz. Und unterdrückte Tränenschluchzer, die niemand hören darf, verstehst du? Niemand!

Herrenrasse

Die Großen aus dem Lager hatten den Film schon gesehen. Da kam eine Szene drin vor, tuschel, tuschel ... Was? Wirklich? Toll! Der Film hieß „Münchhausen". In Farbe, mit Hans Albers! Aber freigegeben erst ab 18. Schade.

Wie bitte? Das woll'n wir doch mal sehen.

> Die Szene vergesse ich nie. Ich glaube, es war ein Sonntag. Ich hatte meine HJ-Uniform angezogen und war absolut sicher, am Kino-Eingang nicht angehalten und nach meinem Alter gefragt zu werden, denn der Mann, der die Karten kontrollierte, war Tscheche – ein schmieriger alter Tscheche, sagt meine Erinnerung. (Alt mag stimmen und traf wohl auch auf seine Bekleidung zu.) Herablassend ließ ich geschehen, dass er einen Blick auf meine Eintrittskarte warf. Die Uniform des Besatzerkindes genoss den Triumph über den Erwachsenen.
>
> Und natürlich genoss ich auch den Film! Vor allem jene Szene, die im Harem spielt und über die getuschelt worden war. Ich nehme an, dass diese Fassung für das Ausland gedreht und freizügiger war als die deutsche. Jedenfalls tummelten sich da nach meiner Erinnerung ein paar Nackedeis im und neben dem Schwimmbecken. Es war das erste Mal, dass ich nackte junge Frauen sah – wenn auch nur im Film. Ganz schön aufregend, wenn man erst 13 ist.

•

Wann es in Jermer begonnen hat, weiß wohl kaum noch jemand. Es war auf einmal da und hörte, so schien es, nie mehr auf: Flüchtlingstrecks. Endlos. Wir hörten das Getrappel der Pferdehufe während des

Unterrichts, und wenn wir in der Schule aus dem Fenster blickten, sahen wir die hoch beladenen Fuhrwerke und die abgekämpften Menschen. Selbst die Kinder blickten ernst. Alle sahen verfroren aus, manche verweint.

Wozu jetzt noch lernen, für wen? Wir wollten und mussten helfen! Die Führer der Hitlerjugend sahen das genauso. Und so fand Peter sich eines Tages in einer Turnhalle wieder, die voller Menschen war, 400, hieß es! Lauter Flüchtlinge aus Schlesien, vor allem Mütter und Kinder, außerdem einige alte Männer, die nicht eingezogen worden waren. Diese Menschen hatten fast alles verloren; sie waren froh, dass sie jetzt ein Dach über dem Kopf hatten und sich ausruhen durften von den Strapazen ihrer Flucht.

Das war verständlich. Das Problem war ihre Versorgung.

„Ich muss mal kurz weg", sagte der große Junge, ein HJ-Führer, mit dem zusammen ich an der Tür der Turnhalle stand. „Du bleibst so lange hier und rührst dich nicht vom Fleck, verstanden?"

Ich nickte. Doch wer oder was waren wir? Hatten wir hier das Kommando, wir Hitlerjungs in Uniform? Aber wozu? Was konnten wir tun? Gar nichts. Ich hoffte, der andere würde bald wiederkommen. Und ich hoffte, mich würde niemand ansprechen.

Das Weinen und Wimmern der kleinsten Kinder war schwer auszuhalten. Plötzlich kam ein alter Mann mit eisgrauem Bart auf mich zu.

„Holen Sie Milch für das Baby! Sofort! Sonst stirbt mein Enkel! Los, holen Sie Milch, oder es passiert was – !"

Drohend hielt er mir seine Faust unter die Nase.

Erschrocken blickte ich ihn an. Sagen konnte ich nichts. Er hatte mich gesiezt, zum ersten Mal in meinem Leben hatte ein Erwachsener „Sie" zu mir gesagt. Für ihn war ich eine Respektsperson, dank meiner Uniform. Aber ich konnte ihm doch nicht helfen! Ich spürte die Last der Verantwortung. Sie war zu groß für mich.

Zum Glück war der Alte danach auf seinen Platz zurückgegangen, doch es dauerte endlos, so schien es mir, ehe der große Junge wiederkam.

„War was?"

Ich berichtete ihm, sagte aber nichts von der Drohung. Er blickte mich an.

„Du gehst jetzt nach Hause, zurück ins Lager. Das ist ein Auftrag! Kapiert?"

Abgesang, mehrfach

Der **30. Januar 1945** ist ein Dienstag. 30. Januar? Da war doch ... was? Richtig: Der „Tag der Machtübernahme", 1933. Jetzt, zwölf Jahre später, hält Hitler seine letzte Rundfunk-Ansprache an die Deutschen, und er bemüht darin sogar den Allmächtigen, der „das deutsche Volk erschaffen hat".

An diesem 30. Januar 1945 versinkt, von drei sowjetischen Torpedos getroffen, das völlig überfüllte einstige Kreuzfahrtschiff 'Wilhelm Gustloff' und reißt mehr als 9.300 Menschen mit in die Tiefe.

Wir hier, in Jermer, wissen davon nichts, gar nichts.

Am Vormittag dieses Tages kommt ein Nazi-Funktionär in die Klasse und fragt, wer gut singen könne.

Fünf, sechs Schüler melden sich, auch Peter ist dabei. Sie werden in ein nahe liegendes Gebäude geführt und finden sich in einem kleinen Saal auf der Bühne wieder. Der Vorhang ist noch geschlossen.

„Ihr kennt's doch alle das Lied 'Nix kann uns rauben'?“, fragt ein dicklicher, bebrillter Mann in gelblicher Parteiuniform. Die Jungs nicken. Der Vorhang öffnet sich. Los geht der Gesang:

„Nichts kann uns rauben
Liebe und Glauben
zu unserm Land.
Es zu erhalten
und zu gestalten
sind wir gesandt.

Mögen wir sterben,
unseren Erben
gilt dann die Pflicht,
es zu erhalten
und zu gestalten:
Deutschland stirbt nicht!“

Welch ein pathetisches Nazi-Lied!, hat Peter immer gedacht. (Dass es 1923 entstanden war, während der Ruhrbesetzung durch belgisch-französische Besatzungstruppen – wer wusste das schon?) Doch dieses Lied wird ausgerechnet hier gesungen, vor dieser Zuhörerschaft, vor diesen traurigen Gestalten! Makaber.

Denn es sind ausnahmslos bedauernswerte Männer, die hier sitzen und auf eine kleine, vielleicht sogar unterhaltsame Abwechslung hoffen. Der Saal ist nur zur Hälfte mit Soldaten gefüllt, doch niemand hat die Jungs darauf vorbereitet, dass es lauter Schwerverwundete sind. Krüppel. Noch dazu in Uniform! So

etwas hat Peter noch nie gesehen. Dem einen fehlt ein Bein, einem anderen ein Arm, dem dritten ein Fuß, dem vierten eine Hand, der fünfte trägt einen Kopfverband, der nur ein Auge frei lässt, und einer – einer sitzt da, dem ist der ganze Kopf verbunden, bis auf die Nasenlöcher und den schmallippigen Mund ... Welch ein trauriger, Mitleid erregender Haufen! Dabei haben wir Deutschen doch immer gesiegt! Diesen armen Soldaten wird nun ein Vers vom Sterben zugemutet. Und die Jungs hier? Sind sie – ist die Jugend, also wir – in der Pflicht, das „Erbe" dieser Verwundeten, vielleicht bald Sterbenden anzutreten, wie es im Text heißt? Was soll das bedeuten?

Der Beifall nach dem Singen ist schwach. Der Vorhang schließt sich. Die Jungs sollen warten. Peter fühlt sich an Soltau erinnert, an die sowjetischen Gefangenen, die er da gesehen hat. Wie geht es jetzt weiter? Warten, warten. Wie lange noch? Die Soldaten murren. Erst leise, dann lauter. Offenbar soll ein Redner erscheinen, ein „höheres Tier", doch der kommt und kommt nicht. Schließlich taucht der 'Goldfasan' wieder auf. Durchgeschwitzt. Ratlos.

„Singt's halt noch amal 'Nix kann uns rauben'."

Einzelne Pfiffe ertönen, als der Vorhang aufgeht. Sie gelten dem Parteibonzen. Mein lieber Onkel Otto, die trauen sich was, die Soldaten! Am Ende hat Peter das Gefühl, dass die Verwundeten ihrerseits die kleinen Sänger bedauern. Verlierer auf beiden Seiten. Und der Obermacker, der hier reden sollte? Abgehauen? Wer weiß. Die Moral zersetzt sich.

So ähnlich muss das auch in Podiebrad (Poděbrady) gewesen sein, 1943, als schon mal ein paar von Peters

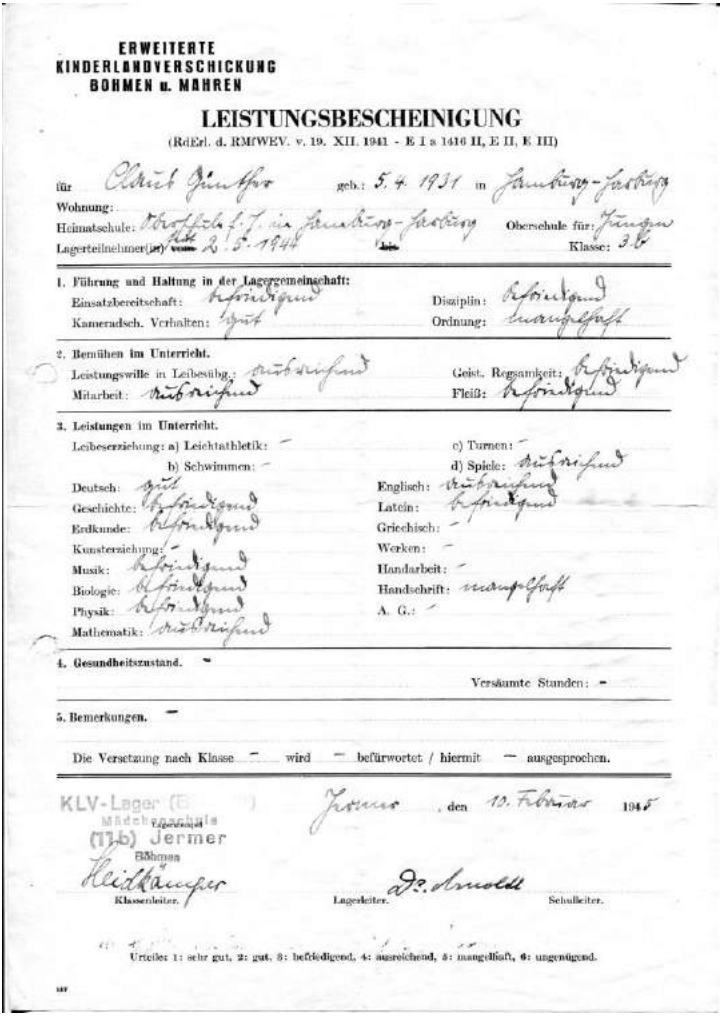
Klassenkameraden in der KLV gewesen sind. Da sollte auch so ein halber Heiliger erscheinen, hat Erwin erzählt, nämlich der Stellvertreter des Reichsprotektors von Böhmen und Mähren. Dieser SS-Bonze und Staatsminister, Karl Hermann Frank, war sogar schon mal dagewesen, im April, in seiner furchteinflößenden schwarzen Uniform mit dem Totenkopf vorn an der Mütze (Peter fand das immer widersprüchlich: SS gleich Schutzstaffel, und dazu dann dieser Totenkopf), aber jetzt sollten sie an diesem Allmächtigen vorbeimarschieren! Um dem etwas zu bieten, mussten die Jungs stundenlang üben, marschieren und Formationen bilden. Irgendwann aber wurde der Auftritt kommentarlos abgesagt. Der Obernazi erschien einfach nicht! Jedenfalls nicht bei ihnen. Es war ein Gefühl wie bei einer geplatzten Theaterpremiere. Dabei hatte Erwin kurz zuvor noch seiner Mutter geschrieben: *Schick mir bitte ein Führerbild, aber nicht so groß.*

Würde er heute auch noch darum bitten, er oder ich oder sonst wer aus unserer Klasse?

Leistungsbescheinigung

Wer heutzutage eine Ausbildung beginnt und BAföG beantragt, tut gut daran, eine positiv benotete Bescheinigung vorzulegen. Hier in der KLV bekamen die Schüler auch eine, und zwar eine *Leistungsbescheinigung*, jedenfalls stand das oben drüber. Eigentlich kein richtiges *Zeugnis*, fand Peter Littich. Außerdem war das abgestempelt mit *KLV-Lager Jermer Mädchenschule.* Das war ja noch schlimmer! Sicher, das Gebäude war eine Mädchenschule, aber ist denn das immer perfekt und anständig verwaltete Großdeutschland am 10. Februar 1945, dem Datum der Ausstellung,

nicht mal mehr in der Lage, einen Stempel anfertigen zu lassen, auf dem *Oberschule für Jungen* draufsteht? Offenbar nicht. Leistungsbescheinigung einer Mädchenschule – so was kann man doch keinem zeigen!



ERWEITERTE
KINDERLANDVERSCHICKUNG
BOHMEN u. MAHREN

LEISTUNGSBESCHEINIGUNG

(RdErl. d. RMfWEV. v. 19. XII. 1941 - E I a 1416 II, E II, E III)

für Christ Günther geb.: 5. 4. 1931 in Hamburg-Jarbeck
Wohnung:
Heimatschule: Oberschule f. J. in Hamburg-Jarbeck Oberschule für: Jungen
Lagerteilnehmer(in) vom 2. 5. 1944 bis Klasse: 3b

1. Führung und Haltung in der Lagergemeinschaft:
Einsatzbereitschaft: befriedigend Disziplin: befriedigend
Kameradsch. Verhalten: gut Ordnung: mangelhaft

2. Bemühen im Unterricht.
Leistungswille in Leibesübg.: zufriedenstellend Geist. Regsamkeit: befriedigend
Mitarbeit: zufriedenstellend Fleiß: befriedigend

3. Leistungen im Unterricht.
Leibeserziehung: a) Leichtathletik: – c) Turnen: –
b) Schwimmen: – d) Spiele: zufriedenstellend

Deutsch:	gut	Englisch:	zufriedenstellend
Geschichte:	befriedigend	Latein:	befriedigend
Erdkunde:	befriedigend	Griechisch:	–
Kunsterziehung:	–	Werken:	–
Musik:	befriedigend	Handarbeit:	–
Biologie:	befriedigend	Handschrift:	mangelhaft
Physik:	befriedigend	A. G.:	–
Mathematik:	zufriedenstellend		

4. Gesundheitszustand. –
Versäumte Stunden: –

5. Bemerkungen. –

Die Versetzung nach Klasse – wird – befürwortet / hiermit – ausgesprochen.

KLV-Lager (E...)
Mädchenschule
(17b) Jermer
Böhmen
Heidkämper
Klassenleiter.

Jermer, den 10. Februar 1945

Dr. Arnold
Lagerleiter. Schulleiter.

Urteile 1: sehr gut, 2: gut, 3: befriedigend, 4: ausreichend, 5: mangelhaft, 6: ungenügend.

Viel Staat konnte Peter damit allerdings sowieso nicht machen. *Handschrift* und *Ordnung* waren mangelhaft, alles andere mehr oder weniger durchschnittlich. Gut

waren nur sein *Kameradsch. Verhalten* und *Deutsch*. Die Zeit, als er mit Zensuren glänzen und stolz sein Zeugnis vorzeigen konnte, schien seit einer Ewigkeit vorbei. Volksschule, weißt du noch? Von Helmut bekam der Junge 5 Mark, musste aber belegen, was er dafür kaufte, kein unnützes Zeug, verstanden? Von Helene gab's nur einen Groschen, doch damit kannst du machen was du willst, Peter, und wenn du ihn ins Siel schmeißt –! Das war doch was.

Aber ging es denn jetzt noch um etwas, schulleistungsmäßig, jetzt und hier? War es nicht viel wichtiger, den Flüchtlingen zu helfen? Was wird aus denen? (Aber was – was wird aus uns?)

Es waren die Umstände, die dazu führten, dass ihm die Freude am Lernen weitgehend abhanden kam, und das setzte sich fort. Er sah keinen Sinn mehr in der Schule, vernachlässigte vieles und schenkte seine Aufmerksamkeit nur noch den wenigen Fächern, die ihn interessierten.

Gab es denn überhaupt noch Sondermeldungen im Radio? Es war doch nicht allzu lange her, da hatten manche aus Peters Klasse auf der Karte den siegreichen Vormarsch der deutschen Truppen verfolgt! Wann war denn das, als sie dachten: Wenn nicht nächste oder übernächste Woche, so würde Moskau doch wohl spätestens in einem Monat fallen!? Und jetzt? Was war nicht alles schon verloren! Schlesien, Ostpreußen, Westpreußen, Pommern, das Wartheland, das Sudetenland – was bleibt denn noch übrig von unserem Großdeutschland, um Himmels willen, mein Führer?

Nur Flüchtlinge über Flüchtlinge, endlose Trecks ...

Abrücken

Anfang März 1945. Hatte nicht die Lagerleitung gestern noch die Möglichkeit erwogen, interessierten Eltern eine Elternbesuchskarte zuzusenden? O trügerische Hoffnung! Jetzt, nach wenig mehr als zwei Monaten, sieht sich die Gruppe gezwungen, das KLV-Lager in Jermer zu verlassen. Wie schon in Weißkirchen, schiebt sich erneut die Front näher heran. Die Sicherheit ist hier nicht mehr gewährleistet. Und ist nicht abermals dumpfes Grollen von Kanonen zu hören? Unruhe breitet sich aus, überträgt sich. Wohin soll es jetzt gehen, was wird aus uns, was tun die Lehrer, was unternimmt der Lagerleiter? Funktioniert die Telefonverbindung nach Deutschland noch? Habt ihr Angst, ihr Lehrer? Ihr seid für die Jungs verantwortlich! Ihr müsst Auswege finden, müsst umdenken, müsst organisieren – und dabei Ruhe bewahren, zumindest äußerlich. Wohin? Wohin jetzt? Ist man überhaupt noch irgendwo sicher?

Eine Garantie auf Unverletzlichkeit gibt es nirgends mehr.

Die Jungs sind wenig überrascht, als sie wieder ihre Koffer packen und mit Sack und Pack Richtung Bahnhof abrücken müssen. Doch parallel zum Aufbruch keimt ein Hoffnungsschimmer. Noch bevor sie gemeinsam einen Zug besteigen, verbreitet sich das Gerücht, sie würden jetzt mit der Bahn nach Hause fahren – endlich, endlich!

Peter traut sich nicht, daran zu glauben.

•

Wohin fährt unser Zug? Nach Süden, verdammt! Aber Hamburg liegt im Norden. Im Norden!

Die Enttäuschung ist grenzenlos. Immerhin: Wir fahren, sind vielleicht bald ... in Sicherheit – Sicherheit – Sicherheit rattern die Räder, singt der Zug. Und hält. Bremsen quietschen. Metall knallt auf Metall. Wieder und wieder. Stoßen. Warten. Stoßen. *Räder müssen rollen für den Sieg.*

„Peter? Peter! Woran denkst du? Du kuckst wie 'n Auto. Richtig schicksalsergeben."

Ergeben? Wieso ergeben? Was soll das denn? Hart sein! Du musst hart sein, Junge. Keine Schwäche zeigen, hörst du? Nicht so wie ... wie der da.

Der da – das ist Achim Specht. Wahrhaftig, der heult! Diese Memme! Aus Heimweh? Ach was. Wegen Else! Else? Welche – ? Na, die Krankenschwester in Jermer. Die hat doch immer Liebesromane gelesen. Und in die war der Achim total verknallt! Ja? Ach so.

Na gut, das ist was anderes ..., sagen die Jungs. Wieso eigentlich? Wegen der Liebesromane? Peter versteht das nicht.

Der Zug fährt an. Hält. Ruckelt. Hält abermals. Rangiert. Lautes Rufen. Was? Unverständlich. Das nennt man wohl gesundes Volksempfinden, murmelt einer. Quatsch mit Soße. Hast du Angst, Peter Littich? Nö. Bist du feige? Weiß nicht. Ehrlich – keine Ahnung. Wenn das der Führer wüsste.

„Ruhe da hinten!"

Halten. Warten. Kommt da was? Ja! Wo? Es brummt. Bomber! Wirklich? Hörst du nichts? Nein. Doch! Wir sind, heißt es später, um Haaresbreite einem Bombardement entgangen. Wir fahren. Fahren weiter! Schneller. Bremsen. Haaalt.

Wir sind ... irgendwo, na klar, Mensch, aber mein-Gott-mein-Führer, wo sind wir hier – ?

„Prag!“

Ach. Das ist Prag? Züge. Bahnsteige. Menschen. Abgekämpft. Alles Grau in Grau. Warten. Frauen vom Roten Kreuz kommen an den Zug. Prima, es gibt endlich was zu mampfen!

Nasses Brot. Igitt. Ja, und – ? Willst du hungern?

Rückblende 1. Prag, um 1230/34 königliche Residenzstadt der böhmischen Herrscher, hat eine wechselvolle Geschichte. In der Nazi-Zeit war Prag die Hauptstadt von Böhmen und Mähren, seit 1993 ist es die Hauptstadt der Republik Tschechien.



Als unser Zug dort im März 1945 hielt, hatte die einheimische Bevölkerung die schlimmsten Übergriffe seitens der NS-Machthaber vermutlich überstanden, doch Tschechien war, wenngleich nur noch für kurze Zeit, immer noch „fest in deutscher Hand“. Der Reichsprotektor von Böhmen und Mähren, Konstantin von Neurath, war 1943 von seinem Posten abberufen worden; sein Stellvertreter

Reinhard Heydrich, aufgrund der brutalen Verfolgung der tschechischen Widerständler „Schlächter von Prag“ genannt, war am 4. Juni 1942 an den Folgen eines Attentats verstorben. Vergeltungsaktionen an den Tschechen waren die Folge. Jetzt herrschte hier Heydrichs Nachfolger Karl Hermann Frank. Sein Beiname: „Schlächter von Polen“ („König von Polen“ nannte ihn sein Adjutant). Er verantwortete, nicht minder brutal als sein Vorgänger, die so genannte „Sonderaktion Prag“ sowie die Massaker von Lidice und Ležáky.

Rückblende 2. Etliche Jahre nach dem Krieg fiel mir die Kopie eines vergleichsweise aufwändigen Exemplars der *Elternbriefe der Erweiterten Kinderlandverschickung* in die Hand, betitelt: „Prager Burg“, ein mit vielen Fotos gespicktes, typisches NS-Journal aus dem Jahr 1943, das eine heile – deutsche! – Welt in Böhmen und Mähren vorgaukelt. Das Titelbild zeigt den lächelnden Reichsprotektor von Böhmen und Mähren, jenen Staatsminister Frank, umringt von lächelnden BDM-Maiden. Er hatte Eltern eingeladen, ihre Kinder in der KLV zu besuchen, sie wurden in Prag festlich empfangen. Begeisterte Beiträge der Väter und Mütter über die Besuche finden sich im Heft wieder.

In Podiebrad hielt Frank eine Rede, die er mit der Frage schloss [Zitat]: „Wollt Ihr mir versprechen, Jungen und Mädel, Euren Beitrag an diesem Kriege zu bringen, tapfer zu sein und stets an Euch selbst zu arbeiten?“

Ein begeistertes, einstimmiges „Ja“ war die Antwort. [Zitat-Ende]

Nachtrag. Frank geriet nach Kriegsende in amerikanische Gefangenschaft, wurde an die Tschechen ausgeliefert, wegen Kriegsverbrechen zum Tode verurteilt und am 22. Mai 1946 in einem Prager Gefängnis

öffentlich durch den Strang am Würgegalgen hingerichtet. Neurath wurde 1946 in Nürnberg aus den gleichen und anderen Gründen zu 15 Jahren Gefängnis verurteilt. 1954 wurde er vorzeitig aus dem Kriegsverbrechergefängnis Spandau entlassen. Seine letzten beiden Lebensjahre verbrachte er auf seinem Gut.

Rückblende 3. Als unser Zug im März 1945 in Prag hielt, hätten wir dort theoretisch Gerhard Dabel begegnen können, dem letzten Leiter der ReichsstelIe KLV. Am 13. April 1945 fuhr er nach eigener Aussage – zitiert am 29.05.1983 in der „Welt am Sonntag" (Serie von Claus Larass: „Der Zug der Kinder") – pflichtgemäß von Prag nach Wien zu seinem Vorgesetzten, dem Reichsleiter und Beauftragten für die Inspektion der gesamten Hitlerjugend Baldur von Schirach, um sich verbindliche Weisungen zu holen, wann und wohin die KLV-Lager zu verlegen seien, die sich außerhalb der Reichsgrenzen von 1937 befanden. Jener sah sich außerstande, ihm eine Generalvollmacht zu erteilen, da er keinerlei Draht mehr zu Hitler und Bormann habe, aber [Zitat] „er hoffe, daß ich das Richtige tun werde." [Zitat-Ende] Dabel ließ daraufhin die betreffenden KLV-Lager auflösen und dirigierte die Züge nach Westen.

Zeitsprung. Im September 1978 erschien im „Stern" ein kleiner Beitrag: „Kinder im Krieg". Eine Dokumentationsgemeinschaft in Freiburg suchte authentisches Material über die Kinderlandverschickung 1940-1945. Ich meldete mich, und alsbald antwortete mir ein gewisser Gerhard Dabel.

Ich kannte ihn nicht – woher auch?

Es entwickelte sich eine rege Korrespondenz; ich sandte ihm, der die Dokumentationsgemeinschaft

offenbar leitete, Foto-Duplikate sowie Kopien von einigen meiner Tagebuchaufzeichnungen aus dem Jahre 1944. Ich nahm an, dass er selbst in der KLV gewesen und etwa mein Jahrgang war. Die *Dokumentations-Arbeitsgemeinschaft KLV,* so erfuhr ich, hatte am 01.03.1976 die Aufnahme als Eingetragener Verein beantragt, wurde aber erst Anfang 1979 beim Amtsgericht Freiburg eingetragen. Mir wurde eine Beitrittserklärung zugesandt, die ich ignorierte. Am 13.06.1979 fragte ich Dabel brieflich, ob die geplante Dokumentation, die er auf Nachfrage als „politisch neutral" bezeichnete, auch kritisch verfasst sei, aus der Distanz gesehen. Dabels Antwort, ausschnittweise:

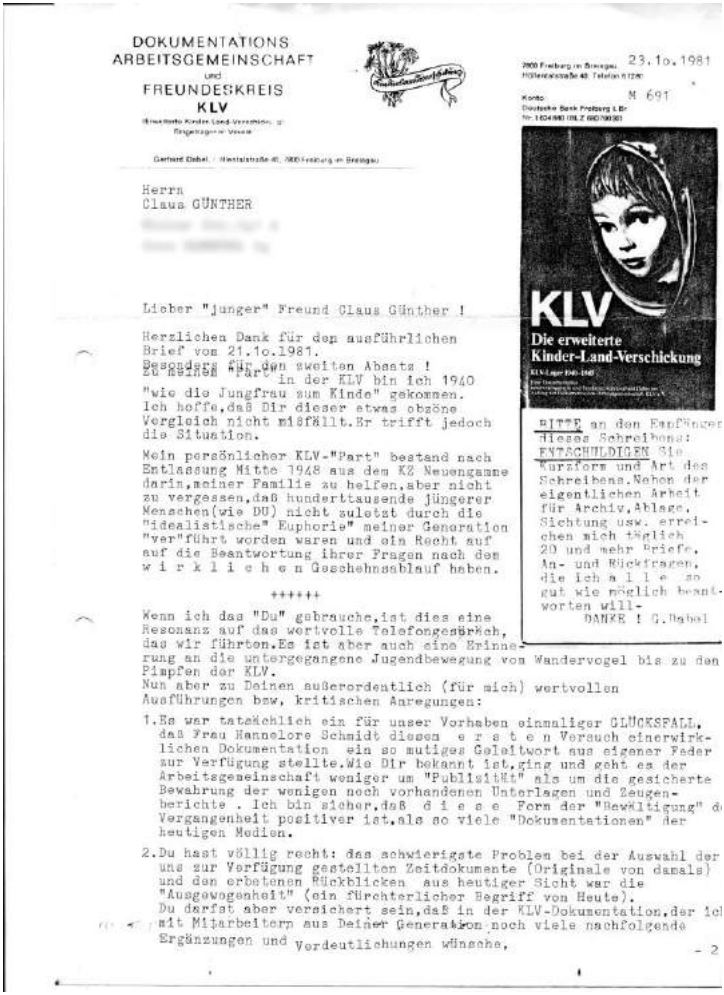
„ (…) Kommentare sind nicht vorgesehen. Zu 90% werden aus allen 500 eingegangenen Zuschriften die Erlebnisse und Erfahrungen o r i g i n a l zitiert (…). Die notwendigen Begleittexte stützen sich auf dokumentierte Geschehnisse, die den Leser zu eigener Kritik oder Wertung befähigen."

Ich blieb skeptisch und wollte meine für die Dokumentation geplanten Beiträge zurückziehen. Dabel beruhigte mich mit der Zusicherung, Hannelore („Loki") Schmidt, die Frau des damaligen Bundeskanzlers Helmut Schmidt, werde das Vorwort schreiben – was sie, die einstige Lehrerin und BdM-Führerin, auch getan hat. 1981 erschien dann im Verlag Karl Schillinger, Freiburg:

KLV – Die erweiterte Kinder-Land-Verschickung (KLV-Lager 1940-1945), Eine Dokumentation, zusammengestellt und bearbeitet von Gerhard Dabel im Auftrag der Dokumentations-Arbeitsgemeinschaft KLV e.V. [Heute vergriffen]

Nach Erhalt meines Belegexemplars habe ich Gerhard Dabel damals spontan angerufen, ihn beglückwünscht und mich bedankt. Es bleibe, bei aller

Kritik, sein Verdienst, diese Dokumentation zusammengestellt und das Veröffentlichen verwirklicht zu haben, schrieb ich ihm sinngemäß am 21.10.1981.



DOKUMENTATIONS
ARBEITSGEMEINSCHAFT
und
FREUNDESKREIS
KLV

Gerhard Dabel, Wentzingerstraße 40, 7800 Freiburg im Breisgau

23.1o.1981

Konto: M 691

Herrn
Claus GÜNTHER

Lieber "junger" Freund Claus Günther !

Herzlichen Dank für den ausführlichen Brief vom 21.1o.1981.
Besonderen Dank für den zweiten Absatz ! Es rettet Dir "Part" in der KLV bin ich 1940 "wie die Jungfrau zum Kinde" gekommen. Ich hoffe, daß Dir dieser etwas obsöne Vergleich nicht mißfällt. Er trifft jedoch die Situation.

Mein persönlicher KLV-"Part" bestand nach Entlassung Mitte 1948 aus dem KZ Neuengamme darin, meiner Familie zu helfen, aber nicht zu vergessen, daß hunderttausende jüngerer Menschen (wie DU) nicht zuletzt durch die "idealistische" Euphorie" meiner Generation "ver"führt worden waren und ein Recht auf auf die Beantwortung ihrer Fragen nach dem w i r k l i c h e n Geschehnisablauf haben.

++++++

Wenn ich das "Du" gebrauche, ist dies eine Resonanz auf das wertvolle Telefongespräch, das wir führten. Es ist aber auch eine Erinnerung an die untergegangene Jugendbewegung von Wandervogel bis zu den Pimpfen der KLV.
Nun aber zu Deinen außerordentlich (für mich) wertvollen Ausführungen bzw. kritischen Anregungen:

1. Es war tatsächlich ein für unser Vorhaben einmaliger GLÜCKSFALL, daß Frau Hannelore Schmidt diesen e r s t e n Versuch einerwirklichen Dokumentation ein so mutiges Geleitwort aus eigener Feder zur Verfügung stellte. Wie Dir bekannt ist, ging und geht es der Arbeitsgemeinschaft weniger um "Publizität" als um die gesicherte Bewahrung der wenigen noch vorhandenen Unterlagen und Zeugenberichte . Ich bin sicher, daß d i e s e Form der "Bewältigung" d Vergangenheit positiver ist, als so viele "Dokumentationen" der heutigen Medien.

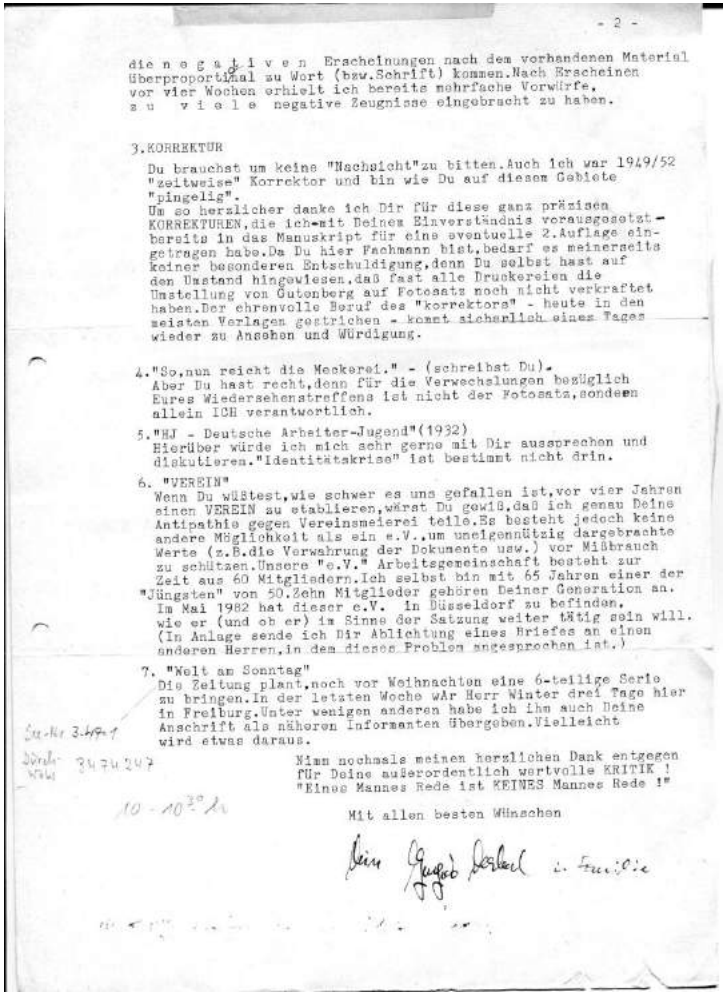
2. Du hast völlig recht: das schwierigste Problem bei der Auswahl der uns zur Verfügung gestellten Zeitdokumente (Originale von damals) und den erbetenen Rückblicken aus heutiger Sicht war die "Ausgewogenheit" (ein fürchterlicher Begriff von Heute). Du darfst aber versichert sein, daß in der KLV-Dokumentation, der ich mit Mitarbeitern aus Deiner Generation noch viele nachfolgende Ergänzungen und Verdeutlichungen wünsche.

- 2

BITTE an den Empfänger dieses Schreibens: ENTSCHULDIGEN Sie Kürzform und Art des Schreibens. Neben der eigentlichen Arbeit für Archiv, Ablage, Sichtung usw. erreichen mich täglich 20 und mehr Briefe, An- und Rückfragen, die ich a l l e so gut wie möglich beantworten will-
DANKE ! G.Dabel

Gleichwohl fehlten mir – auch das schrieb ich ihm – negative Zitate aus meinen eigenen Unterlagen (negativ aus heutiger Sicht). Darauf hatte ich D. bereits am 25.02.79 hingewiesen. Bemängelt habe ich ihm gegenüber auch, dass zu wenig reflektiert worden ist.

Die Briefe und Tagebücher, die wir in der KLV verfassten, waren ja, aus der Zeit und den Umständen heraus, darauf angelegt, das Positive hervorzuheben und Negatives zu negieren oder zu minimieren – ein Zensieren war zu befürchten, das wussten wir, selbst wenn es nicht stattfand. Und weiter, zitiert aus meinem Antwortbrief: *Wenn ich in der HJ die Arbeiterjugend sehen sollte* [wie Dabel dies kundtat]*, bekäme ich eine Identitätskrise.*



- 2 -

die n e g a t i v e n Erscheinungen nach dem vorhandenen Material überproportional zu Wort (bzw.Schrift) kommen.Nach Erscheinen vor vier Wochen erhielt ich bereits mehrfache Vorwürfe, z u v i e l e negative Zeugnisse eingebracht zu haben.

3.KORREKTUR

Du brauchst um keine "Nachsicht"zu bitten.Auch ich war 1949/52 "zeitweise" Korrektor und bin wie Du auf diesem Gebiete "pingelig".
Um so herzlicher danke ich Dir für diese ganz präzisen KORREKTUREN,die ich-mit Deinem Einverständnis vorausgesetzt- bereits in das Manuskript für eine eventuelle 2.Auflage eingetragen habe.Da Du hier Fachmann bist,bedarf es meinerseits keiner besonderen Entschuldigung,denn Du selbst hast auf den Umstand hingewiesen,daß fast alle Druckereien die Umstellung von Gutenberg auf Fotosatz noch nicht verkraftet haben.Der ehrenvolle Beruf des "korrektors" - heute in den meisten Verlagen gestrichen - kommt sicherlich eines Tages wieder zu Ansehen und Würdigung.

4."So,nun reicht die Meckerei." - (schreibst Du).
Aber Du hast recht,denn für die Verwechslungen bezüglich Eures Wiedersehenstreffens ist nicht der Fotosatz,sondern allein ICH verantwortlich.

5."HJ - Deutsche Arbeiter-Jugend"(1932)
Hierüber würde ich mich sehr gerne mit Dir aussprechen und diskutieren."Identitätskrise" ist bestimmt nicht drin.

6. "VEREIN"
Wenn Du wüßtest,wie schwer es uns gefallen ist,vor vier Jahren einen VEREIN zu etablieren,wärst Du gewiß,daß ich genau Deine Antipathie gegen Vereinsmeierei teile.Es besteht jedoch keine andere Möglichkeit als ein e.V.,um uneigennützig dargebrachte Werte (z.B.die Verwahrung der Dokumente usw.) vor Mißbrauch zu schützen.Unsere "e.V." Arbeitsgemeinschaft besteht zur Zeit aus 60 Mitgliedern.Ich selbst bin mit 65 Jahren einer der "Jüngsten" von 50.Zehn Mitglieder gehören Deiner Generation an.
Im Mai 1982 hat dieser e.V. in Düsseldorf zu befinden, wie er (und ob er) im Sinne der Satzung weiter tätig sein will.
(In Anlage sende ich Dir Ablichtung eines Briefes an einen anderen Herren,in dem dieses Problem angesprochen ist.)

7. "Welt am Sonntag"
Die Zeitung plant,noch vor Weihnachten eine 6-teilige Serie zu bringen.In der letzten Woche war Herr Winter drei Tage hier in Freiburg.Unter wenigen anderen habe ich ihm auch Deine Anschrift als nähoren Informanten übergeben.Vielleicht wird etwas daraus.

Nimm nochmals meinen herzlichen Dank entgegen für Deine außerordentlich wertvolle KRITIK !
"Eines Mannes Rede ist KEINES Mannes Rede !"

Mit allen besten Wünschen

Dein Gustav Dabel i. Freiburg

Dabel rief mich daraufhin an. Unser Gespräch bezeichnete er in seinem folgenden Brief vom 23.10. als wertvoll, nannte mich nun „lieber junger Freund", sprach mich mit Du an und erinnerte – Zitat – „an die untergegangene Jugendbewegung vom Wandervogel bis zu den Pimpfen der KLV" (Zitat-Ende).

Wenig später erfuhr ich aus der Korrespondenz und durch Nachfragen, dass er Gefangener in Neuengamme gewesen war. Wieso denn das? War Dabel ein Widerständler? Ich konnte das nicht einordnen, fasste nach und erfuhr: Dabel war Jahrgang 1916, hatte in der NS-Zeit – was ich bis dahin auch nicht wusste – einen hohen Dienstgrad inne (Oberbannführer der Hitlerjugend) und war nach dem Krieg von den Alliierten verhaftet worden. Er ist dann drei Jahre lang in Langwasser und in Neuengamme inhaftiert gewesen; einer seiner Mithäftlinge in Neuengamme war, wie er mir mitteilte, der umstrittene Autor Ernst von Salomon („Der Fragebogen").

Wo war ich da hingeraten? Ich war fassungslos. Dabels Handeln in der NS-Zeit kann ich nicht beurteilen, völkische Gedichte aus seiner Jugendzeit hingegen, die er mir zusandte, lagen ganz und gar nicht auf meiner Linie. Er bekannte sich mir gegenüber als überzeugter Anhänger Hitlers, der bereits 1934 – da war er 18 – „verbotenerweise" [Dabel] für die Nazis gesammelt hatte. Dass 1941 ein von ihm verfasstes Buch mit dem Titel „Mit Krad und Karabiner" herauskam, welches das „heldenhafte Kämpfen der deutschen Soldaten" verherrlichte, mag man dem Bejubeln der Militärs während der NS-Zeit zugute halten. Unappetitlich wurde es, als Dabel in einem Brief an mich die Westalliierten anprangerte: Es sei weniger bekannt, dass sie nach der Kapitulation „junge und

alte Menschen gegen alle Regeln des Völker- und Kriegsrechts in KZ sperrten, verhungern ließen oder wie z.B. im Malmedy-Prozeß durch den Strang hinrichteten." [5]

Ich zog mich aus dem Kontakt nach und nach zurück; irgendwann tauchte ich als „Mitglied" (das ich nie war) nicht mehr in der Liste der Doku-Gemeinschaft auf und bekam auch keine Info-Hefte und Einladungen zu den Treffen Ehemaliger mehr zugeschickt.

Nachtrag. Dabels Dokumentation über die KLV prägte lange Zeit das Bild der Kinderlandverschickung, „dieses größten Sozialwerks in der deutschen Geschichte" (wie ein Freund Dabels in einem Nachruf schrieb) als einer unbeschwerten Jugendzeit. Fachhistoriker bemängeln die Interpretation der Fakten und Dokumente, die ihn und andere Vertreter der *Dienststelle KLV* in günstigem Licht erscheinen lassen. Jost Hermand wirft dem Buch eine „faschisierende Beschönigung, wenn nicht Glorifizierung der KLV-Erfahrung" vor [zitiert nach Wikipedia].

Unstrittig dürfte sein, dass Dabel, als das Ende des Krieges absehbar und vielerorts Auflösung, Chaos und Panik zu befürchten waren, nicht „Reißaus genommen", sondern sich, seinem Aufgabenfeld entsprechend, um die KLV-Lager und deren Insassen

[5] Der **Malmedy-Prozess** war ein Kriegsverbrecherprozess, der im Rahmen der Dachauer Prozesse vor einem amerikanischen Militärgericht gegen 73 deutsche Angeklagte vom 16. Mai bis 16. Juli 1946 im Internierungslager Dachau stattfand. Alle Angeklagten wurden für schuldig befunden. Neben 43 Todesurteilen wurden 30 Freiheitsstrafen verhängt. **Die Todesurteile wurden nicht vollstreckt.**

gekümmert hat, soweit es ihm möglich war. Das unterscheidet ihn von seinem Vorgesetzten und vielen anderen.

Von all dem ahnten wir im März 1945 noch nichts. Wir befanden uns ja sozusagen auf einem „geordneten Rückzug", wenngleich wir nicht wussten, wann es weitergehen würde. Prag jedenfalls zeigte sich so trist wie die Stimmung im Zug. Warten, warten, warten. Plötzlich Rufe. Pfiffe. Wir fahren! Ruckeln und Zuckeln. Schneller. Unaufhaltsam. Unzerbombt und unbeschossen. Genau wie gestern. Und morgen?

Du verlierst das Zeitgefühl.

Halt bei Eger (Cheb). Alarm! Alles raus-raus-raus – und rein da in den Bunker am Bahndamm. Gerettet! Setz dich. Warte. Was immer auch geschieht da draußen, du nimmst es notgedrungen hin. Irgendwann kommt Entwarnung. Und irgendwann fährt der Zug wieder an, quert eine Grenze. Sind wir in Deutschland? Ja! Im Bayerischen Wald. Niederbayern. Aussteigen. Umsteigen. Wirklich? Ja! Die Bahn Cham-Straubing funktioniert noch! Aber wo ist unser Ziel? Hier? Nein – noch nicht. Immer noch nicht? Doch: Endstation Hunderdorf.

„Wir müssen noch ein Stück zu Fuß, Jungs! Aber es ist nicht mehr weit."

Nicht weit? Das ist relativ. Es geht bergauf. Wir sind erschöpft und hundemüde. Jungvolkjungen sind hart? Ach, scheiß drauf! Peter ist fertig. Erledigt, verstehste? Wäre er feige, würde er heulen, aber dafür fehlt ihm der Mut.

Endlich sind alle am Ziel. Ein großes, wuchtiges Gebäude ragt vor ihnen auf.

19. KLOSTER WINDBERG

Erstaunlich, dass der Transport hierher trotz der widrigen Umstände geklappt hat – dem Führer, nein, der NSDAP sei Dank! Deren *Gaubeauftragter KLV Hamburg* hat alles organisiert und die Eltern am 7. März in einem Elternbrief wissen lassen, *dass es gelungen ist, für unsere in Böhmen befindlichen Hamburger KLV-Lager geeignete Ausweichunterkünfte im Altreich zu schaffen (…). Obwohl ein akuter Anlass für eine vorsorgliche Rückführung der KLV-Lager (…) nicht vorliegt, haben wir uns entschlossen ...* [usw., Zitat-Ende].

Jawoll! Was wäre wohl aus uns Hitlerjungen und den BdM-Mädeln geworden ohne die fürsorgliche Partei? Seid dankbar, ihr schisserigen Eltern! Mag auch der Iwan, also mögen auch die Sowjets unaufhaltsam näher rücken da hinten in der Tschechei, und ist auch der Kanonendonner nicht mehr zu überhören, nun, nun! So ist das doch wohl noch lange kein „*akuter Anlass*", sich Sorgen zu machen. Reißt euch gefälligst zusammen bis zum nächsten Endsieg!

(Nachgefragt: Haben die Nazis wirklich geglaubt, zu diesem Zeitpunkt die Eltern – das heißt in der Regel die Mütter, die Väter waren eingezogen – über die trostlose Lage täuschen zu können?) Die Rückführung, heißt es weiter im Brief, geschieht in Zusammenarbeit mit der Dienststelle KLV in Prag, und: dass *die Trennung von Ihren Jungen und Mädeln (…) auch jetzt aufrecht erhalten werden muss, um ihnen eine geordnete Betreuung, Erziehung und Ausbildung zu gewährleisten (…).*

Hoppla! Na, das werden wir ja noch gewahr werden. Doch wo sind wir eigentlich hingeraten? Das Kloster, erbaut im 12. Jahrhundert, hat schon bessere Tage

gesehen, viel bessere – genau wie die Jungs. Untergebracht in einem Flügel des Gebäudes, der eigentlich längst hätte total renoviert werden müssen. Dreistöckige Betten. Wieder andere Mitbewohner, Nachbarschaft auf engstem Raum, hallo, Kameraden! Eine neue Stubengemeinschaft entsteht – sofern es eine Gemeinschaft wird. Peter ist das egal … alles. Er war, ebenso wie seine Kameraden, rund 35 Stunden mit der Bahn unterwegs. Er hat nur das Notwendigste bei sich. Das Gepäck wird nachgeschickt, kommt sicher morgen oder übermorgen.



Sicher? Nein! Am 15. März seid ihr hier im Kloster eingetroffen. Euer persönliches Gepäck landet rund drei Wochen später im 8 Kilometer entfernten Mitterfels, wird von dort mit der Bahn nach Hunderdorf im Tal gebracht und am nächsten Tag mit dem Ochsenkarren den Hügel hoch ins Kloster transportiert. Kommentar von unserem Lehrer Teddy:

Tagsüber herrschte dann ein fröhliches Auspacken und Einrichten.

Peter erlebt das anders. Auf nichts ist mehr Verlass, auf gar nichts! Scheiß Gepäck. Und dann noch die anderen Jungs, die Hamburger von der Albrecht-Thaer-Oberschule, rund achtzig Knaben oder mehr samt Lehrern. Die sind schon seit 1943 hier. Wir aber sind die Neuen. Eindringlinge. Flüchtlinge. (Ja, auch das!) Ein herzliches Willkommen sieht anders aus. Und dies, diese Fremdheit zwischen denen und uns, bleibt großenteils bestehen. Es ist, als lägen Welten dazwischen.

Ach, Peter Littich. Junge, beklag dich nicht. Du bist hier in Sicherheit, soweit das möglich ist. Zu Hause wütet der Krieg! Eine Luftmine hat zwei Menschen getötet, die dir nahe standen. Das weißt du nicht? Nein, natürlich nicht. Viele Jahre später wirst du dennoch vermuten, diese Nachricht habe dich damals erreicht. Ein Telegramm, ja! Es wurde in Harburg für dich aufgegeben und kam am 6. oder 7. März 1945 hier in Windberg an.

Aber das stimmt nicht. Denk mal nach. In der ersten Märzwoche seid ihr noch in Jermer gewesen! Und da kam kein Telegramm an. Du hast erst nach dem Krieg von dieser Katastrophe erfahren, als du nach Hause zurückgekehrt warst. Da hat dir deine Mutter erzählt, dass sie deine Oma Littich und Tante Sonja besuchen wollte an jenem 5. März, als es passiert ist da draußen in Neuland-Fünfhausen. *Eine Luftmine, verstehst du, Junge? Erstickt, alle beide! Die sollen in einen Kindersarg gepasst haben. So klein! Wie bitte? Ja, und zwar durch den Luftdruck ... Ich war irgendwie nicht rechtzeitig fertig geworden an jenem Tag, bestimmt hatten wir außerdem noch Alarm. Jedenfalls habe ich meinen Besuch verschoben. Absagen musste ich nicht,*

NSDAP/Gauleitung Hamburg
Der Gaubeauftragte K L V

Hamburg, den 7. März 1945
Langenfort 68

Liebe Eltern,

ich wende mich heute mit einem Elternbrief an Sie, weil aus dem Kreise der Eltern der in die KLV-Lager in Böhmen und Mähren verschickten Jugendlichen gerade in den letzten Tagen und Wochen sehr viele Wünsche und Sorgen an mich herangetragen worden sind. Ich kann Ihnen heute die für Sie sicher sehr erfreuliche und beruhigende Mitteilung machen, dass es gelungen ist, für unsere in Böhmen befindlichen Hamburger KLV-Lager geeignete Ausweichunterkünfte im Altreich zu schaffen. Immer wieder ist von den Eltern der Wunsch an uns herangetragen worden, doch dafür zu sorgen, dass die KLV-Lager aus Böhmen und Mähren in das Altreich zurückverlegt worden möchten.

Obwohl ein akuter Anlass für eine vorsorgliche Rückführung der KLV-Lager aus Böhmen und Mähren in das Altreich nicht vorliegt, haben wir uns entschlossen, diesen geäusserten Wünschen der Hamburger Elternschaft Rechnung zu tragen. Die Möglichkeit einer geordneten Ueberführung in geeignete neue Unterbringungen ergibt sich dadurch, dass in unserem altbewährten Hamburger Schulgau Bayreuth eine Reihe von KLV-Lagern durch den Abgang der Schulabgänger frei geworden sind. In diese KLV-Lager, die bereits monate- und jahrelang zur Unterbringung von Hamburger Jungen und Mädeln gedient haben, werden in den nächsten Tagen nach dem wohlüberlegten Plan, der zwischen den KLV-Dienststellen Prag und Bayreuth unter Berücksichtigung der von Hamburg geäusserten Wünsche, ausgearbeitet worden ist, mit Sonderzügen alle unsere noch in Böhmen befindlichen KLV-Lager überführt. Wir haben die Absicht, Sie über alle Fragen, die sich aus der Verlegung der Hamburger KLV-Lager aus Böhmen und Mähren nach dem Gau Bayreuth ergeben können, bereits in Kürze in kleineren Elternzusammenkünften der einzelnen KLV-Lager zu unterrichten. Ich möchte daher davon Kenntnis geben, dass im ganzen Gau Hamburg für alle KLV-Lager sogenannte Elterngemeinschaften eingerichtet worden sind, die geschaffen wurden, um den Eltern von Zeit zu Zeit einen Ueberblick über die für Ihre Kinder eingeleiteten Massnahmen in den KLV-Lagern zu geben. Gleichzeitig sollen diese Elterngemeinschaften dazu dienen, den Eltern Gelegenheit zur Aussprache mit den Eltern der in der gleichen Lagergemeinschaft lebenden Jungen und Mädeln zu geben. Nach der Mitteilung, die uns von der Dienststelle KLV in Prag, die mit der Durchführung der Verlegungsmassnahmen betraut worden ist, gegeben wurde, wird das KLV-Lager Ihres Kindes in diesen Tagen nach dem KLV-Lager im Gau Bayreuth verlegt. siehe unten!

Die Postschwierigkeiten, die Ihnen bereits in den vergangenen Wochen sehr viele Sorgen bereitet haben, sind uns hier bekannt. Wir haben uns deshalb entschlossen, Ihnen die briefliche Verbindung zu Ihren Kindern durch die Einrichtung eines eigenen

- 2 -

Kl.4 nach Mitterteich
" 1,2 " Schneeberg, Hotel Waldesruh
" 3,4 " Windberg, Kloster
" 3a " Selb, Wiesenfelden

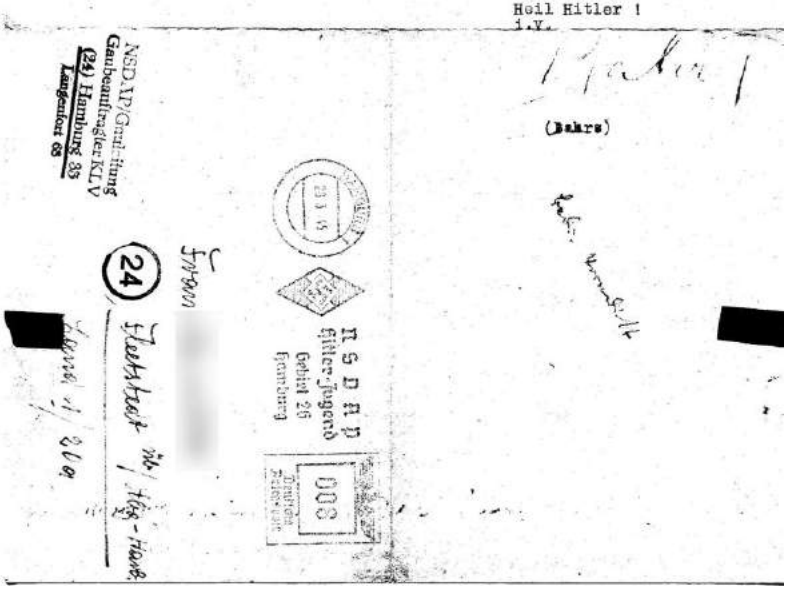
Postkurierdienstes zu erleichtern und bitten Sie, in den nächsten Tagen auf eine entsprechende Veröffentlichung in der Tageszeitung zu achten.

Es ist geplant, an bestimmten noch festzulegenden Tagen auf unserer Dienststelle bereits frankierte Post für unsere nach dem Gau Bayreuth verschickten Jugendlichen zu sammeln und geschlossen zu einer Aussendienststelle im Gau Bayreuth zu bringen, die dann für die Weiterleitung an die Lager Sorge tragen wird. Von den Lagern wird in zukunft die Post an diese Aussendienststelle geleitet werden und von den Postkurieren, die von Hamburg aus entsandt werden, mitgenommen. Wir hoffen, dass Sie dadurch häufiger und besser in den Besitz der Post Ihrer Kinder kommen werden und dass Ihnen dadurch die Trennung von Ihren Jungen und Mädeln, die aus begreiflichen Gründen auch jetzt aufrecht erhalten bleiben muss, um ihnen eine geordnete Betreuung, Erziehung und Ausbildung zu gewährleisten, erleichtert werden kann.

Wir bitten Sie, auch weiterhin Vertrauen zur Einrichtung der KLV-Lager zu haben und voranzusetzen, dass alles Menschenmögliche getan wird, um für Ihre Jungen und Mädel in geeigneten Unterkünften alle Voraussetzungen für eine gedeihliche Entwicklung zu schaffen.

Heil Hitler !
i.V.

(Bahrs)



es sollte ja eine Überraschung werden. Und dann so etwas Furchtbares! Um 10 Uhr 30, am hellichten Tage! Das war wohl einer der letzten Angriffe hier. Schrecklich, nicht? Ja. Das ganze Haus weg, in dem sie gewohnt haben. Ich wäre da auch mit umgekommen, wenn ich es geschafft hätte, wie geplant. Hatte mir das ja vorgenommen, eigentlich ... Du nimmst das auf wie eine Zeitungsmeldung. Es ist unwirklich alles, total fremd. Als ginge dich das nichts an. Deine Großmutter und deine Tante sind tot, auf entsetzliche Weise ums Leben gekommen. „Gefallen" seien sie, heißt es, wie damals üblich, in der Traueranzeige – so, als hätten sie an der Front, an der Heimatfront gekämpft. Du nimmst das zur Kenntnis, aber du fühlst dich nicht anders als ein Lauscher an der Wand oder, visualisierend, als heimlicher Gaffer. Als dir das bewusst wird, schämst du dich. Nicht mehr daran denken! Du verdrängst es schnell.



Luftkriegstote vor Bunker (Grumbrechtstraße)

Lange Zeit später fährt dir eines Tages ein Schreck in die Glieder, als du feststellen musst: Du hast nicht um sie getrauert. Nie. Du warst unfähig dazu, damals – und wirst es immer bleiben. Du kannst das nicht nachholen, selbst wenn du wolltest. Es gleicht einem Fehler, der nicht wieder gutzumachen ist.

Ich habe Jahrzehnte gebraucht, um auch das Folgende festzustellen:

Mein Nicht-betrauern-Können betrifft nicht nur meine Anverwandten, sondern ebenso jene Menschen, die von den Nazis ermordet wurden, vor allem die, welche ich flüchtig gekannt habe (abgesehen von allen anderen, die Hitlers Verbrechern zum Opfer gefallen sind). Was blieb und sich verstärkt hat, ist die Scham, gefolgt von einem diffusen Zweifel: Was hätte ich getan, wenn ich ein paar Jahre früher zur Welt gekommen wäre und zwangsläufig aktiv mit eingespannt gewesen wäre in die Kriegsmaschinerie?

Zuflucht

Sicher ist: Wir landverschickten Kinder sind wieder in Deutschland angekommen, im „Altreich", sind in Niederbayern einquartiert in einem Kloster, innerhalb einer kleinen dörflichen Gemeinde. Die Landschaft ist idyllisch, Industrie ist nicht vorhanden. Windberg ist ein Ort der Zuflucht. Der Krieg, so scheint es, wird hier keinen Zugang haben. Wir sind friedlich, die Mönche sind es auch; selbst die Hitlerjugend findet kaum noch statt, die Führung hat sich wohl dünne gemacht oder ist Soldat geworden ... Wir wissen es nicht. Es scheint, wir wissen immer weniger. Wir sind evangelisch, das Kloster ist katholisch. Aha. Und gehört zum Orden der – wie heißen die? Prämonstratenser. Nie gehört. Der Prior und ein Pater sind Holländer, ihr Mitbruder ist der deutsche Pater Augustin. Ein gütiger Mann. Die weiten Taschen seines hellen Ornats scheinen stets mit Äpfeln gefüllt zu sein. Wer ihm begegnet, dem schenkt er einen. Pater Augustin trägt ja auch eine Art „Uniform", doch wie mag unsere

HJ-Kluft auf ihn und seine Glaubensbrüder wirken? Zum Glück treten wir Pimpfe meistens in Zivil auf. Sind wir Besatzer für das Kloster? Unsinn; wir wurden aus Nächstenliebe aufgenommen. Wirklich? Ich denke, wir wurden zugewiesen? Du sollst nicht denken …

Gut, wir haben ein Dach über dem Kopf. Die sanitären Anlagen sind – igitt; die kannst du vergessen, dafür können wir mit einer Wohn-Maus punkten. Ab und zu, wenn es am Abend ganz ruhig ist, kommt sie in unserer Bude aus einer Ritze der dicken Mauern hervor und stibitzt das Bröckchen Brot, das ihr einer von uns hingelegt hat. Vielleicht ist sie auch nebenan zu Hause, in der schönen romanischen Kirche? Arme Kirchenmaus.

„Mutter Deschl“

Nächster Punkt: Verpflegung. Die Jungs haben Glück. Sie essen, nur wenige Schritte entfernt, in einem geräumigen Gasthaus, das Frau Deschl gehört, einer rundlichen, robusten bayerischen Wirtin, die obendrein eine Schlachterei besitzt. „Mutter Deschl“ ist, man muss es hervorheben, weil es nicht selbstverständlich ist zu jener Zeit, Tag für Tag um das leibliche Wohl der Jungen besorgt. Sie strahlt, wenn ihr auf die Frage „Schmeckt's, Buam?“ ein vielstimmiges „Ja!“ entgegen schallt.

Große, kräftige Jungs sind ihre Lieblinge; Peter kann da nicht mithalten.

Die Beköstigung der Hamburger Schüler und ihrer Lehrer war nur für einen kurzen Zeitraum vorgesehen, mag Mutter Deschl einst gedacht haben. Jetzt kommen die Harburger hinzu, die Zahl der Futtergänger

wächst auf mehr als hundert an. Dass dieser Zustand weitere rund fünf Monate anhalten wird, dass jegliche Post- und Telefon-Verbindungen in die norddeutsche Heimat für lange Zeit unterbrochen sind und dass obendrein etliche geflüchtete Mädel aus dem Banat hinzukommen werden, hat zu diesem Zeitpunkt niemand ahnen können.

Ebenso wenig aber hat Frau Deschl gewusst, ob und wie sie für ihren Aufwand jemals finanziell entschädigt werden würde. Doch darüber hat sie zu keinem Zeitpunkt ein Wort verloren. Auch wenn die Metapher altbacken klingt: Diese Frau hatte wirklich „ihr Herz auf dem rechten Fleck". Das Problem war oft: Was konnte sie überhaupt anbieten? Manchmal wird sie kaum gewusst haben, was sie auftischen sollte. Häufig mussten gekochte Brennesseln, als Spinat auf den Tisch gebracht, das Gemüse ersetzen. Fleisch und Wurst konnte sie bieten dank ihrer Schlachterei; doch das Hauptproblem hieß: Fett. Das trockene Brot zum Frühstück bestrichen die Jungs hauchdünn mit Marmelade – das war's. Ein Sättigungsgefühl hat sich selten einstellen wollen.

Doch zu einer Zeit, in der es wirklich nichts extra gab, keinen Nachschlag, hat Mutter Deschl eines nie vergessen: die Geburtstage jedes einzelnen Jungen. Die hatte sie sich geben lassen und sorgsam notiert, und sobald einer von „ihren Buam" Geburtstag hatte, war sein Platz morgens mit Blumen dekoriert, und neben seinem Frühstücksteller lagen ein Dutzend Bonbons. Woher mochte sie die haben? Süßigkeiten gab es nirgends mehr zu kaufen. Es war eine unglaubliche Köstlichkeit!

Dazu eine brennende Kerze – oder hat Peter das geträumt? Egal; jeder beschenkte Junge fühlte sich wie ein König.

Andererseits waren die Jungs auch gefordert. Wie konnten sie dazu beitragen, das Leben als (ungeladene) Gäste von Mutter Deschl gemeinsam zu verbessern? Sie halfen, soweit es in ihren Kräften stand. Häufig sammelten die Harburger Jungs, gemeinsam mit Lehrer Teddy, Tannenzapfen im Wald, damit der große Ofen befeuert werden konnte, auch der in der Waschküche.

Später suchten sie auf den Feldern von Mutter Deschl das Kartoffelkraut nach Kartoffelkäfern ab – ohne welche zu finden, glücklicherweise.

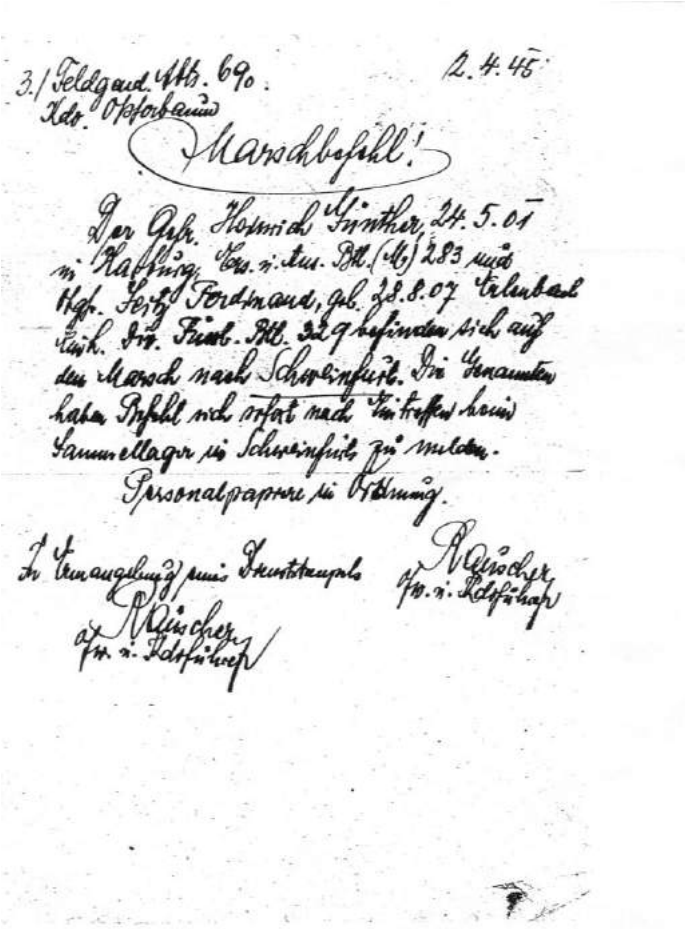
(Aber wozu dann die ganze Anstrengung? Peter war enttäuscht.)

Verflüchtigt

> **Ende März bis Anfang April.** Wie geht es weiter? Wie ist die Lage? Am 27.3. wurde London zum letzten Mal mit V1-Raketen beschossen, doch auch davon kriegen wir nichts mit. Wir wissen überhaupt nichts! Die Ungewissheit macht uns zu schaffen. Das Kriegsende scheint näher zu rücken – der Frühling auch. Der Bogenbach führt Hochwasser. Keine Post von zu Hause, nichts. Seit langem schon. Zu Ostern weiß gedeckte Tische in Mutter Deschls Gaststube, mit Frühlingsblumen geschmückt; jeder bekommt ein buntes Ei, und es gibt leckeren Kuchen.

Rund 270 Kilometer entfernt erhält Peter Littichs Vater Helmut am 2. April (Ostermontag) einen handgeschriebenen *Marschbefehl*. Er und sein Kamerad, so

heißt es darin, *haben den Befehl, sich sofort nach Eintreffen beim Sammellager in Schweinfurt zu melden. Personalpapiere in Ordnung. Rauscher Ofw. u. Kdoführer.* Links daneben, die Handschrift ist identisch: *In Ermangelung eines Dienststempels Rauscher Ofw. u. Kdoführer.*


3./ Feldgaud. Abt. 690.
Kdo. Ostarbeiter
12.4.45

Marschbefehl!

Der Gefr. Hermich Günther, 24.5.01
m. Kraftfahrer Kraftf. z. b. V. Btl. (K) 283 und
Hptgefr. Seiff Ferdinand, geb. 28.8.07 Erlenbach
Kreis Ingolstadt Kraftf. Btl. 329 befinden sich auf
dem Marsch nach Schweinfurt. Die Genannten
haben Befehl sich sofort nach Eintreffen beim
Sammellager in Schweinfurt zu melden.
Personalpapiere in Ordnung.

In Ermangelung eines Dienststempels
R. Rauscher
Ofw. u. Kdoführer

R. Rauscher
Ofw. u. Kdoführer

Dieser Oberfeldwebel beglaubigt also – handschriftlich, Ordnung muss sein – seine eigene Unterschrift. Kein Dienststempel mehr, meine Herren, aber den

Endsieg erringen wollen-sollen-müssen wir doch alle. Das macht uns Deutschen keiner nach!

Peter ist weitab vom Schuss und weiß nichts davon. Am 3. April schreibt er einen sehnsuchtsvollen, wenn auch zuversichtlichen Gruß nach Hause. *Dieser Brief*, fügt er hinzu, *wird besonders schnell befördert, er geht hier per Kurier ab!* Tatsächlich kommt er zwei Tage später, am 5. April, zu Hause an – aber nicht 1945, sondern ein Jahr später, 1946.

Am 5. April 1945 wird Peter Littich hier in Windberg 14 Jahre alt. Er ist nicht sicher, ob er auch Bonbons bekommt (vielleicht sind die alle, oder Mutter Deschl hat ihn vergessen?), doch alles ist wie erwartet, er kriegt seine Ration und ist überglücklich. Er lutscht sie ganz alleine auf, alle, aber heimlich; er meint, den Neid der anderen zu spüren. Doch es ist ja das einzige „Geschenk" und steht ihm einfach zu.

Viele Jahre später fällt mir durch Zufall die Kopie eines Briefes von meinem Mitschüler Uli in die Hände, geschrieben am 5. April 1945 an seine ausgebombte Mutter nach Kaltenkirchen:

Liebe Mutti! Wie geht es Euch? Habt Ihr schon wieder Angriffe überstanden? Was sagt Ihr denn zu der neuen Frontlage? Ich sage, daß es besch...eiden ist. Da habe ich mir nun gründlich überlegt. Also, so schnell wie möglich nach Hause. Setzt bitte alle Hebel in Bewegung. Oder wollt Ihr nicht, daß ich nach Hause komm. Andernfalls, wenn Hamburg nicht erlaubt, bin ich eines Tages nicht mehr im Lager. Schickt bitte ein bißchen! Geld. Und setzt Euch auch mit Willi in Verbindung, und schickt mir bald Eure Einwilligung. Also, auf gutes Gelingen, Hals und Beinbruch!

Auch ich habe damals in Windberg überlegt, was ich tun sollte. Natürlich hatte ich Sehnsucht nach Hause. Aber flüchten? Allein aus dem Lager flüchten? Ausgerechnet ich, mit meinem nicht vorhandenen Orientierungssinn? Das kam überhaupt nicht infrage. Höchstens gemeinsam mit mehreren Kameraden. Doch auch das schien mir zu risikoreich.

Am 8. April trafen mehrere Mütter der Hamburger Schüler im Kloster Windberg ein, um ihre Jungs nach Hause zu holen. Was sie berichteten, klang so, als würde alles zusammenbrechen oder sei kurz davor. Trostlos. Der Eindruck entstand, man müsse sofort aufbrechen und sich irgendwie durchschlagen, jetzt oder nie! Zwei von den Hamburger Jungs versuchten es kurz darauf auf eigene Faust, und wenige Tage später auch die Harburger Hans-Georg und Klaus, aus Peters Klasse.

Am Morgen darauf erschien, völlig erschöpft, Hans-Georgs Großvater, um seinen Enkel abzuholen. „Tje", sagte Fieten lakonisch, den er nach ihm fragte, „der ist ja nun nicht mehr hier." Teddy zeigte sich betroffen. „Ausgerechnet die beiden Kleinsten!", murmelte er mehrfach, „ausgerechnet die!" Der Großvater berichtete von den Mühen und Gefahren, denen er während seiner fünftägigen Fahrt von Harburg nach Windberg ausgesetzt gewesen war, von den Zerstörungen und Angriffen. Man konnte es wirklich mit der Angst kriegen.

[Notabene: Klaus und Hans-Georg haben es geschafft damals, nahezu unverletzt. Den Hans-Georg hat ein Streifschuss am Kopf erwischt, der ihn aber wirklich nur touchierte.]

Einige von uns waren besorgt, ob wir morgen oder übermorgen noch etwas zu essen bekämen. Man

müsste ... Und dann haben sie's in die Tat umgesetzt und sind geflüchtet, drei Mann hoch: Dieter, Erich und Uwe. Was sie entbehren konnten, haben sie zuvor beim Bauern gegen Proviant eingetauscht. Eine Karte zur Orientierung? Eine Seite aus dem Schulatlas musste genügen. Ausgangssperre? Nicht drum kümmern, einfach losziehen, mitten in der Nacht. Gefährlich, was da in den Köpfen spukt: Werwölfe – oder hießen die Wehrwölfe? Und wer oder was war die „Fünfte Kolonne", was wussten sie von der „Alpenfestung"?

Lauter Begriffe, die bedrohlich klangen. Doch wirkliche Gefahr, so fürchteten die Jungs, drohte ihnen unterwegs von versprengten SS-Soldaten, die den Krieg verlängern wollten.

Eine andere, möglicherweise tödliche Gefährdung vermutete Dieter zu Hause. Dort hatte er eine Waffe versteckt, und so trieb ihn in erster Linie weder Heimweh noch Sehnsucht oder Abenteuerlust an, sondern Angst, die vom Besatzungsrecht herrührte. Zivilpersonen hatten sämtliche Waffen abzuliefern, sonst – ! Und da oben in der alten Schule, ganz hinten im Taubenschlag, hatte er bei Kriegsbeginn heimlich den Trommelrevolver seines Vaters aus dem Ersten Weltkrieg deponiert.

Dass die Schule inzwischen zerbombt war, konnte er nicht ahnen.

•

In diesen Tagen, da sich alles in Auflösung zu befinden schien, fand kurzfristig ein verwundeter deutscher Soldat in Klosternähe Unterschlupf, natürlich unter strengster Geheimhaltung, denn wenn er entdeckt worden wäre, hätte ihm die Todesstrafe gedroht.

Die Jungs sahen das als Abenteuer und gaben ihm von ihrer schmalen Verpflegung etwas ab.

Zu jener Zeit wurde auch eine Gruppe ausgemergelter Gestalten in gestreifter Sträflingskleidung gesichtet, die hier im Eiltempo unter Bewachung vorbeigetrieben wurde, weil man sie an einen „bombensicheren Ort" bringen wollte, so hieß es. Lauter Schwerverbrecher, so wurde behauptet. Andere murmelten, es seien KZ-Häftlinge. Aber das durfte man nicht laut sagen.

•

Die Mütter, die am 8. April gekommen waren und ihre Jungs nach Hause holten, beunruhigten uns alle. Ich spürte plötzlich eine nie gekannte, tiefe Traurigkeit. Warum kam meine Mutter nicht? Traute sie sich das nicht zu? Traute ich ihr das nicht zu? Doch! Sie würde kommen; ich glaubte das, ich wollte – ich musste das glauben, um nicht zu verzweifeln. Und auf einmal hatte ich Gewissheit. Ja, sie war zu mir unterwegs. Es konnte gar nicht anders sein!

Ehrlich gesagt, war ich mir nicht sicher und bin es bis heute nicht, ob ich mir das vielleicht damals doch nur einredete. Ich verhielt mich wie einer, der sich an einen Strohhalm klammert, um nicht zu ertrinken. Doch diesen Strohhalm, um im Bild zu bleiben, hat es gegeben: Meine Mutter bestätigte mir nach meiner Heimkehr im August, dass sie sich im April auf den Weg gemacht hatte, um mich heimzuholen. Sie schilderte mir auch, wie Tiefflieger unterwegs den Zug beschossen, in dem sie saß, und dass sie das mehrfach erlebt hatte.

Meine Mutter war – in Lebensgefahr gewesen? Das hatte sie für mich getan? Ich bewunderte sie für ihren Mut und ihre Tapferkeit. Ich sagte ihr, dass ich gespürt

hatte, dass sie zu mir unterwegs gewesen sei. Doch warum war sie nicht bis nach Windberg vorgedrungen?

„Ich war ja schon ziemlich weit gekommen, trotz der Unterbrechungen durch die Tiefflieger, vielleicht war ich sogar an der Grenze von Bayern, weißt du? Da kam auf einmal aus eurer Richtung auf dem Nebengleis ein Zug an und stoppte kurz. Lauter Jungs in deinem Alter hatten die Fenster geöffnet und sahen hinaus. Ich fragte nach dem KLV-Lager Kloster Windberg, und sie riefen: 'Ja, die sind hier alle mit drin im Zug!' Da bin ich umgekehrt und zurückgefahren ...

Und dann kam ich hier fröhlich an bei Omi Fellner, und du warst nicht da.“

Autoritäten

Die Hitlerjugend war praktisch kein Thema mehr. In Jermer, am 30. Januar, waren die Jungs zuletzt in Uniform vor den Verwundeten aufgetreten und hatten gesungen, im Gedenken an den „Tag der Machtübernahme“ im Jahre 1933, die jetzt zur „Ohnmachtübernahme“ verkommen war. Hier in Windberg, zwölf Jahre später im April, fand kein Dienst mehr statt für die Harburger Pimpfe, kein Flaggenhissen, kein Drill, keine Schulung und kein Marschieren.

Nur einmal noch würden sie antreten, aus einem besonderen Anlass.

Und die Pauker? Teddy war akzeptiert, ganz klar. Die Lehrer der Hamburger Jungs aber hatten den Harburgern „nichts zu sagen“, meinten sie. Dass sie einer von denen in Englisch unterrichtete, nahmen sie hin; ihr „Fieten“ brachte den Hamburgern dafür Biologie bei.

Apropos Fieten: Diesen exzellenten Biologen, *Dr. rer. nat.*, damals Anfang sechzig, vorzeitig gealtert, haben die wenigsten geachtet, Peter Littich eingeschlossen. Wie haben sie den armen Kerl gezwiebelt! Sie machten sich zunutze, dass er schlecht sehen konnte, und steckten auf einem gemeinsamen Spaziergang zwei verschiedene Pflanzen zusammen und präsentierten sie.

„Tje, etwas ganz Seltenes!", lautete sein Kommentar. Er zückte sein Notizbuch, fragte, da er sich ihre Namen nie merken konnte: „Wie heißt er?", und schrieb dem Betreffenden eine Eins an. Dieser gab das künstliche Gebilde an einen Mitschüler, jener präsentierte es Fieten nach geraumer Zeit noch einmal als sensationellen Fund und reichte es danach weiter an einen Dritten. Jetzt aber war der Seltenheitswert ausgereizt – der bekam keine Eins mehr.

Fieten war ein hervorragender Pilz-Kenner und brachte ihnen bei, worin sie sich unterschieden, welche giftig und welche essbar waren – sie haben ihm das nicht gedankt. Hier in Bayern wuchsen viele Sorten, die es in Norddeutschland nicht gab. Sie sammelten sie und trockneten etliche. Ein besonders würziger Pilz ließ ihre ganze Bude nach Maggi duften.

Im Unterricht nahm sich mancher Frechheiten heraus, die er sich bei keinem anderen Lehrer außer Fieten getraut hätte. Eines Tages platzte ihm der Kragen: „Tje, wartet man ab, wenn die Russen kommen – dann kommt ihr alle nach Sibirien!"

„Richard, dann bist du der Erste!", soll ein Mitschüler geantwortet haben. Fieten bekam schließlich Herzschmerzen und beklagte sich bei „Teddy", der den Jungs ins Gewissen redete.

„Teddy“

Teddy, Pastorensohn, Jahrgang 1897, war Deutsch- und Geschichtslehrer und in Windberg Lagerleiter für die Harburger Jungs. Er besaß eine natürliche Autorität und war beliebt. Am Krieg hatte er als Hauptmann teilgenommen, war schwer verwundet worden und daher in den Schuldienst zurückgekehrt. War er ein Nazi? Keine Ahnung. Von den Lehrern hat niemand mit den Schülern über Politik gesprochen. Vermutlich war Teddys Gesinnung deutschnational, verbunden mit einem Hang zur Romantik.

Teddy hatte Humor. Mehreren Schülern verpasste er eingängige Spitznamen, die sich auch bei den Jungs festsetzten: „Kuddel, du schwarze Seeele“, nannte er den stämmigen Horst, der fortan nur noch Kuddel hieß. „Jupp“ war Uwe, und „Uli“ Wilhelm …

In Windberg hat Teddy an langen Abenden mit den Kindern Volkslieder gesungen – bei Kerzenlicht. Und die haben die Texte aufgeschrieben und auswendig gelernt, Strophe für Strophe: *Der Mond ist aufgegangen – Am Brunnen vor dem Tore – Auf, du junger Wandersmann – Ade nun zur guten Nacht – Kein schöner Land in dieser Zeit …* Es waren gänzlich andere Lieder als die, die sie kannten. Sie mussten plötzlich nicht mehr hart sein, waren berührt und fühlten sich beschützt. Eine eigenartige, vertraute, fast väterliche Nähe entstand; sie hatte etwas Beruhigendes.

> Doch ich habe Teddy auch anders erlebt. Dass ich eines Tages auf einem Baum saß, auf ihn hinabblickte und ihn lachend grüßte, zählt zu den positiven Zusammentreffen, wenngleich ich an seiner erstaunten Reaktion erkannte, dass er mir nicht zugetraut hatte, dass ich einen Baum erklimmen würde.

Die andere Begegnung war weitaus dramatischer und enttäuschender; sie hatte mit Hunger zu tun und hinterließ in mir eine große Bitterkeit. In jener Zeit war es üblich geworden, dass wir Jungs untereinander „Tauschgeschäfte" tätigten: Gibst du mir deine Socken, dann kriegst du dafür meine Frikadelle, zum Beispiel. Es war ein Spiel, wenngleich mit ernstem Hintergrund, denn derjenige, der etwas Essbares eintauschte, kam ja bei den knappen Portionen zu kurz. Es wurde uns also von den Lehrern verboten. Das Tauschen aber erfolgte heimlich weiterhin, naturgemäß meistens in der Gaststube von Mutter Deschl. Besonders begehrt waren spezielle Speisen wie Buchteln, beispielsweise, oder leckere kleine Kartoffelpfannkuchen, die wir „Gummireifen" nannten.

Eines Tages habe ich einen Stift, den ich doppelt hatte, gegen zwei „Gummireifen" eingetauscht und diese in einem Brotbeutel verstaut. Ich hatte das Gefühl, bei dem Tausch beobachtet worden zu sein. Ich blickte mich um – und sah Teddy allein am Lehrertisch sitzen. Die anderen Lehrer, und auch die Jungs, waren schon gegangen. Ich wollte mich an Teddy vorbeischleichen, doch er packte mich am Arm, entriss mir den Brotbeutel, schlug ihn mir links und rechts um die Ohren und schrie mich an: „Du weißt, dass das verboten ist! Raus!"

Den Brotbeutel samt Inhalt behielt er.

Ich weiß nicht, wie ich von dort zurück auf unsere Bude gekommen bin. Ich war innerlich tief verletzt. Der – der schlug also auch? Ausgerechnet der? Genau wie mein Vater? Wem kann man denn überhaupt noch trauen, wem?

Dann kam die Wut. Wie kommt der Pauker dazu, mir meinen Brotbeutel wegzunehmen! Was macht er

damit? Pult er die zerbröckelten „Gummireifen“ raus und isst sie auf? Das sind meine! Meine!! Meine!!!

Ich konnte ihm auf lange Zeit nicht mehr unbefangen begegnen.

Milch mit Schuss

Die Ruhe ringsum ist himmlisch, aber trügerisch. Es sind Tiefflieger, die Angst und Schrecken verbreiten. Eine Szene ist symptomatisch, Peter erlebt sie gemeinsam mit Teddy und einigen Kameraden, und es ist, als liefe da ein Film ab:

Sie stehen auf einem Hügel, blicken ins Tal hinab und sehen dort einen fahrenden Zug. Dann rauschen von der linken Seite Tiefflieger heran, man sieht das Mündungsfeuer der Bordkanonen und hört, zeitversetzt, das Knattern der Maschinengewehre, mit denen der Zug beschossen wird. Angst verspüren die Beobachter nicht; sie staunen nur ungläubig. Das hier ist ihre ganz persönliche Wochenschau!

Es dauert einen Augenblick, ehe sie sich der Gefahr bewusst werden und Teddy ruft: „Los los, schnell weg hier!“

Am nächsten Tag hat Peter Glück: Er darf Milch holen für das Lager. Mutter Deschl zu helfen ist Ehrensache, wenngleich das Herbeischaffen der täglichen Milch von einem benachbarten Bauern (die Jungen sind ja noch „im Aufbau“ und brauchen sie) wegen der Schlepperei nicht unproblematisch ist. Der Weg führt an ein paar Wiesen vorbei und durch ein kleines Wäldchen; man braucht etwa eine halbe Stunde. Die Jungs wechseln sich täglich ab; sie gehen immer zu zweit, weil die große Metallkanne so schwer ist. Peter

ist mit Hans unterwegs; beide freuen sich, denn das Milchholen ist beliebt. Auf dem Rückweg machen sie Pause am Bogenbach, der pieksauber ist – du kannst bis auf den Grund kucken. (Oder war das an einem Teich? Sauber und klar war das Wasser jedenfalls.)

Hier am Ufer genießen sie ihr Privileg, das für alle Milchholer ausgemacht ist, von wem auch immer: Einer der beiden löst den Kannendeckel und hält ihn umgekehrt hin, der andere nimmt die Kanne und gießt den Deckel voll Milch. Danach trinkt jeder eine Hälfte, anschließend wird der Deckel mit Wasser gefüllt und in die Kanne gekippt: die Menge stimmt. Die Milch sieht zwar ein wenig magerer aus – sie hat einen bläulichen Rand – doch das Wasser ist naturrein. „Los, wir müssen weiter!"

Es ist ein sonniger, windstiller Tag, kaum Wolken stehen am Himmel; wir zwei gehen am Rand einer Wiese und haben schon bald den Rückweg ins Kloster geschafft, als urplötzlich ein Flugzeug im Tiefflug herabstößt und uns unter Beschuss nimmt.

Ich glaube das nicht, ich kann es nicht glauben! Wir sind doch keine Erwachsenen, sondern Kinder, das müssen die doch sehen! „Volle Deckung!", schreit Hans, und ich mache es ihm nach, werfe mich auf den Boden und presse meinen Körper ins Gras der Wiese, während *tak-tak-tak-tak!* die Salve des MGs über unsere Köpfe hinweghämmert. Mein Herz schlägt bis zum Hals vor Angst; zugleich bin ich wütend über den Angriff. Zum Glück bleiben wir unverletzt, und selbst die Kanne samt Inhalt ist unversehrt.

Erleichtert erheben wir uns. Über meine Naivität, der Tiefflieger werde uns nichts tun, spreche ich lieber nicht mit Hans. („Du liebe Güte, Peter, wir haben

Krieg!“) Allerdings sagt mir meine Leichtgläubigkeit, der Pilot habe uns nur einen Schreck einjagen wollen – was ihm zweifellos gelungen ist.

•

Manchmal spricht sich etwas herum. Am 12. April stirbt Roosevelt. Was bedeutet das? Gibt Amerika jetzt auf? Ach, Quatsch. Aber vielleicht ist ja doch noch was zu machen für Deutschland?

Im Kloster wiegen sich alle weiterhin in Sicherheit, doch am 16. April wird, wenig mehr als 6 km entfernt, die Eisenbahnbrücke in Bogen durch Bomben der Alliierten zerstört, und am 18. April wird in rund 20 km Entfernung Straubing aus der Luft angegriffen. Über 2.000 Bomben sollen dort gefallen sein, berichtet die Chronik, mehr als dreihundert Menschen seien ums Leben gekommen.

Götzendämmerung

Wenig später beginnt für alle hier, den Zweiten Weltkrieg betreffend, die *Absurdität der letzten Tage*.

Freitag, 20. April 1945. Der Führer hat Geburtstag! Adolf Hitler wird 56. Das muss gefeiert werden – so gut es geht. Alle Hitlerjungen versammeln sich zur Feier des Tages in Uniform – sofern noch nicht herausgewachsen. *„(...) Das deutsche Volk hat ihn geboren. Es hat ihn auf den Schild erhoben, es hat ihn in freier Wahl zum Führer erkoren. (...)“* Goebbels hält im Rundfunk die Laudatio auf Hitler. Die Jungs wissen nichts davon, hier hält der Lagerleiter die Ansprache, maßvoll auf die schweren Zeiten verweisend, doch im Übrigen zurückhaltend. Nach ihm ergreift der HJ-Lagermannschaftsführer das Wort. Dieser junge Mann,

von den Pimpfen „Mixed Pickles“ getauft – sein Gesicht war von hartnäckiger Akne gezeichnet –, besaß aus Sicht der meisten Angetretenen keinerlei Autorität. Die Jungs wussten nicht mal, wer oder was ihn in diesen unruhigen Zeiten in dieses Lager getrieben hatte. Als der nun auch noch von einer neuen Wunderwaffe, vom unbedingten Siegeswillen und vom Endsieg faselt, geht ein unüberhörbares Murren und halblautes Gelächter durch die Reihen der jungen Zuhörer, so dass zwei Lehrer eingreifen mit den Worten: „Ja ja, nun ist es aber gut“ – und den HJ-Führer in den Hintergrund abdrängen. Ein Hauch von Meuterei liegt in der Luft.

„Drei, vier: Deutschland, Deutschland, über a-halles ...“

Das war's, mein Führer. *Sic transit gloria nazis*.

[„Mixed Pickles“, Jahrgang 1929, richtiger Name unbekannt, wurde kurz darauf zur Wehrmacht eingezogen oder meldete sich freiwillig. Mit 16.]

•

Montag, **23. April.** An diesem Tag gelangen etwa hundert größere geflüchtete Mädchen von Bogen aus nach Windberg. Sie waren durch das Bombardement am Weiterkommen gehindert worden und stammen aus dem Banat. Banat? Nie gehört. Bezeichnend: *1941 wurde der jugoslawische Teil unter deutsche Verwaltung gestellt. Alsbald wurde gemeldet, er sei „judenfrei“.*

Weder die Jungs noch ihre Lehrer ahnten davon 1945 etwas, und auch diese Mädchen hatten damit wohl kaum etwas zu tun. Es hieß, sie seien vertriebene Volksdeutsche, deren Vorfahren aus Schwaben stammten. Jetzt waren sie heimatlos. Doch wohin mit

ihnen? Etwa die Hälfte fand in den bisherigen Unterrichtsräumen des Lagers eine Notunterkunft, die anderen vermutlich im Dorf.

Jungs und Mädchen im Lager ... irgendwie ungewohnt.

•

2.000 Bomben auf Straubing ...

Nachgelesen: In Straubing wohnten bis Anfang der vierziger Jahre dreißig jüdische Mitbürger, ehe sie inhaftiert, verschleppt und fast alle ermordet wurden. Nur drei von ihnen überlebten den Krieg. Und die Täter? Wo sind sie, was wurde aus ihnen?

> Hier könnte ich weiterfragen, nach weiteren Tätern und Opfergruppen, ferner nach NS-Verbrechen in anderen Städten und Ortschaften Deutschlands, Europas und darüber hinaus – es würde endlos. Klar ist: Das „Tausendjährige Reich" war totalitär, nichts und niemand konnte vor seinen Machthabern sicher sein.

Nach dem 18. April 1945 ist in und um Straubing vieles schwieriger geworden. Vor allem ist durch das Bombardement die Bahnverbindung von und nach dort unterbrochen. Brot für das Windberger Lager, bisher aus dem nahen Hunderdorf geholt, muss jetzt zu Fuß auf einem Handwagen herbeigeschafft werden. Die Entfernung von Windberg nach Straubing, hin und zurück, beträgt rund 40 Kilometer. Der Transport kann nur nachts erfolgen, bei Tage besteht Gefahr, von Tiefffliegern beschossen zu werden. Das Beschaffen obliegt den Hamburger Schülern; ein paar mutige Jungs aus deren Reihen führen das durch, in der Nacht zum 24. April.

Dann ein Unglück. Klassenkamerad Harald bricht sich ein Bein. Zehn deutsche Soldaten, welche auf dem „geordneten" Vor- oder Rückmarsch Station im Dorf gemacht hatten, ehe sie sich befehlsgemäß aufmachten, um die Amerikaner am Durchbruch zu hindern, ließen sich von Harald beim Verladen ihres Gepäcks helfen. Einer ihrer Artillerietraktoren aber hatte Probleme mit dem Motor und musste gezogen werden. Beim Anziehen durchschlug ein Seil Haralds Unterschenkel. Es dauerte zwei Tage, ehe ein Bauer sich bereit fand, trotz drohender Tiefflieger-Angriffe den Jungen mit Pferd und Wagen nach Bogen ins Krankenhaus zu bringen. Dort wird er abgelegt.

Mit ihm zusammen im Saal liegen Verwundete und Sterbende, später kommen kranke, befreite KZ-Häftlinge hinzu. Das Krankenhaus wird beschossen; er ist bettlägerig und hilflos seiner Angst ausgesetzt. Schließlich kommen die Amerikaner ... Und irgendwann, das Röntgengerät ist durch Granatsplitter unbrauchbar geworden, wird sein Bein einfach eingegipst und wächst schief an.

Dienstag, **24. April.** Am späten Abend des gestrigen Tages vollbringt ein etwas älterer Junge aus unserer Runde eine in unseren Augen beachtliche, wenn auch sträfliche Leistung. „Bohne"[6], wie wir ihn nennen, gelingt es, aus dem Keller von Mutter Deschl mit einem Spieß neun Brote zu angeln. Wenn wir vor den Amis flüchten müssen, werden wir wenigstens nicht

[6] „Bohne" fuhr nach 1945 als Fischer weltweit zur See, danach war er 7 Jahre Bautaucher auf Ceylon. Nach seiner Rückkehr war er fast 20 Jahre Flugkapitän der Lufthansa, ehe er Mitte der 70er Jahre im Alter von 46 Jahren verstarb.

verhungern! Leider fliegt die Sache auf, und „Bohne" hat seinen guten Ruf gleichermaßen bei den Lehrern und bei Mutter Deschl verspielt – nur bei uns nicht. Er besaß eine Ausstrahlung, die wir bewunderten.

Am heutigen Vormittag sammeln die Jungs wieder Tannenzapfen im Wald, für die Öfen von Mutter Deschl. Als sie den Wald verlassen haben, erblicken sie oben auf dem Dach des Klosters eine riesige weiße Fahne. Das Kloster ergibt sich? Welch eine Schande!

„Diese Mönche! Diese Feiglinge!", rufen einige der Jungs. Warum gibt ihnen niemand eine Panzerfaust? Doch es scheint, als seien die Feinde genauso feige wie die Mönche, jedenfalls lässt sich keiner von denen blicken.

Es ist widersinnig, zu diesem Zeitpunkt noch an ein Gegenwehren zu denken – wir wussten schließlich, dass das Kriegsende bevorstand. Was wir nicht wussten, war, dass die Nazis, allen voran der Gröfaz („größter Feldherr aller Zeiten"), diesen mörderischen Krieg angezettelt hatten. Wir hätten, mit einer Waffe in der Hand, immer noch geglaubt, für den 'Führer' und unser heilig Vaterland zu kämpfen.

In Windberg werden, neben weißen Betttüchern, auch holländische Flaggen gehisst.

•

Mittwoch, der 25. April, ist ein ungewöhnlich warmer Frühlingstag. Ich mache am Abend einen kleinen Bummel und gelange auf die Straße nach Hunderdorf. Da höre ich hinter mir einen langsam fahrenden Wagen. Als ich mich umdrehe, glaube ich meinen Augen nicht zu trauen: Ich sehe den ersten Ami-Jeep meines Lebens. Am Steuer ein Neger (der Begriff „Farbiger" war noch unbekannt), und hinter ihm,

überhaupt nicht zackig, sondern total lässig hingefläzt, sein weißer Vorgesetzter. *„Mohgen kommen uir uieder“*, ruft er mir zu. Auf Deutsch!

Das also ist der Feind? Es ist abermals eine Szene wie aus einem Film.

•

Donnerstag, 26. April. SS-Einheiten sprengen die bereits durch Bombenabwürfe unpassierbare Eisenbahnbrücke in Bogen und die Schlossbrücke in Straubing. Welch ein unnötiger, barbarischer Akt! Die Kinder und Erwachsenen im Kloster wissen abermals nichts davon, erfahren es erst später. Hier im Lager herrscht Alltag, und es gibt Probleme mit dem Klo. Der Motor, der das Wasser für die Toilettenspülung heraufpumpt, funktioniert nicht richtig; wer seine Notdurft verrichten will, muss das Toilettenwasser eimerweise von einem Brunnen heranholen.

Es heißt, einige der Banater Mädchen hätten Krätze.

Als bald darauf kein Öl mehr vorhanden ist, läuft auch der Lichtmotor nicht mehr, und alle sitzen am späten Abend und am frühen Morgen im Dunkeln, allenfalls durch „Hindenburglichter“ (den heutigen Teelichtern vergleichbar, aber qualitativ erheblich schlechter) notdürftig erhellt. Kalt geworden ist es auch noch, so dass sie frieren in der Nacht. Das bleibt so bis Ende April.

Zur Normalität gehört auch, dass die Harburger Klasse Englischunterricht bei Herrn Lohmann hat, einem Lehrer der Hamburger Jungs. Und plötzlich das: Die Amis kommen! Sie sind im Anrollen, sind in Windberg. Neun Panzer, viele weitere motorisierte Fahrzeuge und, so wird behauptet, einige hundert Mann

Infanterie – unüberhörbar, unübersehbar! Aber Peter und die Jungs – sie haben Englisch bei Herrn Lohmann und kriegen fast alles nur nachträglich durch Berichte mit.

Die Panzer sind zu breit, sie passen nicht durchs Klostertor, rumpeln über die Felder und walzen nieder, was im Wege steht. Irgendwie gerecht, findet Peter, denn er kennt ähnliche Bilder von deutschen Panzern aus der Wochenschau. Leider trifft es hier die Falschen; es trifft immer die Falschen. Plötzlich kommen GIs ins Klassenzimmer. Tür auf – Überblick – Tür zu: Die Amis durchsuchen das Kloster Raum für Raum nach Waffen. Hier sollen Waffen sein? Lächerlich, denkt Peter.

Am Nachmittag runter, Richtung Hunderdorf. Angeblich verschenken die Amis haufenweise Schokolade. Die Jungs sollen würdevoll sein oder so ähnlich, hat Teddy gesagt, also deutsch, irgendwie. Auf keinen Fall betteln.

Peter Littich hält sich daran, doch ihm gibt (sowieso?) keiner was. Ein Neger blickt ihn an und spuckt etwas aus, das wie Schokolade aussieht. Ein Hund frisst das auf. Dahinter sieht Peter einen einheimischen Bubi, zehn oder elf Jahre alt, der eine HJ-Mütze trägt, vorne ist noch das rhombenförmige Abzeichen dran, samt Hakenkreuz. Das könnte Ärger geben, Peter geht lieber.

Freitag und Samstag, 27. und 28. April. Eine neue Zeit – braucht eine neue Ordnung. Die Erlasse der alliierten Besatzungsmächte werden durch Anschlag bekanntgegeben. Die wichtigsten Gesetze seit 1933 werden aufgehoben, die NS-Partei und ihre Gliederungen verboten.

Die Jungs haben ihre HJ-Abzeichen und alles Hakenkreuzlerische sofort vernichtet. Was haben eigentlich die Lehrer mit ihren Parteiabzeichen gemacht?

Die Jungen dürfen das Lager nur morgens von 8 bis 9 und nachmittags von 16 bis 18 Uhr verlassen. Es heißt, Mussolini sei tot, der „Duce". In den Augen von Peter war der immer eine Knallcharge.

Dienstag, 1.Mai 1945. Ein denkwürdiger Tag. Aber kein „Nationaler Feiertag des deutschen Volkes" mehr, auch kein „Tag der Arbeit", ja, nicht einmal ein Feiertag! Oder doch? Ein Klassenkamerad zieht beim Unterricht seine Taschenuhr heraus und meldet sich:

„Es ist jetzt 11 Uhr und 6 Minuten. Heute vor genau einem Jahr sind wir in Harburg abgefahren."

•

Und noch etwas: Hitler ist tot, erfahren wir. Er ist gestern, am 30. April in Berlin ... Wie bitte? Tot? Das ist ja entsetzlich! Trauern wir? Weinen wir? Nichts dergleichen. Keine Emotionen. Aber am 20. April haben wir ihn doch noch – ! Schwamm drüber.

Hitler sei, heißt es weiter, in Berlin auf seinem Befehlsstand in der Reichskanzlei, an vorderster Front bis zum letzten Atemzug gegen den Bolschewismus kämpfend, für Deutschland gefallen.

Nein. Das glaube ich nicht. Ich glaube nicht, dass er an vorderster Front gekämpft hat, geschweige „bis zum letzten Atemzug". Sein Nimbus ist längst passé, die Wunderwaffen waren eine Lüge, der irrsinnige Traum vom deutschen Endsieg ist endgültig ausgeträumt.

Hitler lebt nicht mehr. Verstanden. Doch der verdammte Anfang seines Lebenslaufs – *Unser Führer*

Adolf Hitler, geboren am 20. April 1889 in Braunau am Inn – ist für alle Zeit eingebrannt in mein Gedächtnis.

Soll ich das sagen? Ich traue mich nicht; keiner von uns sagt, was er denkt.

Die nächsten Tage bringen ein gutes Maß Normalität zurück. Der Motor hat wieder Öl, das Kloster hat Licht und Wasser, und von morgens 6 bis abends 18 Uhr dürfen sich in und um Windberg alle wieder frei bewegen. Wer nach Bogen muss, bekommt einen Passierschein durch den Bürgermeister. Doch es gibt weder eine Zeitung noch Nachrichten – das Lehrer-Radio hat Sende- oder Senderpause. Umso mehr wuchern die Gerüchte.

Irgendwann nach dem 8. Mai 1945. Am Vormittag haben wir wieder Tannenzapfen gesammelt. Unterricht findet nicht statt. Jetzt sitzen wir mit Teddy am Waldesrand, haben uns um ihn gelagert. Die Sonne scheint, und die Vögel zwitschern. „Der Krieg ist zu Ende", berichtet Teddy mit belegter Stimme. „Deutschland hat am 8. Mai bedingungslos kapituliert." Er spricht vom mörderischen Kampf, vom heldenhaften, vergeblichen Ringen unseres Volkes, er zieht einen Vergleich zum Ersten Weltkrieg – „und nun dies, dies schreckliche Ende, der Krieg verloren, abermals."

Ich denke, dass die Erwachsenen nach dem Ersten Weltkrieg doch hätten wissen müssen, wohin das führen kann, aber ich bin erst 14 Jahre alt und hüte mich, solche Überlegung auszusprechen.

Ich bin nur froh, heilfroh und erleichtert, dass es nie wieder HJ-Dienst geben wird. Aber ich weiß wirklich nicht, wie man zu Hause Leute grüßen soll, wenn man nicht mehr „Heil Hitler!" sagt und den rechten

Arm dabei hebt. „Guten Morgen", „guten Tag", „guten Abend"? Das ist ziemlich ungewohnt; ich bin seit Jahren aus der Übung.

•

Jahrzehnte später, als *Loriot* in seinem Badewannen-Sketch zwei nackte Hotelgäste als Comic-Figuren in die Wanne setzte, von denen einer einen Doppelnamen trug. habe ich überlegt, ob wir Deutschen uns, gesetzt den Fall, wohl auch mit *Heil Müller-Lüdenscheid* gegrüßt hätten. (Natürlich bekleidet, aber vielleicht hätten wir beim Grüßen nicht den Heil-Hitler-Arm erhoben, sondern stattdessen den Hintern entblößt – ?)

Manchmal muss man etwas „Normales" ad absurdum führen, um das idiotische Verhalten von Millionen Anhängern und Mitläufern zu entlarven.

Bitte unter *„Schon gewusst?"* notieren: Hitler war nie in der SA oder SS (und für die Hitlerjugend zu alt, mein Führer). Im Zweiten Weltkrieg war er nicht mal Soldat, aber (kein Witz!) Oberkommandierender der Wehrmacht, und zwar selbst ernannt gemäß „Führererlaß" vom 4. Mai 1938.

Frei nach Bert Brecht: *„Der unaufhaltsame Aufstieg des Gefreiten A.H."*

Ein Wort zum Sonntag

Die Amis haben für den Kreis Bogen einen neuen Landrat ernannt, der uns am Sonntag die Ehre seines Besuches angedeihen lässt ...

Quatsch. Die Jungs sind aufgefordert (nach Rücksprache mit dem Prior und unserem Lagerleiter), sich gemeinsam mit den Lehrern zu versammeln, um die

Ansprache dieses Landrats anzuhören. Sie ist – für die Ohren der Jungs – schockierend. Was er sagt, ist jenseits aller Werte, die ihnen bislang vermittelt wurden. Ist dieser Mann ein KZ-Überlebender? Oder vielleicht der einzige unbelastete Kommunist, den die Amis auf die Schnelle hatten finden können? Keine Ahnung. Vermutlich weiß er aber bereits von den Verbrechen der Nazis, denn er verteufelt den NS-Staat aufs Schärfste und wirkt auf die Schüler, die gestern oder vorgestern noch Hitler verehrt hatten, wie ein rotes Tuch. Für ihn sind sie nach wie vor Hitlerjungen; er macht keinen Hehl aus seiner Abneigung.

> Wir Ahnungslosen fragten uns hinterher – und fragten auch Teddy –, ob dieser Mann überhaupt Deutscher sei. Es fiel unserem Lehrer nicht leicht, die Wogen der Empörung zu glätten.

Badefreuden und „Panzerfääst“

Die Sonne scheint, es ist warm, und jeglichen Unterricht hat die Militärregierung bis auf Weiteres verboten. Zum Glück aber nicht das Baden! Der Bogenbach ersetzt die nicht vorhandenen Duschen und Badewannen.

Teddy, der seinen Schülern glaubhaft versichert hatte, trotz seiner 48 Jahre noch nie einen Kopfsprung gewagt zu haben, übte heimlich und überraschte die Jungs eines Tages in dem aufgestauten Teil des Bogenbachs mit einem formvollendeten Köpfer. Das Gewässer ist erfrischend kühl, aber klar, man kann herrlich darin schwimmen und nach Perlmuscheln tauchen. In einer der Muscheln fand sich eine bildhübsche, in allen Farben schillernde Perle.

Doch es sind nicht nur viele Muscheln, die das Bachbett beherbergt, sondern auch etliche Patronen – Munition, die deutsche Soldaten vermutlich auf der Flucht vor den Amerikanern weggeworfen hatten. Man kann damit herumspielen, kann sie sogar Teddy zeigen, der den harmlosen Spaß belächelt ... Oder man nimmt sie mit ins Lager, öffnet sie mit einer Kneifzange, schüttet das Pulver heraus und steckt es an. Eine Stichflamme, herrlich!

Dummerweise hat ein Schüler die Idee, eine herausgefischte Patrone einem der Jungs aus dem Dorf zu zeigen: „Kuck mal, möchtest du die haben? Ja? Dann lass dir von deiner Mama ein Stück Brot geben und komm damit wieder her, dann geb ich sie dir. Aber verrate mich nicht!"

Was passiert? Die Mutter erscheint samt Filius, aber ohne Brot, nimmt dem Schüler die Patrone ab, eilt damit zum neu ernannten Bürgermeister – und das Verhängnis nimmt seinen Lauf.

Die Harburger Jungs – die Hamburger sind offenbar nicht beteiligt – müssen sich versammeln, auch die Lehrer, und sehen sich einer geballten, furchteinflößenden Macht gegenüber. Der Bürgermeister, flankiert von zwei GIs, die allein schon durch ihre Kinnriemen einen martialischen Eindruck machen und ihre Maschinenpistolen im Anschlag halten, brüllt auf Bayrisch los, als seien die Schüler der letzte Dreck.

> Den Kernsatz seiner Anschuldigungen habe ich behalten: *„Und i glaab, hier san a noch Panzerfääst und Gwehre im Loger!"* Panzerfäuste? Gewehre? Der spinnt wohl! Doch der empörte Bürgermeister, der offenbar einen Herd nationalsozialistischen Widerstandes im Lager vermutete, verlangte eine genaue Untersuchung nebst

Protokoll, verhängte einen Tag Hausarrest und verfügte die Herausgabe sämtlicher Waffen und Munition bis 18 Uhr.

Die Befragung führte Teddy durch, der Lagerleiter schrieb das Protokoll. Natürlich kam nichts Greifbares bei der Vernehmung heraus. Das Ganze war eine Spielerei vonseiten der Jungs, wenngleich beileibe nicht harmlos.

Ich hatte auch ein Häuflein Pulver und zwei Patronen. Ich wartete bis drei Minuten vor Ablauf der Frist, ehe ich bei Teddy an die Bürotür klopfte.

„Was denn, du auch?", fragte er kopfschüttelnd. (Ja, sicher, ich bin doch kein Feigling!) Ich wollte aber hauptsächlich sehen, was da alles abgeliefert worden war – und staunte: Auf Teddys Schreibtisch türmte sich ein etwa 40 cm hoher Haufen Schwarzpulver, etliche Dutzend Patronen und – ein Revolver! Dies alles zu besitzen, oder auch nur einen Teil davon, war von der Militärregierung verständlicherweise bei Androhung drastischer Strafen verboten worden.

Zum Glück wurden wir nicht weiter bestraft – oder doch: Wir bekamen alle kurzfristig Ausgangssperre, wurden aber bald darauf wieder unterrichtet, doch ohne das Fach Geschichte. Und überhaupt war alles nur vorläufig.

Cäsar, Spiegeleier, Kopfläuse

Das Leben nimmt seinen Lauf, doch der Hunger lässt sich nicht besänftigen. Wir essen nahezu unentwegt rohe Rüben aus irgendeinem Vorrat im Keller, um dem Magen etwas anzubieten. Bei Mutter Deschl wird sowieso alles ratzekahl weggeputzt – immer.

Immer?

Ein einziges Mal hat mancher von uns seinen Teller am Abend nicht leer gegessen. Das lag jedoch nicht an Mutter Deschl, sondern an Cäsar, ihrem riesigen alten Bernhardiner. Und auch Cäsar konnte eigentlich nichts dafür. Dieser arme Hund, der meistens irgendwo in der Sonne lag und döste, hatte am Bauch ein ekliges, kindskopfgroßes Geschwür, das allem Anschein nach wuchs und wuchs. Eines Tages war Cäsar verschwunden. Es hieß, einer der GIs habe ihn erschossen, um das Tier zu erlösen. Am selben Abend aber gab es bei Mutter Deschl Lungenhaschee, und plötzlich wies jemand aus unserer Mitte auf den Teller und sagte: „Cäsar" ...

•

Freie Zeit haben die Jungs reichlich, und so befreien sie für Mutter Deschl ein ganzes Feld von wucherndem Unkraut. Ihr Lohn: eine Handvoll Kirschen.

Eines Tages fragen sie schließlich bei den Bauern im Ort nach Beschäftigung. Man nimmt sie gern, denn sie kosten nichts – eine Mahlzeit ist ihr Lohn. Aber essen können sie, und das nicht zu knapp! Peter und sein Kumpel bringen es jeweils auf 9 – neun! – Spiegeleier nebst Brot.

> Am nächsten Tag wollten wir wieder hin, doch es ging mir nicht anders als einigen Mitschülern: Mein Kopf juckte wie verrückt. Ich ließ mich untersuchen und war geschockt: Kopfläuse! Ich wurde bestäubt und musste über Nacht unter eine stramme Haube, bekam am nächsten Tag eine anständige Kopfwäsche – und hatte eine große Blase hinterm Ohr. Es war wohl DDT gewesen, mit dem ich behandelt worden war; ziemlich giftig, aber hilfreich. Eine eklige Erfahrung, doch die hygienischen Verhältnisse waren überall

nicht normal und wir Jungs nicht achtsam genug. Die Rinnsale im Waschraum reichten sowieso nur zum flüchtigen Waschen.

Zu dem Bauern – Hunger hin, Hunger her – bin ich nie wieder hingegangen. Später im Jahr habe ich rohe Pilze und Bickbeeren gegessen.

Eine Frage …

Mittlerweile ist es Juni. Die Sehnsucht, endlich nach Hause zu kommen, wird immer größer. Plötzlich haut wieder einer ab. Achim Specht, der so unglücklich in Schwester Else verliebt war! Wie sich herausstellt, ist er allerdings nicht in Richtung Hamburg unterwegs, sondern ist 25 km entfernt, jenseits der Donau, zu einem Bauern gegangen, bei dem er drei Jahre zuvor in Pflege gewesen war, in der Hoffnung, von dort aus nach Hamburg zu gelangen. Teddy ruft daraufhin seine Schäflein zusammen, verweist abermals auf die großen Gefahren und Schwierigkeiten und lässt sich von jedem in die Hand versprechen, dass niemand mehr das Lager verlässt, sondern dass jetzt alle – die Harburger Jungs sind nur noch 19 – bis zum gemeinsamen Abtransport in Windberg ausharren.

Eine Frage stellt sich Peter insgeheim: Warum hat Teddy sich dies Versprechen nicht schon längst geben lassen, nämlich vor Wochen, als der Krieg noch nicht zu Ende war?

Betteln bei Bauern

Wenn du Hunger hast, setzt du dich über vieles hinweg. Peter hat einen ziemlichen Bammel davor, an einem fremden Bauernhaus zu klingeln oder zu klopfen

und nach Brot zu fragen. Zuerst geht er gemeinsam mit einem Mitschüler, doch bald versucht er es allein und sagt sein Sprüchlein. Längst nicht immer mit Erfolg, doch hin und wieder hat er Glück. Einmal muss er sich eine schier endlose Litanei von einer Bauersfrau anhören – auf bayerisch. Er versteht nur so viel, dass es um einen Mann geht, der den Nazis ein Dorn im Auge war. Zum Schluss sagt die Frau traurig: „Derhenkt hams 'n!" – aufgehängt haben sie ihn. Dann schenkt sie Peter ein gekochtes Ei.

Seinem Klassenkameraden Heini gelingt ein Bravourstück. Als er bei einem Bauern anklopft, lässt man ihn eintreten, doch auf seine Frage nach einem Stück Brot erntet er nur Kopfschütteln. Im Rausgehen, als niemand ihn beobachtet, erblickt er auf der Fensterbank einen Rosenkranz und steckt ihn ein. Draußen entfernt er sich ein paar Schritte, wartet zwei Minuten, klopft abermals und behauptet, den Rosenkranz vor der Tür gefunden zu haben: „Gehört der vielleicht Ihnen?"

Sein Lohn: ein halber Laib Brot, ein großes Stück Schinken und drei Eier.

Tagesfrische Hühnereier gab es auch in einem Gelege, ganz dicht beim Lager, das hat einer der Jungs ausgemacht – und ausgenommen. Leider stellte sich heraus, dass zwei von den drei geklauten Eiern Gipseier waren, die den Hühnern anzeigten: In diese Nester müsst ihr eure Eier legen, und nicht in irgendeine Ecke. Damit der Diebstahl nicht aufflog, blieb ihm nichts anderes übrig, als die beiden künstlichen klammheimlich wieder zurückzubringen.

Hamburg ruft!

Am 20. Juni 1945 fährt im Lager ein Auto vor und es erscheint, wie aus einer anderen Welt, ein Mann namens Dr. Heinrich Sahrhage. Der war seit 1940 speziell verantwortlich für die Organisation der erweiterten Kinderlandverschickung Hamburger Schüler (vermutlich auch für den Elternbrief der NSDAP vom 7. März). Er war seinerzeit auch Lehrer der Hamburger Jungs gewesen und hatte für sie 1943 dies Lager ausgesucht. Jetzt machte er ringsum in Bayern eine Art Bestandsaufnahme der verschiedenen Lager und kümmerte sich um die Rückführung der Schüler. In einigen Wochen, so verspricht er, würden sie mit Hamburger Autobussen in ihre Heimat zurückbefördert werden.

In einigen Wochen ... Wann mag das sein, wie lange dauert das noch?

Aussetzer

Bayern ist weitgehend katholisch, wie Peter weiß. Allgegenwärtig sind Kruzifixe in Räumen und unterwegs als Flurkreuze, hierzulande Marterln genannt. Einmal staunt er über eine Prozession; noch mehr aber wundert er sich über Gliedmaßen von Kühen oder Ochsen, aus Gips gefertigt und in der Kirche ausgestellt, aus Dankbarkeit für die Heilung des Tieres durch Jesus Christus oder die Jungfrau Maria.

Teddy hätte gern einen Gottesdienst gefeiert, doch die Banater Mädchen waren überwiegend altkatholisch, die Harburger Jungs fast ausnahmslos evangelisch und Pater Augustin gehörte dem römisch-katholischen Orden der Prämonstratenser an. Einer gemeinsamen

Feierstunde in der Wallfahrtskirche von Heilig-Kreuz hingegen stimmte Letzterer sofort zu. Ausgangspunkt war die Novelle *Der Wanderer zwischen zwei Welten* von Walter Flex. Dass dieses damals recht bekannte Buch aus dem Ersten Weltkrieg den Krieg idealistisch verzerrt und ästhetisiert, ist zu diesem Zeitpunkt angesichts der deutschen Niederlage thematisch noch hinnehmbar – aber nur ohne jegliche Kenntnis von den millionenfachen NS-Verbrechen.

Das alles aber stand für mich nicht im Mittelpunkt, sondern ich selbst. Ich saß ganz vorn in der ersten Reihe, weil ich ein Gedicht aufsagen sollte. Einen Text, den ich im Schlaf konnte …

Als ich an der Reihe war, stand ich auf, drehte mich zur Zuhörerschaft um und wollte das Gedicht rezitieren, doch es war – weg. Ausgelöscht. Absolut! Es war in meinem Kopf nicht mehr vorhanden. Als hätte ich es nie gelernt.

Peinlich! Blamabel! Noch dazu in diesem Umfeld und in dieser feierlichen Stunde. Das war nicht einfach ein momentanes Vergessen – es war der Aussetzer überhaupt! Ein Alptraum. Ich will weg von hier. Weg! Weg!

Meine Mitschüler blättern hastig in einem Büchlein, um mir zu soufflieren, doch sie können die Seite nicht finden. Stumm kehre ich an meinen Platz zurück und lasse mich fallen. Ich bin fertig. Total. Erledigt. Ein Niemand. Ein Nichts. Ein Aussätziger. Einer, mit dem man nicht mehr spricht.

Das bleibt – das blieb so während der ganzen Feierstunde (von der ich nichts mitbekam) und auch hinterher, auf dem Rückweg.

Am nächsten Tag redete keiner mehr darüber. Ich atmete ganz tief durch.

Zwei Tage später stand Peter Littich erneut im Mittelpunkt, als hier noch einmal „Das Märchen vom tapferen Schneiderlein“ aufgeführt wurde. Zum Glück lief diesmal alles ohne Panne ab, und sämtliche Akteure, die mitgewirkt hatten, ernteten reichlich Beifall, besonders von den Mädchen aus dem Banat.

Mit diesen Mädchen kam Peter noch einmal in Kontakt, als jene, gemeinsam mit mehreren Jungs, „Liebesball“ spielten. Er kannte das Spiel nicht, machte sich aber Gedanken darüber, die weit über das Ziel hinausgingen. Eines der Mädchen, es war bestimmt einen Kopf größer als er selbst, hatte ihn aufmerksam und mit offensichtlichem Interesse beobachtet, das war ihm nicht entgangen, und als sein Name fiel, warf sie den Ball haushoch.

Da ist Peter lieber weggegangen.

„In allerkürzester Zeit“

Es ist die Zeit der Ferien. Der großen Sommerferien. Doch was ändert sich schon groß? Wann hatten die Jungs zuletzt Unterricht, richtigen „normalen“ Unterricht? Wann haben sie die letzte Klassenarbeit geschrieben? Sie haben keine Lehrbücher mehr, die Lehrer auch nicht – und wenn sie welche hätten, so wären die Bücher von der NS-Ideologie geprägt und daher verboten. Von der Militärregierung wird schließlich jeglicher Unterricht erneut untersagt.

Seltsam: Alles, was bis gestern hoch und heilig war, soll heute Gift für ihre Seelen sein, wenn es nach den Besatzungsmächten geht. Erklären tut das keiner. Die HJ-Führer sind abgesetzt, die Lehrer mehr oder weniger im Geschehen verstrickt, und die Jungs – ? „Noch

nicht reif genug?“ (Das wird's sein.) Tatsache ist: Deutschlands Feinde haben die Macht und nutzen sie.

> *Vergangenheitsbewältigung*? Nicht nur ein Wort-Monster, sondern eine Sisyphos-Aufgabe, die das Stigma des Scheiterns in sich trägt. Ähnlich monströs: der Begriff *Wiedergutmachung*. Was soll denn bitte „wieder“, also erneut gutgemacht werden? War es vorher etwa auch schon „gut gemacht“? Oder ist es das „Heile-Gänschen-Prinzip“ (*Heile, heile Gänschen, es wird ja wieder gut* …) nach dem Motto: „Kopf hoch, war doch alles gar nicht so schlimm!“? Gemeint ist eine Entschädigung von Opfern und Hinterbliebenen. Man hätte es Sühne nennen müssen, genauer: *Versuch einer Sühne, in aller Demut*. Aber das traute sich keiner.

•

Die Jungs baden und schwimmen weiterhin im Bogenbach, so oft es das Wetter zulässt. Es ist traumhaft, und es sind herrliche Stunden! Aber es ist nicht der ganze Tag.

Wann geht es endlich los, wann kommen sie hier weg, wann fahren sie nach Hause? „In allerkürzester Zeit“, so hieß es Mitte Juli in einer offiziellen Mitteilung: In allerkürzester Zeit würden sie abgeholt, die Autobusse für sie seien schon in Hamburg abgefahren. Die müssen große Umwege gefahren sein, sehr, sehr große, denn inzwischen ist selbst am 1. August von einem Bus nirgends etwas zu sehen.

Doch das Lager „hat Ohren“: Mehrere Klassen aus Nachbarlagern sind inzwischen in Harburg, hören Peter und seine Kameraden. Was aber ist mit ihnen, was wird mit ihnen, hat man sie abgehängt? Vergessen?

Das Gespanntsein, die Anspannung – sie erschöpft sich irgendwann, weil keine Resonanz erfolgt. Die Spannung läuft ins Leere, du bist genervt und schließlich nur noch abgespannt. Nichts reizt dich mehr, keine Abwechslung; alles läuft mechanisch ab, das ganze kleine, junge Leben scheint sinnlos, du fühlst dich irgendwie nutzlos und resignierst. Der Zustand betrifft sie alle, aber er eint sie nicht. Es gibt kein Wir, kein Du, ja, nicht einmal ein Ich.

Die Zeit scheint stillzustehen.

Sind sie depressiv, mit ihren 14 Jahren? Den Begriff kannten sie damals noch nicht. Aber sie waren wohl dicht davor; sie alle waren ausnahmslos lustlos, antriebslos und hoffnungslos. Selbst Lieder wie „Wir haben Hunger, Hunger, Hunger“ oder obszöne wie „Gerumst hat er die ganze liebe Nacht“ bis zu „Und Irene vögelt mit der Flak-Mannschaft“ wurden nicht mehr gesungen. Ihre Sehnsucht lief ins Leere, sie endete in einer Sackgasse, und keiner holte sie da raus. Stumpfsinn war Trumpf. Sogar plötzlich strahlender Sonnenschein wirkte wie Hohn.

Inzwischen aber ist das Wetter dermaßen schlecht, dass nicht mal das Baden im Bogenbach möglich ist – das Wasser ist arschkalt. Das Einzige, was ihnen bleibt, ist das Warten, Warten, Warten. Tag für Tag für Tag. Und dazu die trostlose Langeweile.

Dabei sitzen sie auf gepackten Koffern!

Teddy … kann seine Jungs auch nicht aufmuntern. Nur abends ein bisschen. In ihren Schlafanzügen treten sie auf den Flur, singen mit ihm zusammen ein Abendlied und huschen danach in ihre Betten. Dann geht er durch die Zimmer, gibt jedem von ihnen die Hand, wünscht

„Gute Nacht“ und fügt manchmal ein paar tröstende Worte hinzu. Er selbst kann ja auch nicht weg.

Endlich!

Sonntag, 5. August 1945. Am frühen Vormittag trifft ein Lkw im Kloster Windberg ein. Für die Jungs! Welch eine Freude! Gegen Mittag kommt ein zweiter, ebenfalls bejubelt, und am Nachmittag endlich, endlich ein großer Autobus samt Anhänger! Die Lkws sind für das Gepäck bestimmt, aber der Bus, der Bus bringt sie nach Hause, er fährt sie nach Harburg! Welch eine Erleichterung – sie sind völlig aus dem Häuschen. Die Freude hält den ganzen Sonntag an.

Am Montag geht das Packen los. Reisefieber! Chaos! Viele Klamotten sind zu eng und zu klein geworden, manch Kleidungsstück müsste geflickt oder gestopft werden (Strümpfe!), und doch ist das Zeug für jeden viel wert. Sie ahnen, dass es so leicht nichts Neues geben wird.

Die Abreise soll Dienstag früh erfolgen. Teddy holt, gemeinsam mit einigen aus Peters Klasse sowie dem Fahrer, per Lkw Gepäck aus Mitterfels, das Jungs aus den Klassen 1, 2 und 4 gehört. Im dortigen Lagerraum war allerdings eingebrochen worden. Einige Koffer, stark beschädigt, wurden beraubt.

Um 16 Uhr sind sie mit dem Packen fertig. Ihr Gepäck wird verladen, und sie machen eine Sitzprobe.

„Da hinten ist doch noch Platz!“

Ja ja, darum kümmere dich man nicht, Peter Littich. Es muss ja nicht jeder mitkriegen, dass da ein oder zwei Wehrmachtsangehörige in Zivil sitzen sollen, die heimlich mitgenommen werden, weil sie nach Hause wollen, statt in Gefangenschaft zu gehen.

Am Abend verabschieden die Jungs sich von Pater Augustin, und nach dem Essen bringen sie, angeführt von Teddy, um halb neun Mutter Deschl und ihrem hilfreichen Personal ein Ständchen zum Abschied. Danach verabschiedet sich der Bürgermeister von Windberg von ihnen, gemeinsam mit dem Oberlagerleiter (nie gesehen, aber den gab es tatsächlich).

Und wer bewacht jetzt ihr Gepäck, über Nacht? Immer zwei Mann für zwei Stunden. Na los, Freiwillige vor! Peter Littich tut sich mit Erwin zusammen. Sie wachen die letzten zwei Stunden vor dem Wecken – schlafen könnten sie sowieso nicht. Es ist ein eigenartiges Gefühl, alle Sinne sind angespannt, jedes Geräusch scheint sich zu vervielfachen, Zweige täuschen menschliche Silhouetten vor, sie bewegen sich langsam, und allerlei Getier huscht durch die Nacht. Angst hat Peter nicht, Erwin sitzt ja neben ihm – und der mag umgekehrt dasselbe denken. Als der Morgen graut und die Dinge wieder ihre wahre Gestalt annehmen, ist beiden Nachtwächtern dann aber doch etwas wohler zumute. Kameradschaft, so heißt es später, sei damals großgeschrieben worden. Vielfach stimmt das auch. Aber so richtig dicke Freundschaften sind in der Zeit kaum entstanden.

Um halb sechs ist Wecken, um 7 Uhr trinken die Jungen zum letzten Mal gemeinsam Kaffee. Danach empfangen sie ihre Marschverpflegung, die ausgesprochen üppig ist. Der Bus steht bereit. Ein letztes Abschiednehmen von allen, die sie so lange betreut haben – Mutter Deschl kann vor Rührung nicht sprechen –, rein in den Bus, freudig-trauriges Winken, und los geht's.

Dienstag, 7. August. Nur gut, dass sie nicht wissen, was ihnen bevorsteht. Der Bus fährt an – und stoppt. Die Klostereinfahrt, jetzt Ausfahrt, erweist sich beim ersten Versuch als zu eng. Schock! (Das Gefühl ist wirklich da: Wir kommen hier nicht weg. Dabei war der Bus hier doch auch reingekommen!) Erst beim zweiten Anlauf klappt es. Gut! Und jetzt den Klosterberg hinunter.

„Wisst ihr noch, als wir hier im März angekommen sind?"

Ein Blick auf ihre Badestelle im Bach – und tschüss. Danach zügig weiter Richtung Bogen, von dort donauaufwärts über Straubing nach Regensburg und über Nürnberg nach Würzburg. Aus beiden Städten starren sie massenhaft Ruinen an, hoch aufragende Kamine scheinen den Himmel anzuklagen. Peter Littich nimmt die Zerstörungen wahr wie Bilder aus einer Wochenschau; diese Städte sind ihm fremd.

Allzu weit kommen sie nicht. Etwa 20 Kilometer hinter Würzburg endet ihr erster Reisetag. Sie werden in kleine Gruppen aufgeteilt und schlafen bei Bauern im Stroh.

Mittwoch, 8. August. Amerikanische Truppen, häufig farbige Soldaten, behindern ihre Fahrt nahezu ununterbrochen. Panzer, Sturmgeschütze, Geschütze auf Selbstfahrlafetten – ganze Truppeneinheiten, voll motorisiert, werden nach Süden verlegt. Der Bus muss warten und den Gegenverkehr passieren lassen. Der Lärm ist zeitweise ohrenbetäubend. Ein Ami erkundigt sich im Vorbeifahren auf Deutsch nach einer Ortschaft, und wer antwortet ihm? Einer der Lehrer – auf

Englisch! Peter Littich findet das unerhört. Es genügte doch wohl, dass die uns besiegt hatten, da musste man denen doch nicht auch noch in den Hintern kriechen! Apropos kriechen: Viel mehr bringt der Bus auch nicht zustande. Und jetzt noch die Rhönberge hoch! Die Bremsen – was ist mit den Bremsen? Sie streiken. Der Motor auch. Aus! Sie sind in Hünfeld, kurz hinter Fulda. Es ist später Nachmittag. Sie haben etwa 100 Kilometer geschafft, liegen jetzt fest – und übernachten in einem Getreideschober. Aus den Ähren pulen sie die Körner heraus, mehr können sie dem Magen nicht anbieten.

Donnerstag, 9. August. Der Autobus ist in Fulda, aber ohne die Jungs. Eigentlich hätten sie heute in Harburg sein sollen; nun müssen sie warten, bis der Bus repariert ist. Es regnet ununterbrochen Bindfäden. Egal, die Stimmung ist sowieso im Eimer. Ein katholisches Stift stellt ihnen tagsüber seinen Aufenthaltsraum zur Verfügung, in einer Verpflegungsstelle für heimkehrende Soldaten spendiert man ihnen eine Suppe.

Freitag, 10. August. Abermals haben sie in dem offenen Heuschober auf ungedroschenem Getreide übernachtet, diesmal bei entsetzlichem Sturm und bei Temperaturen, als hätten sie Ende Februar. Viele haben vor Kälte geschlottert, alles fühlt sich klamm an. Das Einzige, was sie aufrecht hält: Der Bus ist repariert, einsteigen, Leute! Endlich geht es weiter. Bei strömendem Regen gelangen sie über Bad Brückenau, Bebra, Eschwege ins Werratal, dann über Witzenhausen, Göttingen und Alfeld nach Wülfingen, gut 31 Kilometer vor Hannover. Hier werden sie bei einem Bauern freundlich aufgenommen und verpflegt, übernachten wieder im Stroh, schlafen diesmal aber besser.

Sonnabend, 11. August. Pünktlich um 7 Uhr brechen sie auf zur letzten Etappe. Hannover – da wohnt doch Verwandtschaft von dir, Peter Littich, stimmt's? – auch Hannover reckt unzählige Trümmergerippe gen Himmel; fast scheint es, als sei die ganze Stadt zerstört. Celle, Uelzen, Lüneburg ... Am Wegesrand hastig aufgeschüttete Soldatengräber, ach, ihr namenlosen Helden, warum nur, warum jetzt noch, ganz zum Schluss, wo sowieso alles umsonst gewesen ist, millionenfach ... Nimm das wahr, Peter Littich!

Bestaubt sind die Gesichter, doch froh ist unser Sinn –
es braust unser Panzer im Sturmwind dahin.

Was soll das? Peter wachträumt querbeet vom Tod zum Leben; er müsste dringend zum Friseur, Vati, seine Haare sind fast so lang wie die von gustaf nagel, dem Wanderprediger, der alles klein schrieb, Junge, das musst du dir mal vorstellen! Der ging barfuß, sogar im Winter ... Und dann, ohne Übergang, wie aus einer fernen Epoche, drängt sich die Erinnerung an ein Erlebnis vor, das Omi Fellner ihm aus ihrer Schulzeit erzählt hat. Als der Lehrer fragte, wer ein Gedicht wüsste, hat sie sich gemeldet und gesagt: *‚Ich bin der Meister, du der Geselle. Ich esse die Wurst, du frisst die Pelle!‘* Wie bitte? Nein, sie wurde nicht bestraft. Der Lehrer mochte sie nämlich sehr gern, hat Omi betont und schelmisch gelächelt ...

Ein Ruck. Sie halten. Was ist denn jetzt wieder? Aufwa- was? Ja, aufwachen! Wir sind in HARBURG angekommen!

Winsener Straße, Wilstorf, ich steige unten am Heckengang aus und nehme mein Gepäck in Empfang, die anderen fahren weiter. Nach 15 ½ Monaten ist unsere Zeit der Evakuierung – ist der Krieg – ist die

Diktatur der Nazis ein für alle Mal vorbei, vorbei, vorbei ...

Punkt.

Ein letztes Winken. „Tschüss, kommt gut nach Hause!“

Danke, ja, ich auch. Aufatmen. Durchatmen. Vorausblicken. Wo bin ich? Es sieht hier aus wie früher, wenn ich Omi Fellner besucht habe. Schlachter Seidel ist noch da, und alle Häuser sind unbeschädigt. Bin ich im falschen Film? Ist die Zeit einfach stehen geblieben? Ich bin … anders geworden, nicht nur älter. Während ich die kurze, steile Straße hinaufhaste, zur Rechten an Milchmann Cölln vorbei, linker Hand liegt die alte Eckkneipe, das „Tivoli“ –, während ich all das wahrnehme, wird mir zum ersten Mal bewusst, dass ich nicht nach Hause komme, nie mehr. Ich überquere den Reeseberg und biege ein in die Friedrich-List-Straße, gleich links, Nummer 3, das zweite Haus hinter der kleinen Biegung, ja, da steht es, unversehrt. Ich bin aber nicht „auf Besuch“ bei meiner Großmutter, wie früher, sondern ziehe dort ein und werde da wohnen für lange Zeit. Mein Zuhause … existiert nicht mehr. Es ist kaputtgebombt. Und die Freunde? Die Nachbarn? Vergiss es. Die Kontakte sind gekappt. Deine Kindheit ist vorbei, mein Lieber, du bist jetzt ein Jugendlicher. Ein paar Schritte noch … Ich bin da! Ich stolpere die paar Stufen der Steintreppe hoch, stehe vor der Haustür, halte inne, atme ein, atme aus –

Na los, Junge, du musst dreimal klingeln, Sturm!, wie früher. Euer Zeichen!

Drrring, drrring, drr – die Tür wird aufgerissen. Mutti und Omi umarmen mich unter Freudentränen.

20. NACHDEM. NACH DEM KRIEG.

Rundumblick, nach der innigen Umarmung des Wiedersehens: Alles ist hier anders ..., irgendwie fremdvertraut. Peter steht neben sich, er muss das innere Bild zurechtrücken, bis es übereinstimmt mit der Wirklichkeit. Noch einmal: Du lebst jetzt bei Omi Fellner, Junge, kapiert?

Die ersten Stunden – verfliegen wie im Traum. Und auf einmal ist doch wieder alles wie früher. Köstlichkeiten werden aufgetischt, um den Heimgekehrten zu verwöhnen, zum Nachtisch gibt es Eingewecktes aus Omis Garten. Am Abend nimmst du beglückt das friedvolle Selbstverständnis wahr, als das elektrische Licht eingeschaltet wird, während jegliche Verdunkelung fehlt. Niemand aus der Nachbarschaft schreit „Licht aus!"

Und dann schläfst du in einem richtigen, plustrigen Federbett, kuschelst dich wohlig hinein und wunderst dich über Helene, die sich darüber wundert, dass du nicht „abgehärtet" bist in der Zwischenzeit, sondern das weiche, schmiegsame Bett total genießt. Es fühlt sich paradiesisch an.

•

Sie lassen dich ausschlafen am nächsten Morgen, Peter, dann macht Helene sich über deine Wäsche her, sagt nichts, schüttelt nur traurig den Kopf. Allein die Strümpfe! Deine Schuhe taugen auch nichts mehr. Am besten gehst du barfuß, Peter, es ist ja warm und trocken.

Mutti und Omi berichten dir vom letzten Weihnachtsfest 1944, als sie beide im Dunkeln saßen, den Rest

eines Hindenburglichtes anzündeten und an „ihre Männer“ dachten, von denen es keine Nachricht gab, so dass sie nicht wussten, wo sie sich befanden, in welchem Land, und ob sie überhaupt noch lebten, die Soldaten. Wo war Onkel Horst, Omis Sohn, Helenes Bruder, wo war Helmut, Helenes Mann, Omis Schwiegersohn, Peters Vati, und, ja: Wie gefährdet war Peter in der KLV, da hinten in der Tschechei?

Was sagst du? Nein, einen Tannenbaum gab es nicht.

Du hast ein trauriges, dunkles Bild der beiden Frauen vor Augen. Am nächsten Tag lotst Omi dich hinters Haus und zeigt auf eine Narbe an dessen Rückwand, eine dreißig Zentimeter lange, senkrechte Abspaltung.

„Von einer Brandbombe! Dein Onkel Horst hat gehört, wie sie herunter kam. Er ist sofort raus aus dem Keller, hat sie mit Sand zugeschüttet und gelöscht. Wer weiß, was sonst passiert wäre.“

Später erfährt Peter, dass der Bomben-Angriff bei Tage geschah und dass sein Vati, weil er gerade Urlaub hatte, genau wie Onkel Horst, mit Helene bei Omi Fellner zu Besuch war.

Die Brandbombe haben beide Männer gemeinsam gelöscht.

Butterstiefel

Du sollst mal zu ihm kommen, hat Teddy zum Abschied gesagt, in seine Wohnung, übermorgen, zusammen mit deiner Mutter, weil deine Schuhe nichts mehr taugen und er noch ein Paar Stiefel von seinem Sohn hat, dem sie zu klein geworden sind, verstehst du? „Die müssten dir passen.“

Ja, prima, danke. Aber wieso muss Mutti mitkommen? Haakestraße, wo viele Lehrer wohnen, also die Haakestraße nahe der Oberschule, die kennt Peter doch!

Helene versteht den Wink mit dem Zaunpfahl und geht mit ihm los, zu Fuß – Peter barfuß – von Wilstorf nach Heimfeld. Was für ein langer Törn! Ihr Weg führt sie quer durch die Innenstadt von Harburg, wo vieles zerstört ist, ringsum lagern Schuttberge, und kuck mal da drüben, wo das Haus stand, da ist jetzt ein Bombentrichter. Daneben ragen rostige, verbogene Metallstreben aus der Erde, dahinter wachsen schmale schwarze Ruinen empor wie mahnende, knochige Finger; an der Vorderseite plötzlich eine einzelne Hauswand, freistehend, mit leeren Fensterhöhlen, die dich anstarren, an der nächsten Ecke ein dünner senkrechter Mauerrest, der wie ein verletztes Rückgrat aussieht.

Was kannst du erkennen? Nichts? Doch. Da drüben war *Gülcher,* das Herrenmode-Geschäft, und hier steht das Kino oder was von ihm übrig blieb: der Rest vom *Gloria-Palast*. Das sind Fixpunkte! Aber beide Gebäude sind stark beschädigt. Peter seufzt; ihm wird der Unterschied bewusst. Würzburg und Hannover – das waren Städte, mit deren Bauten ihn nichts verband, weil er sie nicht kannte vor ihrer Zerstörung. Hier aber geht es um erinnerte Bilder, die sich eingeprägt haben und mit untergegangen sind, unwiederbringlich. Wehmut erfasst ihn, als er an die Eißendorfer Straße 31 denkt, wo er gewohnt hat; er möchte da nicht hin, er will das nicht sehen.

Deutschland, heiliges Wort! Du voll Unendlichkeit …

Sein Gefühl schlägt um in stille Empörung über alles, was er durch Hitlers Krieg für immer verloren hat.

Haakestraße 41, hier muss es sein. Klingel mal.

Teddy entschuldigt sich, weil es so unaufgeräumt bei ihm aussieht – „Typisch Mann!“, wird Helene später sagen –, seine Frau sei noch bei ihrer Schwester im Schwarzwald. Die Stiefel des Sohnes passen Peter wie angemessen, danke, ja, er freut sich, aber was ist das, was macht denn seine Mutter plötzlich?

„Oh, das wäre aber nicht nötig gew- nun, äh, ganz herzlichen Dank, liebe Frau.“

Peters Mutter überreicht seinem Lehrer ein halbes Pfund Butter – und der nimmt es wahrhaftig an. Beschämend. Weiß der denn nicht, ahnt er nicht, warum fragt er nicht mal nach? Es geht den Littichs nicht gut, ernährungsmäßig (Ernährung: mäßig!), das hat Peter schon mitgekriegt, vor allem Butter ist Mangelware. Das müsste der Pauker doch wissen! Aber nein, der grapscht nach der Butter. Wie damals in Windberg, als er Peter die „Gummireifen“ weggenommen hat.

Peter tut seine Mutter leid; er fühlt sich schuldig. Am liebsten würde er die Stiefel zurückgeben und weiterhin barfuß laufen.

> Mir ist unbehaglich zumute. Ich bin enttäuscht bis zum Fremdschämen, ohne dass ich das damals so hätte benennen können. Und doch, trotz allem: Wenn es einen Lehrer gab, an den ich mich heute noch gern erinnere, so war es jener, den wir „Teddy“ nannten.

Im Haus

Peter verspürt ein eigenartiges, geradezu glückhaftes Gefühl in der ersten Zeit nach seiner Heimkehr. Er empfindet sich auf nie gekannte Weise frei, ohne dass er sagen könnte, woran das liegt. Räumlich ist hier

alles ziemlich beengt; Omi Fellner, die einen Teil ihres Hauses vermietet hatte, musste zusätzlich fremde Leute aufnehmen. Bei dem Ehepaar Schwand, oben im Dachgeschoss, zieht eine Frau Kaltenbrunner mit ein, von der es heißt, sie sei die Schwägerin von Frau Schwand. Diese Frau wirkt seltsam verstört; wer weiß, was sie durchgemacht hat. Peter hat das Gefühl, sie wäre am liebsten unsichtbar. Ihr Name wird ihm erst später etwas sagen, 1946, als ein gewisser Ernst Kaltenbrunner in Nürnberg von den Amerikanern angeklagt ist und als einer der Hauptkriegsverbrecher am 15. Oktober gehenkt wird.

•

Aber jetzt haben wir September 1945. Natürlich warten alle auf die Heimkehrer, auf Onkel Horst und auf Helmut, und hoffen, dass beide gesund nach Hause kommen.

Peter – er wagt es nicht, sich das einzugestehen – Peter wartet nicht so sehr auf seinen Vater. Höchstens ein bisschen. Wenn der, was zu vermuten ist, sich in Gefangenschaft befindet, kann das ja unter Umständen lange dauern, bis sie ihn freilassen.

Eines Morgens aber, Omi Fellner steht gerade am Fenster in der Veranda, kommt ein Mann die Straße entlang gehumpelt, abgerissen und abgemagert.

„Wieder so ein armer Kerl, denke ich, da ruft der plötzlich: ‚Morgen, Oma!'"

„Nein, das stimmt nicht, ich rief: ‚Guten Morgen, Mutter!'"

Die Begegnung kommt später noch oft zur Sprache, und immer ist da diese unterschiedliche Aussage, die

von beiden energisch verteidigt wird. Ob mein Vater da bereits wusste, dass seine eigene Mutter durch eine Luftmine ums Leben gekommen war?

Der Mann, der wenig später erschöpft und abgekämpft am Küchentisch sitzt, ist fremd geworden, fremd und alt. Ich weiß nicht, was ich mit ihm reden soll. Er wirkt schwach und doch bedrohlich; zugleich tut er mir leid, ich würde ihm gern eine Freude machen. Die Zigaretten fallen mir ein, ja, natürlich! Ich habe drei Zigaretten – echte *Chesterfield* – vor einer Woche von einem Tommy geschenkt bekommen, der mit seinem Lkw liegen geblieben war und mir zu verstehen gegeben hatte, dass er Kühlwasser benötigte. Na, da half ich doch gern und war stolz darauf.

„Hier – die hab ich für dich aufbewahrt, Vati!"

Jetzt müsste er nachfragen. Englische Zigaretten, woher – ? Aber er sagt nichts, er nickt nur. Mutti sagt, Vati muss erst mal zur Ruhe kommen.

In den nächsten Tagen normalisiert sich das Leben halbwegs. Helmut kann nicht richtig laufen, er knickt immer ein. Er hat Lähmungen als Folge einer Rachendiphtherie.

„Die haben uns da auf den Rheinwiesen im feuchten Gras kampieren lassen, die Amis, ohne Unterlage, und das war noch saukalt im April. Einer von denen, ein jüdischer Offizier, hat uns herumgejagt. ‚Eine Reihe, snell snell!', hat der immer gerufen."

Woran erkennt man einen jüdischen US-Offizier, Vati, der trägt doch keinen Judenstern – ?

•

Helmut Littich muss zum Arzt. Er wird gewogen – und krankgeschrieben. Gewicht: nicht mal 50 Kilogramm,

bei 1,72 Körpergröße. Seine Sprache ist undeutlich; manchmal stottert er. Er übt, was ihm aufgetragen wurde, spricht angestrengt-ernsthaft: *„Kuckuck, Kaffeekanne, Kikeriki."*

Dann folgt eine Phase, in der er starke Schmerzen hat. Sagt er. Der Arzt kommt und gibt ihm eine Spritze. Er hadert mit seinem Schicksal. „Das ist doch noch zu früh", jammert er halblaut vor sich hin. Er übertreibt, denkt Peter. Er tut sich leid, damit wir uns mehr um ihn kümmern sollen.

Nach und nach versinkt Helmut ins Grübeln, wirkt immer merkwürdiger. Und verstummt. Das ist unheimlich. Eines Tages bricht es aus ihm heraus. Er schreit auf, brüllt laut und unverständlich, schlägt um sich und ist von niemandem zu bändigen. Ein Tobsuchtsanfall.

Polizei! – Sanitäter! – Zwangsjacke! – Krankenwagen, und ab.

Auch das erlebt Peter, wieder einmal, wie eine Szene im Film. Das Geschehen macht sprachlos, es lähmt und erzeugt Angst; die Zwangsjacke empört ihn, er möchte eingreifen, Helmut Littich ist ja nicht irre, oder doch? Zugleich will die innere Stimme nicht verstummen, die ihm einflüstert, sein Vater spiele weitgehend Theater. Ob Helene ihm alles glaubt, seine Frau?

Mutti zittert.

Helmut Littich wird eingewiesen in das Krankenhaus Ginsterhof. Dort, in der heute so renommierten psychosomatischen Klinik, wird er auch damals schon entsprechend behandelt, und er bekommt mehr zu essen, als ihm zu Hause geboten werden kann. Als er nach fünf Wochen entlassen wird, sieht er äußerlich gesund aus.

Hungern. Frieren. Hoffen.

Die unmittelbaren Nachkriegsjahre von 1945 bis Mitte 1948 wird man später „die schlechte Zeit" nennen, für manche Menschen dauert sie erheblich länger. Es sind Jahre scheinbarer Sicherheit, ohne Alarmsirenen und ohne Angst, doch davon abgesehen empfinden viele ihr Leben als noch schäbiger als im Krieg. Es ist vor allem die Enttäuschung darüber, dass wir so weit entfernt sind von einer menschenwürdigen Normalität, die nunmehr doch zumindest zwei Grundbedürfnisse – satt werden und es warm haben – zu erfüllen hätte, nach unserem Anspruchsdenken. Am schlimmsten ist der Winter 1946/47. Es ist, als wollte die Natur sich nachträglich, dafür aber umso eindrucksvoller, mit grimmiger Kälte rächen für die infernalische Hitze der Bombennächte und Bombentage.

Im September 1945 fängt für uns Heimgekehrte aus der KLV der Unterricht wieder an. Die *Oberschule für Jungen* am Postweg in Harburg ist erheblich durch Bomben beschädigt. Die meisten zerstörten Fenster sind notdürftig mit Pappe oder Spanplatten abgedichtet, die Klassenräume entsprechend dunkel. Manche können noch nicht wieder genutzt werden. Ich gehöre zu einer Gruppe von Schülern, die behelfsmäßig im Keller unterrichtet wird.

In den nächsten Wochen und Monaten ändert sich kaum etwas, man gewöhnt sich fast daran. Die Versorgungslage aber wird im Jahr 1946 noch erheblich schlechter. Früh morgens können wir im Klassenraum zum Glück wenigstens das trübe Licht einschalten, weil die Stromsperre noch nicht greift, aber als es kalt wird im Herbst, wird nicht geheizt, und selbst im Winter nur selten. Oft bekommen wir „Kohleferien":

Keine Kohlen, kein Unterricht! Manchmal, wenn es draußen nicht ganz so frostig ist, behalten wir im ungeheizten Klassenraum den Mantel und die Handschuhe an und machen weiter – wir sollen ja etwas lernen, wenngleich die meisten Lehrer in unseren Augen „uralt“ sind, ihre Methoden leider auch.



Hauptbahnhofswirtschaft

Warme Küche ab 11 Uhr,
und, soweit Vorrat, bis 18 Uhr

20. Juni 1947

Eintopf (für Durchgangs-Verkehr), 50 Nährm. u. ½ Kartoffel-Marken) ..... RM —,71

Fischgericht:

Saure Heringe mit Rübenmus (1 Fischmarke)..... RM 1,—

Hausgerichte:

Tartaren-Bratlinge mit Kohlmus (10 Fett, 100 Brot) .... RM —,91

Thüringer Blutwurst m. gestobtem Kohl u. Knäckekloß (50 Fleisch, 10 Fett, 50 Brot) RM 1,—

Sülze mit Kräutertunke und Rübenmus (50 Fleisch) .... RM —,81

Getränke:

Einfachbier, ¼ Ltr. ..... RM —,30

Heißgetränk, heiß oder kalt RM —,22

Kanne Deutschen Tee..... RM —,44

(Besteck nur gegen Hinterlegung von RM 10,— je Teil)

Dass es dennoch ein Privileg ist, die Oberschule zu besuchen, ist mir damals nicht aufgegangen. Vor den alten Lehrern hatte ich kaum Respekt; einige von ihnen waren sicher senil. Stilblüten erwähnte ich bereits, zitiert sei noch ein Lateinlehrer: „Sind Fehlende da?“, fragte er regelmäßig zu Beginn der ersten Stunde und forderte dann, ausgesprochen höflich: „Ich bitte aufzustehen und mir ein paar Fragen zu beantworten.“ Das hinderte ihn nicht daran, einen aufmüpfigen Mitschüler mit den Worten zu beschimpfen: „Du stinkiger Lump!“ und ihn gleichzeitig zu schlagen und zu treten. Der in der Bank sitzende Schüler beugte sich nieder, unterdrückte das Lachen, schützte Kopf und Nacken mit den Armen, und der wutentbrannte Lehrer traf beim Treten nur das Holz der Bank.

Bildung – im Hinblick auf „das Leben danach“ – klang für mich hohl; von Kultur hatten wir Hitlerkinder ohnehin keinen Schimmer. Ich glaubte immer, wie gesagt, für die Schule lernen zu müssen. Ich hatte auch keine Ahnung, wie verflixt arm wir waren, wirklich arm! Meine Mutter hat erreicht, dass meine Eltern vom Schulgeld befreit waren, und „King“, unser Klassenlehrer (!), sorgte dafür, dass es sogar einen kleinen Begabten-Fördergeld-Zuschuss gab – ausgerechnet für mich! Dabei war ich in Mathe fast ein Totalausfall. Doch über die finanzielle Situation wurde zu Hause nicht gesprochen. Ich hätte mir sonst große Sorgen gemacht. Was wäre wohl aus uns geworden ohne die Beamtenpension von Omi Fellner und das mietfreie Wohnen in ihrem Hause? Meine Mutter fürchtete jahrelang, eines Tages zur „Fürsorge“ (Sozialamt heißt das heute) gehen und um Hilfe bitten zu müssen.

Für sie ein Abstieg ohnegleichen – ein schrecklicher Gedanke.

•

Winter 1946. Wenn ich zu jener Zeit mittags durchgefroren aus der Schule nach Hause kam, legte ich mich zum Aufwärmen ins Bett. Meine eiskalten Füße hielt ich gegen den mit dünnem Tuch umwickelten Kochtopf unter der Bettdecke, in dem sich das vorgekochte Essen befand – um die Mittagszeit gab es kein Gas, und für den ganz normalen Herd hatten wir keine Feuerung, also war an eine Wärmflasche auch nicht zu denken.

•

Womit lernten wir? Lehr- und Lernbücher waren Mangelware. Was wir benötigten, mussten wir uns untereinander und reihum in der Schulbücherei ausleihen. Diese Bücher mussten natürlich vom „NS-Bazillus" befreit sein – unsere Lehrkräfte ebenso. Manche, die schon seit längerem pensioniert waren, holte man zurück; viele jüngere Lehrer waren im Krieg gefallen. Schreibhefte waren Mangelware, Stifte auch. Meine Motivation zum Lernen tendierte gegen Null. Einziger Lichtblick im Laufe des Jahres 1946: die Schulspeisung; Behälter und Besteck sind mitzubringen. Haben wir ein geeignetes Gefäß? Das Kochgeschirr aus meines Vaters Militärzeit muss herhalten, dazu das Aluminium-Klappbesteck der Soldaten: kurzer Löffel und kurze Gabel in eins.

Eines Tages werden wir schulärztlich untersucht, mit freiem Oberkörper. Ich atme tief ein, so dass die Rippen besonders stark hervortreten, mache die Wangen hohl und werde wohl irgendwie unter „extrem mager" eingestuft. Jedenfalls darf ich eine Portion

Schulspeisung extra essen. Leider nur dies eine Mal.

Ein besonderes Ereignis ist es, wenn wir Schokolade bekommen, eine kleine 50-Gramm-Tafel *Cadbury*-Schokolade. Als ich erkrankt bin und fehle, nimmt ein Klassenkamerad meine Tafel in Empfang und futtert sie auf; ein anderes Mal verkaufe ich meine Tafel „schweren Herzens" für 50 Reichsmark. Das Geld habe ich danach mit meiner Freundin Irmtraud beim „Harburger Vogelschießen" verjubelt: Wir sind x-mal mit *Vorlops Marsrakete* gefahren, einer Raupenbahn, bei der zwischendurch das Verdeck herunterging. (Mehr als zu knutschen trauten wir zwei uns aber noch nicht.)

Wann das war? Vermutlich im Jahr 1947, als es den meisten Deutschen etwas besser ging. Da gab es dann auch *Care*-Pakete von den Amis für viele, die Verwandte oder Freunde in den USA hatten. Das schien, dem Vernehmen nach, bei allen Nachbarn der Fall zu sein, nur bei den Littichs nicht. Du konntest richtig neidisch werden!

Keine Chance, sollte man denken, aber irgendwie muss Helene „Beziehungen" gehabt haben. Tatsächlich kam eines Tages ein *Care*-Paket an! Mit ganz, ganz tollen Lebensmitteln, die wir teilweise überhaupt nicht kannten. Corned Beef zum Beispiel, oder auch Vollmilch – zwei Pfund in Pulverform! Vor allem aber Schmalz, Margarine, Rosinen, Aprikosen und, als Höhepunkt: zwei Pfund Kaffee.

•

Zurück ins Jahr 1945. Zu Hause reicht nicht hin, was auf den Tisch kommt, seit Peter zurück ist aus der KLV, es ist zu knapp zum Sattwerden; er denkt da ganz pragmatisch und, zugegeben, nur an sich. Noch

immer ist alles rationiert, die Lebensmittelkarten haben längst noch nicht ausgedient, im Gegenteil: Die offiziell „genehmigten" Kalorien werden mehr und mehr reduziert, doch weniger denn je ist sicher, ob du überhaupt bekommst, was dir zusteht. Manchmal gibt es Sonderangebote, Heringssalat sogar „8-fach", also ein Kilo statt ein Viertelpfund, aber wer mag das essen? Wie dieser Matsch schon aussieht und riecht!

Wer sich allein von dem ernähren muss, was es auf Marken gibt, ist im Winter 1946/47 aufgeschmissen. Die Frostperiode mit Temperaturen von zeitweise mehr als minus 20 Grad dauert fast ununterbrochen von November bis März. In Hamburg sterben 85 Menschen den Hungertod.

Manchmal träumt Peter von der Vorkriegszeit, als er noch klein war und seine Welt in Ordnung. Ein paarmal gab es Spargel, und seine Eltern behaupteten immer, die Köpfe nicht zu mögen – die kriegte dann alle ihr Peterchen. Vorbei, vorbei …

Wer Platz dafür hatte, hielt sich in jener Zeit Hühner und Kaninchen. Omi Fellners kleiner Garten gibt nicht viel her; das meiste Obst wird eingeweckt. Helene kocht Suppen, in denen nicht viel drin schwimmt; sie „verlängert" sie mit reichlich Wasser, damit wenigstens für kurze Zeit das Gefühl entsteht, man sei satt geworden. Und dann der Speiseplan: Gestern Pastinakensuppe, heute Pastinakensuppe, morgen Pastinakensuppe; im Winter erfrorene Kartoffeln. Die schmecken süßlich, doch Peter mag sie lieber als das Fleisch der Hühner, das eine Delikatesse sein soll, aber nach Fischmehl schmeckt, mit dem sie gefüttert worden waren, denn Hühnerfutter gab es auch nicht zu kaufen. Peter steht eines Nachts auf und klaut vor lauter

Hunger zwei Scheiben Maisbrot aus der Speisekammer; seine Mutter sieht ihn am nächsten Morgen traurig an, sagt aber nichts.

Was gab es denn – wenn überhaupt? Vitamine sind Mangelware; es gibt unendlich viel Ersatz. Peter erinnern sich an „Muckefuck" (Kaffee-Ersatz), an Kunsthonig, braunen Zucker, Maisbrot, Butterfett und Trockengemüse, an bläuliche Magermilch, Schaumspeise, Heißgetränk, „Milei"-Eipulver, Kartoffelmehl, Nährmittelpulver – und: „Aromen" in kleinen Fläschchen, die den Speisen Geschmack verleihen sollen.

> Meine Mutter hatte ein ganzes Arsenal von diesen Aroma-Fläschchen. Eines Morgens erwachte ich, und es roch im ganzen Haus unwiderstehlich nach ... Ich kam nicht drauf. Ich rannte, noch im Schlafanzug, in die Küche, wo der Backherd stand. Zu meiner Überraschung war soeben ein Kuchen fertig geworden und stand, noch warm, köstlich nach Marzipan duftend und frisch angeschnitten, auf dem Backblech. Mutti und Omi Fellner mit ernsten Gesichtern daneben. Schließlich sagte meine Mutter: „Junge, diesen Kuchen darfst du ganz allein essen!" „Waas? Ein ganzer Kuchen, nur für mich?" Ich ließ mir sofort ein Stück geben, biss herzhaft hinein und – „Äh! Pfui!" – spuckte den Bissen wieder aus. „Der schmeckt ja ganz bitter!" Beide nickten, und meine Mutter sagte, mit Tränen in den Augen: „Den muss ich dann wohl wegwerfen …" Sie hatte versehentlich zu viel Bittermandel-Aroma genommen. Das roch zwar sehr appetitlich, war aber eine ganz bittere Erfahrung.

Ein anderer Kuchen hingegen schmeckte im Nachhinein überraschend normal, trotz seiner „anrüchigen" Vorgeschichte: Da der Backherd nicht mehr richtig funktionierte, hatte Helene Littich ihn zum Abbacken

in eine Bäckerei gebracht. „Lassen Sie sich hier nie wieder blicken!“, fluchte der Bäcker, als sie ihn abholte. Sie hatte den Teig mit Lebertran angerührt; wir hatten kein anderes Fett. Die ganze Bäckerei stank penetrant nach Tran.

Man musste etwas tun – „Organisieren“ war alles. Also geht man hamstern, fährt in überfüllten Zügen „über Land“, bettelt bei Bauern oder bietet denen etwas an, sofern noch Besitz vorhanden ist: Schmuck, Pelzmäntel oder Teppiche, im Tausch gegen Butter oder Kartoffeln. Doch wenn du Pech hast, gerätst du auf dem Rückweg in eine Polizeikontrolle – und alles Essbare wird konfisziert.

Ab Dunkelheit herrscht Ausgangssperre, auch im Sommer, bis 6 Uhr früh. Peter hat gehört, dass um vier Uhr morgens ein Zug mit englischen Soldaten im Harburger Bahnhof hält und dass die Tommys Brote rauswerfen, geschmierte Brote von ihrer Verpflegung, weil sie wissen, dass die Deutschen hungern. Er geht da hin, eines Nachts, mit seiner Mutter. Es stehen eine Menge Leute auf dem Bahnsteig, hauptsächlich Frauen und Jugendliche. Tatsächlich fährt der Zug pünktlich ein, einige Fenster werden heruntergekurbelt, die Hungernden strecken ihre Arme empor, es ist demütigend. Ein paar kleine Päckchen fliegen heraus, ehe der Zug Sekunden später wieder anfährt.

Peter schämt sich, doch er erwischt eins und strahlt: Weißbrot, dick mit Butter beschmiert! Seine Mutter steckt es in ihre Tasche. Jetzt aber schnell nach Hause! Sie müssen an der Polizeiwache Nöldekestraße vorbei, na, und wenn schon, da wird doch jetzt keiner –

„Halt! Stehen bleiben! Was machen Sie um diese Zeit auf der Straße? Öffnen Sie Ihre Tasche! Was haben wir denn da? Das Brot ist beschlagnahmt!“

Ich – ich fasse es nicht. Ich habe, gemeinsam mit meiner Mutter, die Tommys um Essen angebettelt. Und jetzt das. Ich kann sie vor dem Übergriff nicht schützen. Mann, was bin ich wütend auf die Bullen, die deutsche Polente benimmt sich – wie in der Nazizeit! *He, was machen Sie mit dem Brot*, will ich fragen, *verdammt noch mal, das haben wir geschenkt gekriegt*, aber meine Mutter zieht mich weg. Sie ist froh, dass sie keine Anzeige kriegt, weil wir doch während der Ausgangssperre ohne Genehmigung auf der Straße waren.

•

Hamstern oder Betteln ist das eine, der Schwarze Markt das andere, Organisieren ist alles. Und das „Schintschen", was soviel wie Handeln oder Tauschen heißt und auf *to change* zurückgehen soll. Schintschen geht immer. Onkel Bernd arbeitet bei *Thörl's Ölfabriken*, der kommt mit einer gebogenen Metall-Wärmflasche unterm Hemd von der Spätschicht. Die Wärmflasche ist mit geklautem Öl gefüllt; der Inhalt wird getauscht gegen Zigaretten. Zigaretten werden zur Zweitwährung, pro Stück 6 Reichsmark, später 8 bis 10, lauter „Amis" wie *Chesterfield, Lucky Strike* oder *Camel*.

Alles galt dem Überleben. Auf dem Schwarzen Markt gab es nichts, was es nicht gab. Auf St. Pauli, rings um die kleine Talstraße, drängten zeitweise Tausende aneinander vorbei (schreibt die Presse). Strümpfe, Töpfe, Benzin, Nähgarn, Brot, Brillen, Zigaretten, Zigarettenpapier, Tabak, Süßstoff, sogar Medikamente – alles wurde leise murmelnd im Vorübergehen angeboten. Heiß begehrt waren auch Feuersteine, die brauchte man für das Feuerzeug und für den Gasanzünder. Am

Hamburger Berg ist Helene Littich einmal davongerannt, so schnell sie konnte. In der Dunkelheit hatte ihr jemand versehentlich die doppelte Menge Kartoffelmarken gegeben für etwas, das sie eingetauscht hatte.

Auf den Straßen sammelte Peter Zigarettenstummel für seinen Vater, nach dessen Heimkehr aus der Kriegsgefangenschaft. Zu jener Zeit blieb keine Kippe lange liegen, die Zigaretten waren filterlos. Die Tabakreste der Kippen wurden herausgetrennt; drei bis vier Kippen ergaben, in Zigarettenpapier eingedreht, eine neue Zigarette. Wie schädlich Nikotin und Teer waren – vor allem in den Kippen, den Resten! –, ahnte man damals allenfalls, den meisten war es egal. Zigaretten betäubten auch den Hunger. Unter den Männern war kaum jemand, der nicht rauchte, man sah auch Kriegsbeschädigte, die an Krücken gingen, mit „Rinnsteinblick" nach Kippen Ausschau halten. Den Anblick eines jungen Mannes, von dem es hieß, er sei nach einem Bombenangriff verschüttet gewesen, vergisst Peter Littich nie: Unter dem rechten Arm trug er eine Krücke, der linke Arm fehlte ihm, ebenso das rechte Bein. Sobald er eine Kippe erspähte, klemmte er sich die Krücke unter den Arm, hüpfte heran und bückte sich sekundenschnell. Wie viel Lebenszeit blieb dem wohl noch?

Am wichtigsten aber war und blieb, neben dem Hunger, der warme Hintern. Man fragte, forschte und probierte alles aus. Auf dem Eisenbahngelände grabbelte Peter winzige Kohlestückchen aus der Asche von Eisenbahn-Loks. Da diese Reste schon fast ausgebrannt waren, gaben sie im Ofen nur wenig Wärme ab; Heizungen kannte man nur vom Hörensagen. Brennholz

war gefragt. Doch da binnen kurzem viele Bäume abgesägt waren, hat Onkel Horst Stubben gerodet. Die waren fast ebenso schwer zu zerkleinern wie die ausrangierten Eisenbahnschwellen, die Peter mit ihm gemeinsam hinter Omi Fellners Haus bei Nacht und Nebel entwendete, unten auf dem Bahngelände, *Betreten verboten*. Wertvoll – für „hinterlistige Zwecke", sprich: als To-Papier, war auch Zeitungspapier, sofern es überhaupt mal eine zwei- bis vierseitige Zeitung gab.

Richtige Seife gab es auch nicht, nur „Abrador": *Abrador macht rillensauber!* Mag ja sein, aber es schien mit Sand versetzt, scheuerte die Haut auf und schäumte so gut wie gar nicht.

Schlimm: Ungeziefer. Schild im Schaufenster einer Drogerie:

Fliegen, Motten, Mücken, Schnaken,
Wanzen, Flöhe, Kakerlaken
tötet sicher: Nebeltod!

•

Gras für die Karnickel klaute Peter vom Feld eines Bauern. Aber das war ja kaum mehr als Mundraub, sozusagen. Da gab es noch ganz andere Sachen!

Wenn sich die Dämmerung herabsenkte, wurde es in der Friedrich-List-Straße lebendig. Ein ganzer Trupp von Kindern und Halbwüchsigen zog zum Bahngelände, angeführt von einem etwa 17-Jährigen, den sie „Plombenknacker" nannten.

Helene zeigte sich betroffen. „Schlimm, solche Jugendbanden", seufzte sie. „Wie früher in Russland." Früher? Wann war das: früher? Peter fand die Gang gar nicht schlimm, er wäre am liebsten mitgegangen. Die klauten doch nur Kohlen!

Eines Tages überraschte er Mutter und Großmutter im Kohlenkeller. Sie standen vor einem Häuflein Steinkohlen, mit dem sich vielleicht noch für zwei, höchstens drei Tage heizen ließe. Und was dann? Warm anziehen, ganz warm anziehen, sicher, aber ob das reicht? Nein, das reicht nicht. Und wenn wir erfrieren? Sag das bloß nicht! Wenn der Junge das hört – !

Peter hat es gehört. Warum hatte er sich denn nicht selbst mal umgesehen im Kohlenkeller? Er schämt sich ein bisschen.

„Kein Problem. Ich geh zum Kohlenklauen!", rief der Junge entschlossen.

Erschrocken drehten sich beide um.

„Kommt überhaupt nicht infrage!", wies Helene ihn zurecht. „Mach deine Schularbeiten!"

„Willst du denn, dass wir alle erfrieren?", fragte Omi Fellner leise. Peters Mutter seufzte. Sie musste sich entscheiden, Helmut war krank. Aber sie konnte den Jungen doch nicht einfach –

„Also gut. Aber ich komme mit."

> Sie ließ sich nicht davon abbringen. Es war mir äußerst unangenehm. Ich war doch kein Kind mehr! Ich hoffte nur, dass keiner der Nachbarn uns sah. Zum Glück war es dunkel, als wir losgingen.
>
> Oberhalb eines steilen Hanges endete der Weg. Die Gleise waren unten, der Hang war vereist. Meine Mutter sah ein, dass sie da nicht mit runter konnte. Als der Zug mit den Kohlen eingetroffen war, machte ich es den anderen nach, rutschte auf dem Kohlensack den Hang hinunter, enterte einen Waggon und schaufelte mit bloßen Händen Kohlen in meinen Zampel. Plötzlich hörte ich meinen Namen. Laut und

deutlich rief meine Mutter nach mir, einmal, zweimal, dreimal – !

„Was schreit denn da für 'ne Alte rum, ist die verrückt geworden? Die hetzt uns noch die Polizei auf den Hals!"

Ich schwieg. Ich hätte geleugnet, ihr Sohn zu sein.

Als ich mich mit meinen Kohlen endlich wieder bis nach oben vorgearbeitet hatte, stand sie da und sah klein und verloren aus. Vermutlich hatte ihr schon jemand die Leviten gelesen. Egal. Ich musste ein Zeichen setzen.

„Du bist einmal mitgekommen, einmal und nicht wieder. In Zukunft gehe ich alleine, damit das klar ist."

Also sprach das Großmaul. Ich war fünfzehn, aber ich trug die Verantwortung. Basta!

Helene nahm das hin; sie konnte nicht anders. Dieser Junge, der sich gestern noch bei ihr eingehakt hatte, als sie unterwegs waren – sie bestand darauf, und zwar links, „Respektspersonen lässt man rechts gehen" – und den sie kräftig in den Arm kniff, wenn er Widerworte gab – „Kannst du dich wieder nicht bergen?!" (während sie beide zugleich freundlich einem Nachbarn zunickten), der nahm auf einmal das Heft in die Hand.

Es war nicht einfach. Die kleinen Nusskohlen ließen sich am besten transportieren, sie schmiegten sich am Rücken an. Koks war spröde, Briketts teilweise stapelbar, aber die großen „Eisenbahner" waren am schwierigsten zu transportieren. Die drückten so!

Manchmal wurde Peter auf dem Rückweg angehalten.

„Halt! Wo kommst du her? Was ist da drin? Wie heißt du? Wo wohnst du? Ausweis!"

Gleichzeitig wurde ihm mit der Taschenlampe ins Gesicht geleuchtet. Einmal ließ er den Sack Kohlen fallen, nahm Reißaus und holte zehn Minuten später den Zampel wieder ab, der nach wie vor unberührt dalag. Bei der Befragung nannte er stets eine falsche Adresse und einen falschen Namen: Heinz Lühmann.

„Was? Heinz Rühmann, der Filmschauspieler? Hau bloß ab!"

Ab fünfzehn hätte er einen Ausweis bei sich haben müssen, doch er sagte, er sei vierzehn.

Bald darauf ging er auch bei Tage Kohlen klauen. Ungefährlich war das Ganze keineswegs. Einmal wurde Peter von einem jungen Bahnpolizisten über die Gleise gejagt, der einen scharfen Hund bei sich hatte. Der Junge musste die Kohlen zurücklassen, fiel beim Fliehen hin und schlug sich das Knie auf. Das sind doch Nazimethoden! Wir frieren zu Hause, du Arsch!

Das Kohlenklauen nahm schließlich dermaßen überhand, dass befohlen wurde, „auf Kohlendiebe ohne Anruf zu schießen".

> An einem saukalten Wintertag, höhnisch lacht die Sonne vom blauen Himmel, bin ich der Letzte in der Reihe der Kohlendiebe. Die anderen hatten offenbar Lunte gerochen und waren auf und davon. Als ich den Hang hoch will, sehe ich, was los ist: Zwei uniformierte Tommys, die Gewehre schussbereit (bilde ich mir ein), kommen von da hinten den Weg entlang, schlendern auf mich zu, sie sind keine 40 Meter entfernt. Die werden mich erschießen! Ich kann nicht weg, kann mich nicht verstecken, hier ist kein Baum, kein Strauch, selbst der Kohlenzug ist inzwischen weitergefahren. Schnell den Hang hoch? Geht nicht. Der

Hang ist zu steil und zu glatt, er ist mit Gras bewachsen, das der Frost plattgedrückt hat. Ich bin erst zwei Meter darauf hochgeklettert. Was soll ich tun? Mich stellen? Nie! Ich lege mich auf den Bauch, presse mich auf das Gras, mache mich samt Kohlenzampel so flach wie möglich und warte, angsterfüllt. Ich höre ihre Schritte, ihre genagelten Stiefel, sie kommen näher, noch näher, ich höre sie sprechen, gleich werden sie mich –

Nichts geschieht. Sie gehen weiter, ihre Schritte werden leiser und verstummen endlich. Ich warte eine ganze Zeit, lausche angestrengt ... Schließlich erhebe ich mich vorsichtig. Weit und breit ist kein Mensch zu sehen. Ungläubig starre ich auf den Weg, den die Tommys gegangen sind, zwei Meter unter mir, und da wird mir klar: Die haben mich gesehen, die konnten gar nicht anders! Ob die wohl gelacht haben, insgeheim, über den Knaben, der da „Vogel Strauß" gespielt hat, obgleich nicht mal Sand da war, in den er seinen Kopf hätte stecken können?

•

Inzwischen ist auch Onkel Horst aus der Gefangenschaft zurück, und zwar verhältnismäßig wohlgenährt. „Wir mussten unseren Bewachern in Finnland erst mal zeigen, wie unsere deutschen Gewehre funktionieren", berichtet er grinsend. Während Helmut Littich sich um Wiedereinstellung bemüht, versucht Onkel Horst, seine Nazi-Vergangenheit abzuschütteln. Ab März 1946 abonniert er die Hamburger Volkszeitung, das Parteiorgan der KPD. Peter findet das peinlich; für Helmut ist sein Schwager Horst ein Gesinnungslump. „Haben doch alle ‚Heil Hitler' geschrien damals!"

Peter denkt, statt „damals“ müsste sein Vater „bis gestern“ sagen, und dass der Satz amputiert ist, ihm fehlt das „Wir“. Außerdem sind es höchstens „fast alle“ gewesen. Mensch, Vati!

Ohrfeigen

Wann hört Erziehung auf, in welchem Alter, aus welchem Anlass? Das eine oder andere Drohen – wahrgenommen als *Be*drohung – verliert mit der Zeit seine Macht: „Wenn du nicht artig bist, kommst du in die Besserungsanstalt. Da kommen alle ungezogenen Kinder hin!“ Anderes, etwa die Achtung von fremdem Eigentum, ist selbstverständlich. Das Kohlenklauen hingegen ist in der schlechten Zeit kaum etwas anderes als ein Diebstahl von Äpfeln aus Nachbars Garten. Jedenfalls empfindet Peter das so. – Wie bitte? Die Eisenbahnschwellen? Na, die waren doch alt und ausrangiert … Derentwegen macht der Junge sich nun wirklich keine Gewissensbisse.

Nie im Leben aber käme Peter auf die Idee, einen verplombten Eisenbahnwaggon aufzubrechen, so wie Franz das gemacht hat. Der hatte erfahren, ein bestimmter Waggon habe Sirup geladen. Dabei war es nur minderwertige Melasse – und dann rutscht er da rein in so’n großes Fass, der Franz, als er was abfüllen will, kommt fast nicht wieder raus, klebt und klebt in der Melassemasse und muss mühsam abspringen aus dem Zug, in allerletzter Minute! Das hätte auch schief gehen können, mein lieber Scholli! Bein ab und so. Na ja, der Franz aus der Nachbarschaft, der ist ja auch schon älter.

Und die jugendliche Gang mit „Plombenknacker“ als Anführer, was machen die? Ach, hör auf! Das sind

doch, trotz ihrer Jugend, schon halbe Ganoven. Mit denen hat Peter Littich absolut nix am Hut.

Kohlen klauen und fertig, das reicht. Wirklich?

Als ich eines eiskalten Tages wieder mal unterwegs bin, kommt mir oben auf dem Hang ein kleiner Junge entgegen, höchstens acht Jahre alt. Den Kohlensack trägt er vor dem Bauch, etwas Gelbes kuckt daraus hervor, und darunter hat er eine flache, längliche Kiste. Das Gelbe sei gefrorene Butter, und in der Kiste sei Käse, erzählt der Kleine stolz. „Kannst du auch haben, da unten links steht der Waggon, aber beeil dich, sonst hauen die ab."

Ich kann das nicht glauben. Butter im Kohlensack! Was hat er gesagt, wo soll das sein? Nicht da vorne – dann muss das ein Nebengleis sein, links, unterhalb von dem Gebüsch. Ja, richtig!

„Hallo! Ich hab gehört, hier gibt es Käse!", rufe ich der Gruppe fröhlich zu.

„Schschscht! Bist du bekloppt? Halt die Fresse, Mensch!", flüstert ein großer Junge, der am aufgebrochenen Waggon steht. Zwei, drei andere Jungs blicken mich entgeistert an und legen den Finger auf den Mund. Da stehen auch noch ein paar Kinder rum und warten, dass sie was ergattern. Der Junge, der mir was geflüstert hat, wirft mir eine flache kleine Kiste zu und zischt: „Hier! Hau ab damit, lass dich nicht mehr hier blicken und halt deine Fresse, sonst knallt's!"

Das muss er mir nicht zweimal sagen. Ich verschwinde wie der Blitz. Bin ich, war ich mal wieder der Dölmer, zu naiv und zu dämlich? Anscheinend habe ich die Gefahr überhaupt nicht begriffen, geschweige die Tat – und so, wie ich mich jetzt verhalte, habe ich das noch immer nicht kapiert. *(Wieso, Herr Richter, der*

Waggon stand doch offen, und da haben sich alle bedient, also ich auch, ich meine, was soll denn daran so schlimm sein?)

Ich bin richtig glücklich mit meiner kleinen Kiste. Wenn hier einer die Familie vor dem Hungertod bewahrt, dann doch wohl ich. Mit stolzgeschwellter Brust mache ich mich freudig auf den Rückweg, renne die letzten Meter und: *Drrring, drrring, drr –*

Meine Mutter macht die Tür auf.

Mit den Worten „Heute bring ich keine Kohlen, heute gibt es Käse!", präsentiere ich meine Kiste und *klatsch!,* haut sie mir eine runter.

Es folgt eine Schimpfkanonade, die es in sich hat. Ich falle aus allen Wolken. Plötzlich bin ich ein Eisenbahnräuber, darauf steht Zuchthaus, Junge, ob ich denn von der Schule fliegen will – ?!

So hatte ich das noch nie gesehen. Das mit der Schule würde ich wohl verwinden, aber Zuchthaus dann doch nicht. Gut, ich verspreche hoch und heilig, dass ich so was niemals wieder tun werde. Ehrenwort.

Doch meine Enttäuschung ist riesengroß – bis Omi hinzukommt. Omi lächelt.

„Was ist denn da überhaupt drin in der Kiste?"

Es sind 48 Stück Harzer Käse, und die – haben allen sehr gut geschmeckt! Meine Mutter hat mir später gesagt, nie im Leben habe ihr eine Backpfeife so weh getan, „aber ich musste sie dir doch geben, aus erzieherischen Gründen!"

•

Rauchen ist männlich; wer raucht, ist erwachsen. Aber: *Rauchen ist Jugendlichen unter 18 in der Öffentlichkeit verboten.*

Ja und? Ich wohne hier! Und ich habe, seit ich aus der KLV zurück bin, keine Zigarette mehr angerührt. Weder drinnen noch draußen. Ich weiß vor allem nicht, wie mein Vater darauf reagieren würde, wenn ich rauche und er mich erwischen würde – er ist inzwischen ja fast wieder „der alte". Eines Tages spricht er mich selbst an.

„Na Junge, hast du denn schon mal geraucht?"

„J-ja, in der KLV."

„Sieh mal an. Kannst du denn auch einen Lungenzug?"

Einen – was? Nie gehört. Er macht es mir vor, bläst sogar Kringel in die Luft. Toll. Dann soll ich das auch machen, also den Lungenzug. Ich versuche es – und kriege einen fürchterlichen Hustenanfall. Er lacht mich aus und schenkt mir eine Zigarette, damit ich üben kann.

(Später, als wirtschaftlich alles wieder besser läuft, wird er mir jeden Tag ein Etui mitgeben in die Schule, prall gefüllt mit zehn „Selbstgedrehten".)

Also keine Ohrfeigen wegen des Rauchens.

Und sonst? Die Schule? Ach, die Schule. Deutsch interessiert mich. Und das neue Fach: „Philosophische Arbeitsgemeinschaft". Alles andere lässt mich ziemlich kalt. Mathe kapier ich sowieso nicht. Und Latein? Tote Sprache, wird behauptet. Also abgehakt. („Sind Fehlende da?", fragt der alte Lateinlehrer zu Beginn jeder Stunde. Ja – ich!) Und Geschichte? „Drei-drei-drei, bei Issus Keilerei" oder so ähnlich. Lauter Zahlen von Anno dazumal. Wozu soll ich das lernen? Irgendeinen Bezug zur Gegenwart gibt es nicht. (Nur ein einziges Mal, 1949, als ich für Teddy ein Referat halten darf über das Grundgesetz.)

Aber zu Hause ist es auch öde. Keine Perspektive, und der arbeitslose, nur halb gesundete Vater ist meistens schlecht gelaunt.

Hat denn aber mein Vater sich nicht einen Sohn gewünscht, der stärker wäre, strebsamer und zupackender irgendwie, am besten handwerklich begabt? Dass Eltern in den meisten Fällen den Wunsch hegen, ihr Sohn oder ihre Tochter möge sein wie sie selbst, nur besser natürlich, gleicht fast einem Naturgesetz.

Tja, aber ich bin nun mal so, wie ich bin. Ich bummle auf dem Heimweg, komme später zu Hause an als sonst, ist ja kein Beinbruch. Mutti ist nicht da heute, Essen hat sie mir warmgestellt, hat sie gesagt; sie ist mit Omi in Hamburg beim Kränzchen („Häkelbüdelklub", sagt Onkel Horst), einem Klön-Treff älterer Damen, die meisten sind verwitwet.

Vati, allein zu Haus, steht lauernd in der Küche.

„Was fällt dir ein? Es ist gleich zwei, wo kommst du jetzt her? Antworte!"

Noch ehe ich überhaupt den Mund aufmache, holt mein Vater weit aus, um mich zu ohrfeigen. Fast reflexartig ergreife ich seine Rechte, die Linke gleich mit, und drücke seine Arme herunter: „Wag es nicht noch einmal, mich anzurühren. Ich schlage zurück!"

Ich lasse ihn los und gehe hinaus, ohne mich umzudrehen. Wild klopft mein Herz. Ich bin traurig … über ihn und über mich. Mir kommen die Tränen. Ich ziehe mich zurück, ich muss mich setzen. Was habe ich getan?

Nachgedacht. „Du sollst Vater und Mutter ehren – und wenn sie dich schlagen, sollst du dich wehren!" Pah! Blöder Spruch. Oder? Meine Stimmung kippt. *Hör auf, hör sofort auf!! Du schlägst den Jungen ja tot!* Ist es

das? Ja. Nein. Ich habe das ausgehalten. Meine Kinderseele war weitaus stärker verletzt als mein kleiner Körper. Doch plötzlich, in der Gegenwart, höre ich wieder sein Anranzen, als wir kürzlich gemeinsam Holz zersägten. Seine Unsicherheit wird mir bewusst; es kommt mir vor, als habe er sie auf mich übertragen. Ich ahne, dass mich das Gefühl, „alles falsch zu machen", mein Leben lang begleiten wird, sobald ich ein Werkzeug zur Hand nehme. (Was ich nicht weiß – noch nicht: dass es für mich unerträglich ist, wenn mir bei handwerklichen Arbeiten jemand zusieht.)

Ich stehe auf und atme durch.

Zucker und Kaffee

Vater und Sohn. Manchmal muss man ganz einfach den Mund halten bei Vorfällen, für die es keine Zeugen gibt. „Du kannst in der Gosse liegen, dann werde ich – " Sei still, Vater. Du verträgst nicht mehr viel Alkohol ... Weiß er überhaupt, was er sagt? Neulich hat Helmut gesagt, er wünsche sich, dass sie Freunde werden, Peter und er. Sein Sohn ist ihm die Antwort schuldig geblieben.

Aber helfen, mithelfen, im täglichen Leben zu überleben, das will ich gern. Ich hole auch den Zucker ab, aus der Anzengruberstraße, obwohl ich die Leute dort nicht mag. Weiß nicht, warum. Zwanzig Pfund? Kein Problem. Und was kriegen die dafür? Öl, aber das ist schon geliefert, aha. Ich soll aber gut auf die Tasche achtgeben. Klar. Juchtenleder. So was kriegt man heutzutage gar nicht mehr ...

Hat alles gut geklappt. Ich bin schon auf dem Rückweg, auf dem Reeseberg. Hier ist gar nichts los heute. Weil Sonntag ist. Kein Mensch zu sehen. Bis auf den

Mann da, hinter mir. Was ist mit dem? Will der was? Der trägt keine Uniform, also muss ich ihn nicht beachten. Wenn er aber nun ein – verdammt, er geht schneller, er kommt näher. Soll ich mich auch beeilen? Dann mache ich mich doch verdächtig! Vielleicht geht er ja an mir vorbei. Und wenn ich laufe – und er dann auch läuft, hinter mir herläuft? Soll er doch! Der ist älter, ich bin schneller, wetten? Aber ich habe schwer zu schleppen.

Ich weiß nicht, was ich tun soll, meine Gedanken überschlagen sich. Jetzt geht der Kerl noch schneller, verflixt und zugenäht! Der kommt immer näher! Ich – ich kann doch nicht – also den Zucker könnte man verschmerzen, aber die Aktentasche aus wasserdichtem, echtem Juchtenleder, ich kann doch diese gute Tasche meines Vaters nicht einfach aufgeben, die meine Mutter zufällig gerettet hat, wir sind nämlich ausgebombt, wissen Sie –

„Kriminalpolizei. Was hast du da in der Tasche? Komm mal mit."

„Ich – äh ..."

Er packt mich am Arm. Ich könnte mich losreißen, glaube ich. Aber die Juchtenledertasche! Ich muss mitgehen. Zurück. Den Reeseberg runter, und dann zur Polizeiwache Nöldekestraße. Es ist ein ganz schlechtes Gefühl, neben diesem Mann. Hoffentlich sieht uns keiner. Hat der Kripomensch mir überhaupt seinen Ausweis – Ich fühle mich, als würde ich zur Schlachtbank …

Wir sind da, auf der Wache. Es wimmelt von Polizisten. Aber ich werde nichts sagen. Gar nichts. Aus mir kriegen die nix raus! Nie! Name? Adresse? Ich verneine, zucke die Schultern.

Da bauen die sich zu dritt vor mir auf. Der Größte zieht bedächtig den Ledergürtel aus seiner Hose und schlingt ein Ende ums Handgelenk.

„Du willst uns also nichts sagen? Jetzt pass mal auf, Freundchen. Die Mauern hier sind mindestens anderthalb Meter dick. Da dringt kein Ton nach draußen, Junge, verstehste? Also raus mit der Sprache, aber 'n bisschen plötzlich!"

Ich knicke ein. Ich packe aus. Wahrheitsgemäß. Ich bin froh, als alles raus ist und ich mich hinsetzen darf, aber mir ist hundeelend zumute. Was habe ich falsch gemacht? Ich bin ein – ich habe versagt. Mein Blick geht zu Boden, von da zu den Fenstern. Sie sind vergittert. Ich – ich sitze in Untersuchungshaft. Wenn das rauskommt! Ich habe Muffensausen.

Zehn Minuten später erscheint das Pärchen aus der Anzengruberstraße. Klar, die wohnen ja ganz in der Nähe. Sie ist sehr blass; er, knallrot im Gesicht, macht zwei Schritte auf mich zu und hebt drohend die Faust: „Du Verräter!"

Bevor Schlimmeres passiert, werden beide nach nebenan geführt. Dann, nach einer Ewigkeit, kommen meine Eltern. Vati sieht aus, als sei ihm von Amts wegen gekündigt worden. Mutti fliegt auf mich zu: „Mein Gott, Junge!"

Sie will mich umarmen, wird aber zurückgerissen.

„Sie warten dort im Nebenraum."

Die werden jetzt alle verhört. Ob die uns einsperren? Ins Gefängnis? Oder sogar ins Zuchthaus? Aber wir sind doch keine – keine Eisenbahnräuber!

Es dauert und dauert, bis eine der Türen sich wieder öffnet. Meine Eltern! Wir dürfen gehen. „Sie hören von uns."

Auf dem Rückweg trotten die Littichs stumm nebeneinander her. Was mag ihnen noch bevorstehen, kommt „das dicke Ende“ noch? Peter ergreift das Wort.

> Ich versuche zu erklären, wie alles gekommen ist. Mutti entgegnet, dass mich keine Schuld trifft, nicht wahr, Vati? Vati nickt unmerklich, doch ich spüre seinen Groll. Keiner von beiden bestätigt meine Bedenken wegen der Aktentasche aus Juchtenleder. Aber dass der Polizist mich mit seinem Ledergürtel bedroht hat, finden sie unerhört. Das darf der gar nicht. Das weiß ich auch, aber wenn der mich – und hinterher behauptet hätte, er war's nicht, die dicken Striemen müssten wohl von einer häuslichen Züchtigung stammen? So was soll es ja geben. Aber das sage ich lieber nicht.

Zwei Tage später klingelte es am Morgen an der Haustür. Onkel Horst ging öffnen.

„Was, denn, du?“

Die Verblüffung war auf beiden Seiten; es war die unerwartete Begegnung zweier ehemaliger SA-Kameraden. Onkel Horst, ausgebombt wie wir, wohnte wieder bei seiner Mutter, wie er dem anderen erklärte, und auch, nach unseren Namen gefragt: ja, seine Schwester, sein Schwager und sein Neffe seien das.

„Ach. Das tut mir leid, Horst. Wenn ich das gewusst hätte ...“

Und dann erklärte ihm der Kripobeamte – wie sich herausstellte, war es jener, der Peter geschnappt hatte –, worum es ging. Danach rief er überlaut und deutlich:

„Hausdurchsuchung!“

Anschließend ging Onkel Horst mit seinem einstigen Kameraden in den Keller zum Durchsuchen, denn da lagerte nichts Verdächtiges.

„Komm mit!“, ruft meine Mutter mir zu. Ich habe sie noch nie so in Eile gesehen. Ihre Bewegungen sind fahrig. Sie drängt mich in die kleine Stube.

„Beeil dich, Junge, leg dich aufs Sofa! Ja, mit Schuhen, das macht nichts – schnell, schnell! Du bist krank, verstehst du?“

Nein. Ja. Kaum liege ich, da kommt sie von nebenan mit Omis Federbett, deckt mich zu bis zum Hals und stopft mir ein Kissen in den Rücken. Aber die Knie soll ich anziehen, ja, so ist es gut.

Und jetzt kommt Omi an und schiebt mir drei Kilo Kaffee in die schwitzenden Kniekehlen, Rohkaffee, geruchsneutral. Keine Sekunde zu früh! Aus dem Keller kommend, schließen Horst und der Krimsche, laut redend, geräuschvoll die Tür hinter sich, drehen sich zur daneben befindlichen Stubentür um und: *Poch-poch*, herein!

Der Kriminalbeamte, dahinter Onkel Horst.

„Ja, äh, das ist mein Neffe, wie gesagt. Der ist krank im Moment.“

Ich hätte meine Leidensmiene sehen mögen. Ein waidwundes Tier blickt den Mann von der Kripo an.

„Guten Tag“, krächze ich mit ersterbender Stimme.

„Oh, guten Tag, das ist – also dann: gute Besserung! Auf Wiedersehen!“

Nö, lieber nicht.

Ist der weg? Ja? Wir atmen auf und lachen befreit. Mann, was waren wir gut! Diese Szene hätte auch im Ohnsorg-Theater für Furore gesorgt.

Meine Eltern sind danach mit einer klitzekleinen Geldstrafe davongekommen. Der Zucker blieb konfisziert, aber die gute Juchtentasche erhielten sie zurück.

Getötet! Gefilmt!

Was hat Helmut erlebt als Soldat, was hat er getan, woran war er beteiligt? Peter erfährt es nie. Sobald er nachfragt, wie das damals war, heißt es, er soll still sein davon. Dabei war sein Vater doch oft krank und im Lazarett statt an der Front, also kann er gar nicht – gar nicht was?

Nach und nach kommt Helmut wieder auf die Beine. Als der lange Winter endlich vorbei ist, sind Peter und sein Vater gleichermaßen froh über ihre neu gewonnene Bewegungsfreiheit, denn als es kalt war, musste einer von ihnen immer zu Hause bleiben – sie besaßen zusammen nur einen einzigen Mantel, und der gehörte Helmut. Inzwischen aber, im späten Frühjahr 1946, herrscht endlich wärmeres Wetter, und Peter reicht sein Pullover, als er seinen Vater an diesem Vormittag in die Innenstadt von Harburg begleitet. Nicht das erste Mal übrigens. Er mag nicht nein sagen, wenn Helmut ihn fragt, ob er mitkomme. Er fühlt sich ein bisschen verpflichtet, ist aber hauptsächlich neugierig auf das Erwachsensein, auf die alten Bekannten, die sein Vater unterwegs trifft. Dafür nimmt er die entwürdigende Peinlichkeit in Kauf, dass Helmut seinen 15-jährigen Sohn als „mein Schießpreis“ vorstellt; er kopiert sogar das dümmliche Grinsen des Vaters und schweigt. Dass die Bekannten seines Vaters fast ausnahmslos ehemalige SA-Kameraden sind, erfährt er erst nach und nach durch die Gespräche.

Plötzlich versperren uns in der Wilstorfer Straße mehrere Männer den Weg. Sie tragen blau-weiß gestreifte Anzüge und ebensolche Mützen; allem Anschein nach sind es ehemalige KZ-Häftlinge. Sie breiten die Arme aus und lenken uns mit den Worten: „Das müssen Sie sich ansehen, der Eintritt ist frei!" – in ein ausgebombtes, notdürftig hergerichtetes Kino.

Was wir dort zu sehen bekommen, ist schwer zu ertragen. Der 22-minütige Dokumentar-Film „Die Todesmühlen"[7], 1945 unmittelbar nach der Befreiung verschiedener deutscher Konzentrations- und Vernichtungslager wie Dachau, Auschwitz, Majdanek, Bergen-Belsen und Buchenwald gedreht, beweist den Massenmord. Es sind unvorstellbare, grauenhafte Szenen. Die Kamera erfasst armselige, entstellte, verreckte Menschen, doch gezeigt werden auch soeben befreite, oft todgeweihte einstige KZ-Häftlinge: wandelnde Skelette, die sich kaum auf den Beinen halten können; Horrorbilder, die den Atem stocken lassen. Dann wieder reihenweise nebeneinander liegende Ermordete: vergiftet, verbrannt, erschossen, vergast, verhungert … unzählige Opfer, auch die aus der Tötungsanstalt Hadamar, einst bekannt als Landesheilanstalt (!) für geistig und körperlich Behinderte; Knäuel von nackten Leibern, aufeinander geworfen wie Müll, zu Menschenbergen getürmt. Du siehst knochige Gerippe mit bizarr verrenkten Gliedmaßen, hohlwangige Schädel mit tiefschwarzen Augenhöhlen und offenen, zahnlosen Mündern – hingemordete, zu Tode gefolterte Kreaturen, authentisch gefilmt und

[7] Heiner Roß, langjähriger Leiter des Hamburger ‚Metropolis'-Kinos, hat diesen Film im August 2011 im Seniorenbüro Hamburg, Brennerstraße 90, interessierten Zeitzeugen vorgeführt und dessen Entstehungsgeschichte kommentiert.

doch nur exemplarisch gezeigt anstelle der Millionen Opfer des Naziregimes. Dazu Berge von Brillen, Schuhen, Frauenhaar, Schmuck, Uhren sowie eine Kiste, bis oben hin gefüllt mit herausgebrochenen Goldzähnen; dann die Folterinstrumente, „Zyklon B", die Gaskammern … Erschütternd die ernsten Gesichter einiger Kinder, die überlebt haben, aber ihren Namen nicht kennen, stattdessen ihren Arm vorzeigen: *Seht her, diese Nummer, das bin ich!*

Dieser Film mit seinen entsetzlichen, wahrhaftigen Bildern (Regisseure: Billy Wilder und Hanuš Burger, der auch das Drehbuch schrieb; Cutter: Billy Wilder) ist das Schrecklichste und Grauenhafteste, was ich je gesehen habe.

Willenlos, staunt der Sprecher, sei *das deutsche Volk gewesen, millionenfach!*

Das also, das alles hatten Deutsche getan, das haben WIR getan – Nicht du oder ich, nein nein, auch nicht mein Vater oder ... Ach, eigentlich hat das überhaupt keiner von uns Deutschen getan, denn das ist so unglaublich brutal, so bestialisch, so unmenschlich – das kann doch gar nicht angehen!

Doch ich fühlte mich, als hätte ich selbst daran mitgewirkt. Ich war wie betäubt, als ich aus dem Kino kam, und meinem Vater erging es anscheinend ebenso. Auf dem Heimweg sprachen wir kein Wort miteinander.

•

Ich habe es nicht geschafft, auch später nicht, ihn aus der Reserve zu locken, um zu erfahren, wie diese gefilmte Dokumentation auf ihn gewirkt hat. Es gab auch eine Scham, die mich daran gehindert hat, ihn so nachdrücklich zu befragen, dass er mir vielleicht nicht hätte ausweichen können.

Was ich mir damals habe ansehen *müssen* (wie furchtbar erhellend war die Erkenntnis nach diesem sanften Zwang!), hat mich nicht losgelassen. Nie mehr. Jahrzehntelang habe ich mich geschämt, Deutscher zu sein. Ich hatte keine Verbrechen begangen, doch ich gehörte und gehöre dieser Nation an und fühlte mich zeitweise wie mit den Nazimördern verwandt – einfach weil sie deutsch waren.

Heute denke ich, dass das Wissen um die furchtbaren Verbrechen denjenigen, die mitgemacht oder auch nur stillgehalten oder geschwiegen haben, im Nachhinein den Mund verschloss. Es war die Feigheit derer, die es hätten besser machen können, bedrängt von der Angst vor Schuldzuweisungen.

Das Hören, Lesen, Wissen und Sprechen von und über die Gräueltaten der mörderischen Nazibande muss lebendig bleiben und darf nie vergessen werden.

21. FINAL MEMORY

Ein Mann berichtete, er habe im Traum mit seinem fünfjährigen Enkel ‚Memory' gespielt und verloren. Es seien aber, als sein kleiner Enkel das Spiel beendete und grußlos entschwand, noch einige Karten verdeckt gewesen. Als er allein war, habe er die verdeckten Karten umgewendet und festgestellt, dass es sich um alte Geschichten handelte, dunkle Paar-Geschichten aus seiner eigenen Familie, die er nur aus Andeutungen kannte, denn niemand habe je darüber sprechen wollen.

Ich weiß nicht, wann und wo ich dieser gleichnishaften Erzählung begegnet bin; es muss sehr, sehr lange her sein. Ich habe sie vermutlich verdrängt, weil ich sie vergessen wollte, doch sie beschäftigt mich erneut und lässt mich nicht los. Ich stelle mir vor, welche paarweisen Konstellationen im Sinne dieses Traums vom *Memory*-Spiel möglich gewesen wären, als ich selbst noch ein Kind war, vor und während des Krieges. Es ist ein Wahrnehmen dessen, was mir begegnet ist, ein – wenn auch unvollständiges – Erinnern an Menschen, Situationen und Emotionen. Ich decke auf und füge zusammen:

Das erste Doppel: *Liselott* und *Hanne*

Liselott, die ältere Schwester meines Klassenkameraden, wurde in einer Landesheilanstalt (!) ermordet. Amtlich hieß es, sie sei am 27.8.1943 an „Fallsucht" gestorben. Die Urne mit ihrer Asche wurde der Familie auf Antrag gegen Gebühr zugestellt, doch kurze Zeit später behördlich konfisziert – die Eltern mussten sie herausgeben. • *Hanne*, deren genetisch bedingte geistige Behinderung deutlich erkennbar war –

sie hatte das sogenannte Down-Syndrom –, konnte von ihrer alten Mutter, die täglich mit ihr spazieren ging, nicht mehr versorgt werden, als diese erkrankte. Die Mutter kam ins Heim. Was wurde aus Hanne? „Die wird wohl 'ne Spritze gekriegt haben, ist ja das Beste für sie", sagte ein Nachbar.

Das zweite Doppel: *Schuster* und *Geheimer*

Der alte *Schuster* hat ja nie mit „Heil Hitler" gegrüßt, sondern stattdessen *„Hiller"* gemurmelt (so hieß ein bekanntes Pfefferminzbonbon). Außerdem sei er ein Sozi gewesen, so wurde gemunkelt, ein Sozialdemokrat. 1941 war seine Werkstatt in der Karlstraße plötzlich geschlossen; er selbst aber spurlos verschwunden.
• Schräg gegenüber von der Werkstatt des Schusters hat in jenen Jahren ein Mann gewohnt, der häufig alkoholisiert war und ein „*Geheimer*" gewesen sein soll – was immer das bedeutet haben mag.

Das dritte Doppel: *Rosa* und *das kleine Mädchen*

Es mag 1936 gewesen sein. Ich hatte bei Omi Fellner übernachtet. Als es klingelt, es ist ein winterkalter Morgen, öffne ich die Haustür. Eine freundliche, rundliche ältere Frau tritt ein, fremdländisch gekleidet, an der Hand ein kleines Mädchen, etwa fünf Jahre alt, wie ich. Beide atmen Nebelwolken aus, barfuß betreten sie den Steinfußboden der Veranda. Die Alte lächelt, greift nach meiner Hand und betrachtet die Linien darin: „Gute Hand".

„Das war *Rosa*", erfahre ich 2002 von Gottfried Weiß, einem der wenigen Überlebenden aus dem einstigen Zigeunerlager. Wer *das kleine Mädchen* war – vielleicht die Enkelin? –, vergesse ich zu fragen. Hier aber, an dieser Stelle, sei sie erwähnt, wenigstens das.

Das vierte Doppel: *Edith* und *Werner Schloss*

Nachbarn seid Ihr einst gewesen, jugendliche Nachbarn, wohnhaft um die Ecke, in der Karlstraße. Ich habe Euch nicht wahrgenommen; ich war noch ein Kind. *Edith*, geboren 1925, war damals 16, *Werner*, Jahrgang 1921, war zehn Jahre älter als ich, also zwanzig.

Es war 1941, als Ihr deportiert worden seid, gemeinsam mit Euren Eltern und Eurer Großmutter mütterlicherseits. Ihr wurdet nach Minsk verschleppt und dort ermordet, betrogen um Jahrzehnte Eures Lebens. Weil Ihr Juden wart.

Das fünfte Doppel: Ein *linker* und ein *rechter Schuh*

Ihr wart ein Paar, ein *linker* und ein *rechter Schuh*, und habt einem Jungen gehört, den ich nicht kannte ...

Du musst etwa 13 Jahre alt gewesen sein, Junge, genau wie ich zu jener Zeit. Du wirst irgendwo im Ausland gelebt haben, bis wir Deutschen kamen, deutsche Soldaten, deutsche SS, deutsche Polizei ... Warst Du Jude, Junge? Warst Du Zigeuner? Oder gar ein „slawischer Untermensch"? Ich glaube, Du bist einfach ein Junge gewesen, der gern gelacht hat und zu Streichen aufgelegt war, der zur Schule gegangen ist, der seine Eltern geliebt und gern gelebt hat – bis die Deutschen oder ihre Helfershelfer kamen und Dich getötet haben.

Dann hat man Dich auch noch bestohlen, und ich – ich habe Dich „beerbt": ein Paar Schuhe, einen *linken* und einen *rechten Schuh*. Die waren, gemeinsam mit vielen anderen Schuhen und Stiefeln von Kindern und Jugendlichen, als Beutegut jenseits der deutschen Grenzen gesammelt, abtransportiert und in Mährisch-Weißkirchen (d.i. *Hranice*) in einen großen Raum

gebracht worden. Da lagerten sie nun alle auf dem Fußboden, verstehst Du, und ich, dessen eigene Schuhe total zerschlissen waren, habe sie ausgesucht und durfte sie mir nehmen, einfach so mitnehmen, Dein Paar Schuhe, ohne Bezugsschein und ohne zu bezahlen.

Ich habe mich gefreut. Ich wusste nicht, dass sie Dir gehörten. Es hätte auch nichts geändert, aber sie sind mir nachgegangen, Deine Schuhe, weißt Du? Heute, Jahrzehnte später, würde ich Dir gern danke sagen, Junge. Doch wie kann ich dir danken für etwas, um das man Dich betrogen hat – über Deinen Tod hinaus? Verzeih mir, bitte. Ich fürchte, es steht mir nicht zu.

Das letzte Doppel: *Vater* und *Mutter*

Ich dachte zuerst, Ihr gehört nicht hierher, nicht zu den Opfern, nicht zu den Tätern. Aber doch? Du, *Vater*, bist „Mitläufer" gewesen bei den Nazis, wie Millionen andere Deutsche. „Der Betroffene ist entlastet (Kategorie V.)" lautet Dein Entnazifizierungsbescheid vom 1. Oktober 1948. Dabei warst Du Handlanger, zehn Jahre zuvor, am 10. November 1938, als die Synagoge zerstört worden ist in unserer Straße, ein Handlanger in SA-Uniform, der an der Spitze des Trupps marschiert ist und abgesperrt hat, damit Deine SA-Kameraden in Zivil („zivilisiert" kann man die wohl schlecht nennen) das jüdische Gotteshaus in Ruhe zerstören konnten. • Und Du, *Mutter*? Du warst eigentlich unpolitisch, hast Dich einmal aber weit vorgewagt bei dem Bild, das *Die drei größten Deutschen* darstellen sollte: Friedrich den Großen, Bismarck und Hitler. „Na", hast du leise gesagt, „das soll sich erst noch herausstellen."

Opfer – seid Ihr auch geworden, *Vater* und *Mutter*: beide ausgebombt (wie ich), beide krank als Folge des Krieges; *Vater*, der „Ernährer", nach fünf Monaten Kriegsgefangenschaft acht Monate arbeitsunfähig, danach fast fünf Jahre arbeitslos.

Was mir fehlt: Dass ich zu Euch hätte aufblicken können, irgendwann nach der Nazizeit. *Vater*, Du hast damals im besetzten Polen, gedeckt durch Deinen Vorgesetzten, Einwohnern jüdischen Glaubens Passierscheine oder Pässe ausgestellt, so dass sie ausreisen konnten. Gut so!

Du, *Mutter*, bist in das bombardierte, brennende Haus gestürzt, um aus unserer Wohnung etwas zu retten. Darüber hinaus bist Du mir, Deinem Sohn, in den letzten Wochen des Krieges entgegen gefahren, um mich heimzuholen, wenngleich Du an den Umständen gescheitert bist.

Das alles stimmt versöhnlich. Aber es ist auch ein Gefühl von Traurigkeit dabei. Als könnten wir einander nicht genügen. Was bleibt, ist mein Unbehagen. Was hätten andere – was hätte ich getan, an Eurer Stelle? Und bei all Eurem Fehlerhaften in Worten und in Taten (das ja auch in mir angelegt ist): Vielleicht hätte ich öfter danke sagen sollen, und dass ich Euch liebe.

22. STOLPERSTEINE

Ich habe es nicht rechtzeitig geschafft, wenigstens für *Alfred Schloss* einen Stolperstein zu stiften (jemand anderer kam mir zuvor), doch wäre ich noch viel weniger imstande gewesen, dazu ein Gedicht zu schreiben. So mag denn dies hier, wenn es erlaubt sei, für alle Stolpersteine stehen, für alle:

unwillkürlich achtsam werdend
zögern meine füße
stolpern meine blicke
über namen auf zwei steinen
lebenszeichen todesjahre
eingraviert in messingplatten
auf dem gehweg eingelassen
rieckhoffstraße vor haus fünf

benjamin und alfred findling
hier wart ihr zu hause brüder
deutsche juden mitbewohner
schutzlos rechtlos ausgewiesen
wann geboren wann ermordet
häftlingsnummern ausgelöscht
nicht mal dreißig lebensjahre
zähle ich auf jedem stein

sechzehnhundert stolpersteine
legen zeugnis ab in hamburg
sechzehnhundert totgemachte
und das sind noch längst nicht
alle opfer stein für stein
ausgebürgert eingebürgert
dem vergessensein entrissen
namentlich bekannt gemacht

männer frauen junge alte
unter ihnen widerständler
juden christen sinti schwule
ganz normale nachbarsleute
tür an tür gelebt mit denen
nichts gewusst bei tag und nacht
abgeholt man kann nichts machen
nur nichts sagen totschweigmund

wer sich wann geschämt vergebens
wer geschwiegen bleibe still
keine zeit heilt jene wunden
nichts wird wieder gutgemacht
sechs millionen menschenleben
nur ein stolperstein für jeden
wär wohl nicht zu viel verlangt
seht der anfang ist gemacht

nachgefragte dokumente
lebensdaten todeswege
eingraviert ein mal der würde
hat gelebt hier hat gewohnt hier
angezeigt an ort und stelle
diesseits namenloser asche
darum zögern meine füße
stolpern meine blicke ach





Je einen Stolperstein für *Alfred* und *Benjamin Findling* hat der Künstler Gunter Demnig am 21. April 2007 in Hamburg-Harburg gegenüber vom Kulturzentrum Rieckhof verlegt – zwei von rund 1.600 zu jener Zeit. Bis zum Jahre 2016 ist die Anzahl der allein in Hamburg von Demnig verlegten Stolpersteine auf mehr als 5.000 angewachsen.

Unterm Strich

Sofern sich Bildung überhaupt gewichten lässt, bin ich höchstens halb gebildet. „50 Prozent", mehr nicht. Wer aber, außer mir, ist schuld daran? Ist es die Zeit? Sind es die Umstände, unter denen ich aufgewachsen bin? Hitlerjunge, Kriegskind, Habenichts, Hungerleider: Dies Schicksal teile ich mit Tausenden; ungleich größer ist die Anzahl jener, die weitaus mehr durchlitten haben und oftmals froh sein durften, überlebt zu haben.

Was bleibt, ist das Defizit an Bildung. Das bisschen, was ich weiß, habe ich mir selbst beigebracht. Verantwortlich sind Menschen, die mich erzogen haben. Nicht so sehr meine Eltern, durchaus aber meine Lehrer. Die größte Schuld indessen tragen Hitler und seine Gesinnungsgenossen. Deren Weltanschauung mit all ihren Verboten hat meine Altersgenossen und mich, die wir im sogenannten „Dritten Reich" heranwuchsen, in einem nie gekannten, nie für möglich gehaltenen Ausmaß um Kultur und Bildung betrogen und uns einer unbeschwerten Jugend beraubt.

Bis ich nach dem Krieg überhaupt erfahren habe und wahrnehmen konnte, welche Geistesgrößen es (nicht nur) hierzulande einst gegeben hat, unter ihnen eine

Vielzahl von Juden – neben Medizinern, Philosophen und anderen Wissenschaftlern vornehmlich Menschen im Bereich von Literatur, Kunst und Theater, darunter Künstler von Weltruf sowie Nobelpreisträger –, war ich erwachsen, stand in der Ausbildung und gründete bald darauf eine Familie.

Fazit:

Menschen, deren Überzeugungen nicht mit der NS-Ideologie übereinstimmten und die dies in ihren Aussagen und Arbeiten zum Ausdruck brachten, insbesondere auch auf künstlerischem Gebiet, wurden während der Hitler-Diktatur totgeschwiegen, geächtet und verboten. Sie wurden mehrheitlich deportiert und umgebracht, sofern es ihnen nicht gelang, Deutschland rechtzeitig zu verlassen.

Darüber hinaus wurde unendlich viel Bedeutsames, Schöngeistiges, Einzigartiges kaltgestellt, verramscht, blindwütig zerstört oder durch Bomben vernichtet. Schöpfungen, von kreativen Menschen erdacht, gestaltet, geschrieben, gelesen, gemalt, gesprochen, getanzt, rezitiert, komponiert, nachgespielt oder auch gesungen.

Uns Jugendlichen, die während dieser Zeit aufgewachsen sind, wurde all dies Kulturgut vorenthalten – unterdrückt von menschenverachtenden Ignoranten, die sich ‚Führer' nannten. Stattdessen wurden uns hehre Ziele vorgegaukelt, die es zu erreichen galt, und sei es um den Einsatz des eigenen jungen Lebens. Selbst der grausamste Krieg wurde heiliggesprochen, vom allerheiligsten Herrn Hitler ganz zu schweigen.

Bei Kriegsende war das auf einen Schlag vorbei. Wir Heranwachsenden hatten die NS-Ideologie abzustreifen wie einen alten Mantel: Weg damit, zum Lumpensammler, samt Hemd und Hose – alles weg, weg, weg!

Als wär's ein Spuk gewesen.

Da standen wir dann. Oben ohne, unten ohne. Keiner war da, der uns half, kulturell eine neue Identität zu finden und die Ideale der Menschlichkeit neu zu entdecken. Und es gab – um im Bild zu bleiben – kaum anständiges Zeug, sondern überall nur die alten Lumpen von gestern und von vorgestern.

Hoch- und plattdeutsche Literatur

im *verlag.marless.de*:

...da war ein Leuchten

von Gertrud Everding



"Egal, ich werde es schaffen, Vater. Dann gehe ich eben für einen Zentner zweimal." Else, die 17-jährige Hamburgerin, trägt für ihren kranken Vater Kohlensäcke aus – im ersten Weltkrieg. Else, jung, hübsch und eigensinnig, kämpft ihren Lebenskampf schnörkellos und ohne Drama, nicht auf der großen Bühne, sondern in der halben Verborgenheit eines typischen Frauenlebens – sie kämpft um die Existenz des elterlichen Ladens, um die große Liebe, um ihre Integrität unter den Nazis, um ihre Familie in zwei Kriegen. Und sie gewinnt – mit Humor und der Strahlkraft dieses inneren Leuchtens, das ihre Stärke ist. Aber sie zahlt auch den Preis – denn der Preis für ein gelungenes Leben ist manchmal das Leben selbst.

Gertrud Everding, Elses jüngste Tochter, hat die unbezwingbare Persönlichkeit ihrer Mutter in dieser authentischen Biografie festgehalten, die zugleich eine Liebeserklärung an Elses Heimatstadt Hamburg ist.

ISBN 978-3-9817194-8-2
564 Seiten, viele Fotos. Preis: 19,80 Euro

Bestellen per Email bei: verlag@marless.de
Online: verlag.marless.de



Oosterfüür

En plattdüütsche Land-Krimi vun Marlou Lessing

Mit Översetten vun de plattdüütschen Wöör direkt an'n Rand!

"Wischenloh, dor geev dat för Trixie keen Verdoon, weer dat Schöönst, wat een finnen kunn in düsse Weltkant. Tominnst geev dat nix Schöners in ganz Middelholsteen."

Man in düt stille Dörp passeert radelhaftige, afgrünnige Saken. Wokeen hett Eggert Arfst doodfohrt? Woneem is de rieke Herr Kortum? Un wat will sien schöne Fru? — Allns düt mutt de junge Pastersch Trixie rutfinnen. To'n Glück is se nich alleen ...

En poetische Landkrimi, de di langsam in sien Bann treckt to en furioses Finale. Ganz op Platt? Maakt nix — all Vokabeln staht an'n Rand! Wirklich all. Ok mit dat ringste Platt köönt Se allens lesen.

ISBN 978-3-9817194-1-3

472 Sieden, Pries: 20,- Euro.

Bestelln per Email bi: verlag@marless.de
Online: verlag.marless.de